DAS WORT

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT

Redaktion:
Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 8 August 1938

VERLAG MESHDUNARODNAJA KNIGA MOSKAU

INHALT

DER QUASTERL

Eine Erzählung

von

Oskar Maria Graf

Unsere erste Jugend zu Hause war ein Leben voll Überraschungen, ein ungehemmtes, wildes Kinderleben.

Ich mag damals ungefähr neun oder zehn Jahre alt gewesen sein. Von den elf Kindern, die meine Mutter geboren hatte, waren acht am Leben geblieben, drei Schwestern und fünf Brüder. Von den Buben war ich der jüngste. Nach mir kam nur noch meine kleine Schwester Anna.

Unser Elternhaus war durch die Baulust meines Vaters im Laufe der Zeit umfänglich geworden; die Bäckerei und das angegliederte Gemischtwaren-Geschäft hatten keine Konkurrenz und florierten ausgezeichnet, ein schöner Waldstrich und ertragreiche Wiesengrundstücke gehörten dazu, in unserem Stall, den eine eigene Magd versorgte, standen vier Kühe, ein gutes Pferd, meist fünf bis sechs Schweine und eine Menge Hühner. Sorgenlos wuchsen wir Kinder in dieser geruhsam-zunehmenden Wohlhäbigkeit auf. Das Bäuerlich-Beharrliche meiner Mutter und der aufgeschlossene Unternehmungsgeist meines Vaters, der als junger Handwerker weit in Deutschland herumgekommen und Soldat im Kriege von 1870/71 gewesen war, hatten sich in glücklicher Mischung auf uns vererbt. Mit Ausnahme meines ältesten Bruders Max lernten wir alle leicht in der Schule. Wir waren geweckt, an allem interessiert und durch den vielfachen Verkehr mit den Sommergästen, die alljährlich in unserem Heimatdorf Wohnung nahmen, gewissermaßen mit der großen, bewegten Welt verbunden. Dadurch waren wir den sonstigen Dorfkindern überlegen. Das, was innerlich und äußerlich das ihrige war, kannten wir genau, aber wir hatten noch etwas dazubekommen, von dem sie nichts wußten und nichts wissen wollten.

Die meisten von uns Geschwistern hatten schon von Kind auf besondere Neigungen, die der bäuerlichen Umwelt, in der wir aufwuchsen, nicht im geringsten entsprachen. Die älteste Schwester, Theres, zum Beispiel hatte eine gewisse nüchterne Vorliebe für Operetten und große Moden, und sie zeichnete mit ziemlichem Geschick all diese pompösen Kostüme und Kleider nach. Auch Emma besaß diese Fähigkeit, aber sie hatte mehr Phantasie und war grundanders veranlagt. Sie war empfindsam, träumerisch, gutmütig-heiter,

liebte sentimentale Verse und Romane und konnte oft stundenlang über rührende Zukunftspläne sprechen. Jeder Mensch mochte sie gern. Sie war sehr schön, groß und schlank, fast ein wenig gebrechlich zart und durchsichtig, was ihr einen besonderen Reiz verlieh. Sie wußte davon, verstand sich entsprechend zu kleiden und war verschwiegen eitel ohne Geziertheit. Wunderbar klang ihre Altstimme aus dem Kirchenchor. Sie sang gern und gefühlvoll. Anna hatte ein dünnes Stimmchen, aber sie wollte unbedingt eine große Sängerin werden. Sie verehrte, obgleich sie sich nicht die leiseste Vorstellung davon machen konnte und keinen Ton einer Oper oder Symphonie kannte, Beethoven, dem sie die Urheberschaft aller Volkslieder und damaligen Schlagerlieder zuschrieb. Einzig das Bild dieses Mannes, das sie einmal in einer Zeitschrift entdeckt hatte, war ihr maßgebend und sie sammelte von da ab eifrig Porträts von ihm. Mit wahrer Andacht feierte sie jedesmal den Geburtstag des großen Musikers, baute eine Art Altar auf, schmückte ihn mit all ihren Bildern und sang dazu, weil sie dies für sein bestes Lied hielt „Wer uns getraut, ich sag es laut ... Ebenso abgöttisch hing sie an unseren Hunden und Katzen. Wenn so ein Tier verendete, schaufelte sie ein Grab, und unter Weinen und Singen begrub sie ihren Liebling. Sie steckte ein selbstgefertigtes Kreuz in die Erde und blieb lange Zeit traurig.
Wir Brüder unterschieden uns sehr voneinander: Max war nüchtern, grob und herrschsüchtig. In der Schule hatte er kaum Schreiben und Rechnen gelernt, Orthographie blieb ihm zeitlebens fremd, aber wehe, wenn ihn jemand von uns auf Fehler aufmerksam machte. Er verstand keinen Spaß, verließ sich ausschließlich auf seine Körperkraft und war höhnisch und hämisch gegen Schwächere. Eugen war der Stolz des Vaters. Er hatte eine gewinnende Art, sich beliebt zu machen. Wo er hinkam, verbreitete er Heiterkeit. Er tanzte schon als Schulbub gut und die Mädchen mochten ihn alle gern. Auch seine Kameraden hingen fast romantisch an ihm. Er beherrschte sie ohne Zwang und war mutig bis zur Tollkühnheit. Er gab viel auf sein Äußeres und war überhaupt ein sehr schmucker Bursch. In der Schule lernte er so leicht, daß ihn alle bewunderten. Er las nur wenig und das nur oberflächlich, aber er träumte davon, daß er einmal so etwas wie ein Napoleon oder Cecil Rhodes werden würde. Diese zwei Männer waren für ihn der Inbegriff alles Großen auf der Welt. Vater schickte ihn damals auf eine kaufmännische Schule in München. Gleichzeitig war er praktisch als Volontär bei einer italienischen Zweigniederlassung tätig, die den schönen Namen „Francesco Parissi & Co“ trug. Er sollte Buchhalter werden, war strebsam und zielbewußt ohne Kriecherei und machte schnelle Fortschritte. Das alles hob seinen Nymbus bei uns ungemein. Und nicht nur bei uns. Stets wenn er, elegant nach der letzten Mode gekleidet, heimkam, war das ganze Dorf von ihm begeistert, denn er besuchte außer seinen Kameraden die Nachbarsleute und war immer zu allen möglichen Lustbarkeiten aufgelegt. Unter seiner Leitung kamen herrliche Schlittenpartien in entfernte Dörfer, Tanzvergnügungen und übermütige Ausflüge zustande, von denen man noch lange Zeit sprach.

Max, der ebenfalls um diese Zeit die Bäckergesellenprüfung in München ablegte, wollte noch das Konditorhandwerk erlernen und begab sich auf die Wanderschaft. Wir vermißten ihn nicht sonderlich. Hin und wieder brachte die Post ein Paket schmutziger Wäsche von ihm oder er schrieb einen kurzen Brief, in welchem er um Geld bat.

Von uns jüngeren Brüdern, Maurus, Lorenz und mir, war der erstere der leidenschaftlichste Leser. Er beteiligte sich nur selten an unseren Spielen und verkroch sich am liebsten in irgendeiner Kammer, um ungestört zu sein. Wenn man ihn nach seinen Weihnachtswünschen fragte, verlangte er meistens ein Abonnement der „Gartenlaube“, der „Guten Stunde“ oder sonst eines geschichtlichen Werkes in Lieferungen. Ihm aber machten die großen Männer der Geschichte gar keinen Eindruck, um so mehr lebten für ihn die Gestalten der Dichtungen, und wenn er davon sprach, meinte man manchmal, er erzähle von leibhaftigen Menschen, die er nahe kannte. Er kaufte eine Unmenge Hefte von Reclams Universalbibliothek und kannte schon als Zwölf- und Dreizehnjähriger die bedeutendsten Werke der großen Schriftsteller der Welt. Immer aufs neue begeisterte er sich an Shakespeares Dramen und an Cervantes' „Don Quijote“. Er kannte lange Stellen daraus auswendig und konnte plötzlich hellauf lachen, wenn er beispielsweise Falstaffs oder Sancho Pansas lustige Bemerkungen zitierte.

Er las Goethe und Heine ebenso eifrig wie Flaubert, Balzac, Stendhal, Maupassant und Zola. Ibsen, Björnson und Strindberg lagen ihm näher als Dostojewski und Gogol, und Gorki mochte er lieber als Tolstoi. Er verstieg sich bis zu Leibniz, Spinoza, zu Fichte, Kant und Schopenhauer, aus deren Schriften er ganze Hefte voll von Sentenzen abschrieb. In diesen Heften standen tiefsinnige Zitate neben Gedichten unserer Klassiker oder solchen, die er in Zeitungen und Zeitschriften gelesen hatte. Mir gefielen manche dieser Verse so gut, daß ich tief gerührt davon wurde, und noch heute kenne ich sie. Es überweht mich für Augenblicke wie ein warmer Windstoß aus dieser glücklichsten Jugend, wenn ich Wilhelm Schussens schönen Vers vor mich hinspreche:

„Nun ist es Nacht . . .
Ich muß über die Heide.
Die Welt mit ihrem Leide
hab tief ich überdacht.
Der blasse Mond hat zum Geleit
mich angeworben.
Die Wolken schließen stumm
den Trauerzug
als wäre wer gestorben . . .“

Von uns Geschwistern hatten die meisten zeichnerisches Talent, Maurus aber war der begabteste Zeichner und Maler unter uns. Jede Seite seiner Zitatenhefte schmückte er mit einer hübschen Vignette, die er von Zeit zu Zeit

immer wieder verbesserte. Insgeheim wollte er später Kunstmaler werden, aber er gestand es niemandem. Leider fehlte ihm das Selbstvertrauen und wohl auch jener leichtbeschwingte, romantische Mut, den ein Künstler braucht. Er war schon als Schulbub ein wenig pedantisch und ein heftig kritisierender Nörgler, war boshaft und erfinderisch in seinem Spott auf andere, dafür aber um so empfindlicher, wenn man ihn verspottete. Bei solchen Gelegenheiten wurde er blaß vor Wut und fing sofort erbittert zu raufen an. Da er im Gegensatz zu uns allen auffallend klein war, glaubten die meisten, er sei leicht zu überwinden. Sie täuschten sich aber stets, denn Maurus war ungemein flink und gewandt, entwickelte bei einem solchen Kampf ungeahnte Kräfte und eine derart fanatisch-verbissene Ausdauer, daß er meist Sieger blieb.

Zwischen ihm und Lorenz stand ich und unterlag bald dem Einfluß des einen, bald dem des anderen. Maurus suchte mich beständig nur für Bücher zu interessieren und gab sich alle Mühe, mir das Gelesene begreiflich zu machen. Ich konnte aber damals noch vieles nicht erfassen und wurde schnell müde dabei. Wenn er das sah, schlug er mich, und es war höchst seltsam, wie er sich bei einer solchen Lektion erregen konnte. Er war dem Weinen nahe und redete in einemfort auf mich ein: „Ja, verstehst dus denn wirklich nicht? ... Noch nicht? ... Das ist doch schön! Da muß man doch lachen! ... Begreif doch, du Aff, du blöder! ... Warum weinst du denn, du Esel! Paß doch besser auf, dann wirst du dahinterkommen, wie wunderschön das ist!“ Ich wußte mir zuletzt nicht mehr anders zu helfen, wischte meine Tränen aus dem Gesicht, nickte und versuchte gefroren zu lachen oder beflissen zuzustimmen. Ich verdanke diesem Bruder, der heute als Konditor in meinem Heimatdorf lebt und noch immer soviele Bücher liest, eine gründliche Kenntnis der Literatur und die Fähigkeit, auch in schwierige geistige Probleme einzudringen. Die Schläge von damals sind nicht umsonst gewesen. Wir lasen nach einigen Jahren geradezu um die Wette und freuten uns an der Begeisterung, in die uns die Bücher versetzten.

In jener ersten Zeit aber schwankte ich — man kann wohl sagen—notgedrungen zwischen Maurus und Lorenz hin und her. Beide quälten mich abwechselnd. Jeder wollte, daß ich nur seine Neigungen annähme. Lorenz oder, wie er genannt wurde, der Lenz, las zwar auch, wenn auch lange nicht so viel und so gründlich wie Maurus. Ihn zogen die Abenteurer, die Indianer, Karl May, die großen Naturforscher, die Weltreisenden und die Detektivgeschichten an. Seine Lieblinge waren Nansen, Stanley, Livingstone und — (neben einigen Indianerhäuptlingen) Sherlock Holmes. Und vor allem: Lenz suchte es diesen kühnen Männern nachzumachen. Er war abenteuerlich und phantastisch, aber naiv zugleich. Er war kräftig und jähzornig, dabei aber doch wieder gutmütig. Er kaufte heimlich Flobertgewehre, streifte sonntags mit mir durch die Wälder und wir schossen Fasanen und Hasen. Um ihn sammelten sich gleichaltrige Schulkameraden, die er nach und nach alle bewaffnete und anführte. Es gab auch etliche leerstehende

Villen, in die wir im Winter einstiegen wie eine echte Räuberbande. Wir demolierten einige Möbel und beschmierten die Wände mit dem Blut des erlegten Wildes. Lenz hatte aber noch eine andere, sehr merkwürdige Leidenschaft. Allem Anschein nach genügten ihm die Abenteuer, die er las und durchführte, nicht. Darum schrieb er ganze Notizbücher voll mit selbsterfundenen, unwahrscheinlichen Geschichten, die jedoch niemand verstehen konnte. Nämlich er erfand sich eine eigene Sprache, sehr seltsame Sätze und es waren Worte in diesen Büchern, die einen sonderbar-geheimnisvollen Klang hatten, wie etwa „Lago di werma of Vespuzio Amerigo" oder „Claro fines Delawore". Dazu zeichnete er Illustrationen, die irgendwelchen Wappen ähnlich waren. Befragt darüber, was denn solche Ausdrücke zu bedeuten hätten, antwortete er ärgerlich: „Das verstehst du nicht! Das geht dich nichts an!" Im übrigen verbarg er diese Notizbücher stets ängstlich und geriet in heftigste Wut, wenn sie jemand zufällig entdeckte. Nur mir las er ab und zu einige Stellen daraus vor. Seine sonderbaren Worte und Sätze klangen dann fast wie unentwirrbare Beschwörungsformeln, und ich hörte verständnislos, aber bewundernd zu. Lenz hatte außerdem die Gewohnheit, sich auf den weißen Wänden einsamer Kapellen, in Badehütten und auf Bänken mit seinen wappenartigen Zeichnungen zu verewigen. Unter jedem dieser Wappen war in sehr verschnörkelter Schrift zu lesen: „Ottawa in finis, of Lakes Starnbergivo by Henry Bull Unitat Amerigo." Stundenlang zeichnete Lenz daran. Oft, wenn ich vom Brotaustragen heimkam, fragte er mich streng: „Hast dus gesehen?"

„Was denn?" fragte ich ahnungslos. Nicht selten gab er mir dann eine Ohrfeige und schrie mich böse an: „Du Depp, wenn du auf meine Zeichen nicht aufpaßt, können wir dich nicht brauchen." Das hieß soviel wie, ich dürfte sonntags nicht mehr mitkommen. Es läßt sich denken, daß ich von da ab peinlich acht gab, um alle Zeichen zu entdecken und Lenz davon zu berichten. Der sagte alsdann ernst: „Nie vergessen, verstehst du? Henry Bull muß man überall merken." Das hörte sich stets an wie eine dunkle Drohung. Es imponierte mir. Allem Anschein nach bildete sich Lenz zu damaliger Zeit allen Ernstes ein, er sei eine übermächtige Persönlichkeit, ein Wesen, halb Indianerhäuptling, halb unüberwindlicher Detektiv. Für unsere Bande jedenfalls war er der rechte Häuptling, abenteuerlich, kühn und geheimnisvoll. Wie kühn und — man konnte es wirklich so nennen — zugleich realistisch er bei aller Verstiegenheit war, zeigte sich an folgendem Erlebnis: An einem Sonntagnachmittag im Winter wilderten wir auf einem schwach bewaldeten Hügelkamm. Rechter Hand, unten, lief ein ausgefahrener Weg. Wir schossen gerade auf auffliegende Fasanen, als plötzlich von unten herauf die Schneidermichlin, ein berüchtigtes Klatschweib, laut rief: „Jaja, da schau! Was machen denn die Bubn? . . . Fasanschießen, was?" Einige Sekunden lang starrten wir benommen auf sie. Dann rannten wir in jähen Sprüngen auf der anderen Hügelseite abwärts und verkrochen uns im verschneiten Dickicht. Es wurde Rat gehalten. Keinem fiel etwas Gescheites ein. Alle sahen wir auf Lenz.

„Hm, die muß erschossen werden", sagte der, brach aber geschwind ab, sprang auf und sagte in ganz anderem Ton: „Oder wart! ... Ich geh zu ihr." Uns verschlug es buchstäblich den Atem. Er stieg rasch hügelaufwärts und verschwand hinter dem Kamm. Wir warteten beklommen. Nach ungefähr einer Viertelstunde kam er wieder.
„Die sagt nichts", meinte er beruhigt. „Ich hab ihr gesagt, entweder müssen wir sie erschießen oder sie kriegt eine Mark, wenn sie nichts sagt... Sie hat die Mark genommen." Die Schneidermichlin war sehr habgierig. Wir atmeten auf und waren zufrieden.
„Hoch Henry Bull!" rief der Schmerber-Hans und wir alle fielen ein.
Wir Geschwister Graf hatten alle die unbewußte Vorstellung, als ragten wir in jeder Hinsicht weit über unseresgleichen empor. Familienstolz und Kastengeist waren in uns ungewöhnlich stark ausgeprägt. In unserer verschwiegenen Überheblichkeit verachteten wir im Grunde genommen jeden, der nicht unmittelbar zu uns gehörte. Da wir freundlich, heiter und gesellig waren, merkte niemand unsere herrschsüchtige Lieblosigkeit.

Das Nachfolgende ist nichts als die Erinnerung an den ersten Proletarier, der mir in meinem Leben begegnet ist. Ich verdanke, wenn ich jetzt, nach langen, langen Jahren darüber nachdenke, dieser damaligen Begegnung so viel, daß ich zuweilen glaube, sie sei das Grundlegende und Bestimmende meiner späteren Anschauung und Gesinnung gewesen. Und wie wir die Welt anschauen, wie wir zu den Menschen innerlich stehen, das ist schließlich das Wichtigste im Leben.
Eben um jene Zeit unserer Jugend, an einem Vorherbstabend, kam einmal die Schwester meines Vaters, die Kathl, in unsere geräumige Wohnküche. Wir alle wußten, das hatte eine besondere Bedeutung, denn die beiden Geschwister stritten sehr oft und verharrten dann meist in einer wochenlangen stummen Feindschaft. Wahrscheinlich wollte die Kathl sich wieder einmal mit meinem Vater versöhnen. Es war ihr anzusehen, wie schwer sie diesmal mit sich gerungen hatte.
„Max", sagte sie ohne jede Einleitung und schaute dabei meinem Vater ein wenig hilflos, aber unverwandt in die Augen: „Max, ich hab mirs überlegt, ich zieh jetzt doch in die Stadt ... Ich will bloß wegen meinem Lorenz mit dir reden. Den muß ich bei dir lassen." Sie war traurig und ein bißchen verstört.
„So", antwortete mein Vater bewegt, ohne sichs anmerken zu lassen: „Noja, du mußt es ja wissen, was dir gut tut. Ich treib dich nicht weg ... Um den Lorenz brauchst du dich nicht zu kümmern ... Solang ich leb, komm ich für ihn auf."
Und dann redeten sie lange miteinander. Ihre Worte bekamen nach und nach einen immer wärmeren Klang. Der Kathl traten ein paarmal die Tränen in die Augen, und auch mein Vater stockte ab und zu. Sie sprachen, als hätten sie nie miteinander Streit gehabt, und ihre Unterhaltung wurde so herzlich und rührend, daß, während unsere älteren Geschwister

schweigend zuhörten, wir zwei jüngsten, Anna und ich, auf einmal zu weinen anfingen, uns ein um das andere Mal zärtlich an die Kathl schmiegten und wehmütig bittend sagten: „Nein, Kathl, du darfst nicht fort! Bleib doch bei uns! Bleib doch da.“ Das tat der Kathl erst recht weh. Ihre Hände zitterten, und sie schluckte schwer, aber sie blieb bei ihrem Entschluß.
Die Kathl war eine arme Näherin, schon weit über fünfzig und unverheiratet. Sie hatte eine Tochter namens Marie und den eben erwähnten Sohn Lorenz, der damals schon vierzehn Jahre alt war und in die Feiertagsschule ging. Beide Kinder stammten von verschiedenen Vätern. Derjenige Maries war ein Gendarm und jener vom Lorenz ein Fischer aus Starnberg, doch diese Väter kümmerten sich nie um sie. Sie kannten einander kaum. Ganz allein, mit vieler Mühe und Not hatte die Kathl ihre Tochter und ihren Sohn großgezogen und — wie sie manchmal sagte — nie einen Dank dafür geerntet. Die Marie war zum Glück schon längere Zeit mit einem vermögenden Zigarrenhändler in München verheiratet, aber sie schämte sich ihrer Mutter und besuchte sie nur ganz selten, fast verstohlen. Darüber geriet die Kathl stets in Wut, und stets stritten die beiden giftig miteinander. Den Lorenz hatte mein Vater in unser Haus aufgenommen. Er arbeitete als Lehrling in der Bäckerei. Ihre Tochter haßte die Kathl. Den Lorenz ertrug sie und war, wie das bei armen Leuten meistens zu sein pflegt, auch hin und wieder herzlich zu ihm. Bei solchen Gelegenheiten gab sie ihm rührende Lehren und streichelte über seinen runden Kopf mit ihren zitterigen Händen. Stumpf hörte der Bub zu und ließ mit sich geschehen. Ab und zu brummte er teilnahmslos: „Jaja, selbstredend, selbstredend ... Freilich, freilich ...“ Das waren die einzigen Worte, die er beständig im Munde führte. Er machte immer einen abwesenden, gefühllosen Eindruck.

Bis jetzt hatte die Kathl in unserem Nebenhäuschen, hinten im Hof, in zwei kleinen ebenerdigen Kammern gewohnt. Die anderen Räume dienten als Werkstätte und Warenlager. Schlecht und recht brachte unsere Tante sich fort. Gegen Kost und geringes Entgelt schneiderte sie bei den Leuten in der Umgegend. Wenn sie auswärts zu tun hatte, brachen wir Buben oft in ihre Zimmer ein und durchstöberten alles von unten bis oben. Es läßt sich denken, daß sie uns nicht allzugern hatte. Nur unsere Schwester Emma durfte, wenn Kathl ausnahmsweise einmal zu Hause zu tun hatte, bei ihr sein. Der erzählte sie dann viel von früheren Zeiten, von ihrer Jugend und sonstigen Begebnissen. Manchmal durfte Emma auch in dem in rotem Sammet eingebundenen Photographie-Album blättern. Viele Bilder waren darin, die Kathl als junges Mädchen zeigten. Sie war einst schön gewesen, und man verstand sehr wohl, daß die Männer sie begehrten. Nicht ohne Stolz sagte sie oft zu Emma: „Jaja, ich bin ein sauberes Madl gewesen, Emmerl, und lustig und fidel ists früher gewesen ... Ich hab nie einen Tanz aus'lassen.“ Dann fingen, wie stets, wenn sie von heiteren Dingen und guten Erinnerungen redete, ihre lebhaften, dunkelbraunen Augen zu glänzen an, und auf ihre blassen Bäckchen trat ein Huscher von zartem Rot. Ich sehe sie immer noch vor mir, die Kathl, so wie wir sie in unserer besten Jugend oft gesehen haben,

wenn wir die Gesichter heimlich auf die Scheiben ihrer Kammerfenster drückten: Nachdenklich über ihre Nähmaschine gebeugt, klein, zart, ein wenig eingeschrumpft, aber mit geradeauslaufenden, breiten Schultern. Das mattschwarze, dünne, zurückgekämmte Haar spannt sich fest über ihren runden, kleinen Kopf, winzig sind die anliegenden Ohren, winzig ist der Knoten des Zopfes. Dann kommt ein Stück weißer Nacken, den der Blusenkragen begrenzt. Die Stirn ist leicht gewölbt und hat feine Falten, die Brauen sind dicht, tief in die hervortretenden Backenknochen sind die Augen gebettet, die Wangen sind blaß, ein bißchen durchädert, und sie sacken ein klein wenig nach unten. Die kurze Nase läuft spitz zu und verbreitert sich am Ende nach beiden Seiten. Zwei tiefe Falten umzäunen den schmal-lippigen Mund und nach dem zierlichen Kinn beginnt ein dünner, noch sehr wenig gerunzelter Hals. Stets, wenn sie so allein ist, brümmelt oder summt die Kathl halblaut vor sich hin. Ab und zu werden dabei ihre schneeweißen Zähne sichtbar. Sie hat eine eigene Art, sich zu kleiden und hält sich dabei weder an das Alte, noch an das Neumodische. Immer trägt sie enganliegende, schmucklose, dunkle, zweiteilige Kleider, eine glatte, gemiederte Bluse mit zierlichen Schößchen an den Hüften und einen Faltenrock. Sie bevorzugt in sich gemusterte blaue oder schwarze Stoffe, die ihr gut zu Gesicht stehen.

Obgleich ein schlagfertiger Humor die Kathl in guten und schlechten Zeiten auszeichnete und sie sich gerne mit anderen Menschen unterhielt, lieber war es ihr doch, wenn man sie allein ließ. Alter und Not, Enttäuschungen und ein stolzer, zäher Wille, niemandem zur Last zu fallen, hatten sie eigenbrötlerisch und sonderbar gemacht. Es muß, so wenigstens will es mir heute vorkommen, einmal eine schreckliche Verzweiflung über sie hergefallen sein, eine Hoffnungslosigkeit, bei welcher der Mensch allen Glauben an die Menschen verliert. Da er aber eine solche grausige Leere, ein solches tödliches Nichts unmöglich ertragen kann ohne sich selbst auszulöschen — was liegt näher, als daß er sich wieder dem von Kindheit her überlieferten Überirdischen zuneigt, dem Gott, von dem uns gelehrt worden ist, er strafe die Schlechten und belohne die Guten, er gleiche alles aus und mache das Krumme gerade. Die Kathl wurde aber deswegen noch lange keine bigotte Betschwester, im Gegenteil, sie ging nur selten in die Kirche und stand in einem weit lebendigeren, eindringlicheren Verhältnis zu Gott. Für sie war er ein zwar übermächtiges, aber durchaus vorstellbares menschliches Wesen, das Fehler hatte und Irrtümern unterlag. Darum ging sie mit ihm um wie mit ihresgleichen. Sie betete nie zu ihm. Wenn sie allein war, unterhielt sie sich sehr lebhaft mit ihm. Je nachdem, wie sie mit ihm zufrieden war, wie der Tag für sie verlaufen war, so fiel diese Unterhaltung aus. Sie redete ihm gut zu, sie lobte ihn, aber sie machte ihm auch recht derbe Vorwürfe, geriet zuweilen in eine solche Erregung, daß sie ihn wie einen Ehemann, der ihr Verdruß bereitet hatte, beschimpfte. Wir Kinder belauschten sie oft und fanden seltsamerweise diese Gespräche Kathls gar nicht lächerlich. Wir hatten dabei eher ein Gefühl, als sei sie nicht ganz recht im Hirn. Irgendeine dunkle, furcht-

same Ahnung aber hielt uns davon ab, Vater und Mutter etwas zu erzählen. Indessen die Kathl machte aus ihrer seltsamen Gewohnheit gar kein Geheimnis. So, als sei das selbstverständlich, sagte sie manchmal zu meinem Vater: „Also gestern, da hab ich dem Herrgott aber die Leviten wieder gelesen ....! Ich habs ihm gesagt, wie er Schindluder mit mir treibt.“ Mein Vater fand gar nichts dabei. Er mußte nur ab und zu lachen, wenn die Kathl verdrossen räsonierte: „Also gesagt hab ich zu ihm: ‚Ich kann das ganz einfach nicht mehr verstehen! Sakrament! Sakrament!‘ sag ich, ‚Herrgott! Warum hast du denn jetzt die Marie gar so verdorben? Warum hast du eigentlich die Heirat mit dem ekelhaften, geizigen, hochnasigen Kerl, dem Roßkopf, zugelassen? Ist das vielleicht eine Gerechtigkeit? Bin ich vielleicht eine unehrliche, schlechte Person, daß du mir sowas angetan hast? Verdien ich das von dir? . . . Mein lieber Herrgott‘, sag ich zu ihm, ‚das ist schandmäßig von dir! Da möcht einem ja faktisch der ganze Glauben vergehn!‘ “
So hörten wir Kinder sie oft reden, wenn wir die Ohren an ihre verhängten Fenster drückten. Wenn sie endlich müde war, legte sie sich ins Bett und seufzte: „Oja, oja, Herrgott, schauen wir halt, wie du dich morgen wieder benimmst zu mir.“

Es war recht traurig, als die Kathl in die Stadt fuhr. Von ihrem Lorenz nahm sie schon nach dem Mittagessen Abschied. Die Bäckerarbeit wurde nämlich damals noch zur Nachtzeit verrichtet. Die Gesellen und der Lehrling schliefen bei Tage. Die Kathl machte ihrem Sohn eine kurze Lehre, streichelte ein paarmal über seine Wangen und drückte ihm die Hand mit den Worten: „Also sei brav, lern gut und machs gut, Lorenz.“ Wieder sah sie der Bub mit seinen ausdruckslosen Augen an und brummte unbewegt: „Jaja, selbstredend, selbstredend ... ! Freilich, freilich, Mutter.“
Tief am Nachmittag verabschiedete sich die Kathl ausgesöhnt und bewegt von uns allen. Sie weinte nicht und dankte meinem Vater herzlich dafür, daß er ihr versprochen hatte, allezeit für den Lorenz aufzukommen. Wir Kleinsten begleiteten sie weinend bis zum Dampfschiffsteg hinunter. Als das Schiff wegfuhr, winkten wir noch lange und das Herz tat uns weh.
„Die arme, arme Kathl!“ seufzten wir gleicherzeit und auf einmal kam sie uns vor wie die beste und liebste Person. Schweigend gingen wir heimwärts. Noch mitten auf dem Berg, der vom Unter- ins Oberdorf führt, blieben wir stehen und schauten auf den dunklen, leicht bewegten See hinunter, Starnberg zu, wo das rauchende Dampfschiff eben anlegte. Es war ein farbloser Tag. Triste Wolken trieben am Himmel dahin und es sah nach Regen aus. Weitum roch es nach welkem Laub.
„Die arme, arme Kathl! Jetzt ist sie ganz fort, ganz fort“, sagte Anna wehmütig. Die Brust war uns eng. Wir atmeten schwer ...

Kathls Sohn Lorenz stand von Anfang an ziemlich außerhalb unseres Familienkreises. Er gehörte zu den Gesellen, und deren Leben spielte sich in

der Backstube ab. Dort arbeiteten sie, dort hielten sie sich auf, dorthin wurde ihnen das Mittagessen und der Wochenlohn gebracht. Zudem hatten sie ein eigenes, gemeinsames Schlafzimmer, in welches nur die Magd zum täglichen Aufbetten oder Bodenscheuern kam. Schon deshalb, weil die Gesellen wegen der Nachtarbeit bei Tage schliefen, kamen wir nicht allzusehr mit ihnen in Berührung. Erst nach langen, langen Dienstjahren lockerte sich unser Verhältnis zu ihnen manchmal ein wenig. Dann wagten Vater oder Mutter es hin und wieder, so einen Gesellen zu bitten, er möge beim Kälberziehen oder beim Heuabladen an gewitterschwülen Tagen mithelfen. Aber das geschah nur im alleräußersten Fall. Ein Geselle galt als Respektsperson. Jeder im Hause redete ihn mit „Sie" an. Außer seiner Arbeit war er sein eigener Herr. Aber er blieb auch immer ein fremdes Element für uns. Niemals betrat er ohne triftigen Grund unsere Wohnküche oder den Laden. Nur wenn er ein besonderes Anliegen hatte oder den Dienst kündigte, kam er in die gute Stube, die neben der Küche lag. Dort redete unser Vater alles Nötige mit ihm, hier händigte er ihm das Dienstbuch und das Zeugnis aus.
Lorenz hingegen war nicht nur Bäckerlehrling, er war eigentlich das Faktotum in unserem Hause. Er hatte keine besonderen Interessen und war ein schlechter Schüler gewesen, dafür besaß er eine fast unvorstellbare Gutmütigkeit. Er widersprach nie und darum trug man ihm alle möglichen Arbeiten auf, die er stets ohne Murren und ganz mechanisch verrichtete. Wenn das Brot in der Frühe gebacken war, trugen wir Kinder es zu den verschiedenen Kunden. Lorenz wurde in die entfernteren Dörfer geschickt. Kam er gegen zehn Uhr am Vormittag zurück, so mußte er mit der Magd für das Vieh Häcksel schneiden. Hernach kam das Holzspalten für die Backofenheizung. Nach dem Mittagessen waren, hauptsächlich im Sommer, meist wieder viele Bestellgänge zu machen. Wir alle bekamen Aufträge, aber wir halsten dem Lorenz stets die langweiligsten und weitesten Wege auf. Kam er endlich heim, so mußte er noch beim Einernten mithelfen. Im Herbst nahm man ihn zur Kartoffel-Lese mit, im Winter und Vorfrühling lud er oft bis zum Dunkelwerden Mist auf die Düngerwagen, welche die Magd auf die Felder fuhr. Zum größten Teil waren das Arbeiten, die einem im Wachstum stehenden vierzehn- bis fünfzehnjährigen Buben wehe taten und schädlich sein mußten, doch das sah niemand. Lorenz wuchs auch nicht mehr sonderlich, blieb gedrungen und mittelgroß, aber er war kräftig, und weil er alles bewältige, fand man nichts weiter daran. Immer jedoch kam er viel zu spät ins Bett, und da die Bäckerarbeit im Sommer bereits um neun, in ruhigeren Geschäftszeiten um elf oder halb zwölf nachts begann, läßt es sich denken, daß er beständig schläfrig war. Dann wiederum sekierten ihn die Gesellen und prügelten ihn mitunter. Lorenz hingegen schien völlig unempfindlich zu sein, ja, es machte zuweilen den Eindruck, als dringe überhaupt kein Schmerz durch seine dauernde Schlaftrunkenheit. Kein Schmerz, aber auch keine Freude. Er weinte und klagte nie. Lachen sah man ihn auch nie. Er werkelte mit stumpfer Unverdrossenheit weiter, und sein rotes, etwas gequollenes, pickelübersätes, gleichgültiges Gesicht behielt stets denselben

Ausdruck. Seine Haut glänzte, seine Hände waren immer feucht, er roch nach ungesundem Schweiß, wusch sich nicht gerne, war uns allen ein bißchen unappetitlich und sah an Werktagen und Sonntagen schlampig aus.
Wir hatten damals einen leicht versoffenen, immer lustigen Bäckergesellen, der fortwährend zu Späßen aufgelegt war. Er mußte als Wanderbursch in allen möglichen Weltgegenden herumgekommen sein, denn seine Arme, seine Brust, und sein Rücken waren überreich tätowiert und er hatte die an Lenz gemahnende Gewohnheit, in seine Gespräche fremdartig klingende Worte einzuflechten, so zum Beispiel: „Well, Signore, machen wir! Wird travailliert!“ Oder: „Avanti! Avanti pressario! Rucka rukurum!“ Es sollte ungefähr heißen: „Marsch! Marsch, es pressiert! Rühr deine Knochen!“
Dieser Geselle belegte eines Tages den Lorenz mit dem wunderlichen Spitznamen: „Quaschko Vincenz Golo Hehnerfleisch“, und es war unergründlich, wieso er auf diese Wortzusammenstellung gekommen war. Wahrscheinlich wußte er es selber nicht, denn wenn man ihn darnach fragte, schmetterte er nur martialisch und geräuschvoll diese Bezeichnung aus sich heraus. Wir fanden das sehr lustig und dem Lorenz blieb der Name von da ab. Nur — wir verkürzten denselben mit der Zeit und sagten einfach: „Quasterl“. Das entsprach unserem gewohnten Dialekt und war gleichzeitig eine sehr bildliche Bezeichnung für das Wesen vom Lorenz, der wie eine Quaste haltlos im Leben hin und her baumelte und mit sich geschehen ließ.
Wir sagten nicht, wie es richtig gewesen wäre, „das“, sondern „der Quasterl“ und bald rief man den Lorenz im ganzen Dorf so. Er fand nichts dabei. Im übrigen verlor dieser Spitzname auch für uns sehr bald allen Spott und wurde zur Gewohnheit.
Der Quasterl bekam auffallend früh die ersten Bartfläumchen und zupfte gerne daran. Eine boshafte Magd riet ihm, Taubenkot daraufzuschmieren, das fördere den Bartwuchs. Lorenz glaubte ihr aufs Wort und als er nach einer Weile merkte, daß das Mittel vergeblich gewesen war, sagte er es ganz ernst der Magd. Die meinte mit der biedersten Miene: „Ja, mein Gott, du hast eben nicht aufgepaßt ... Sicher war Hühner- oder Gockeldreck darunter.“ Quasterl leuchtete das ein. Er hielt sich genau an den Rat der Magd und mußte schließlich einsehen, daß sein Bart trotz alledem nicht besser wuchs. Im ganzen Haus lachte man schon über ihn. Er stellte die Magd wiederum zur Rede, und die beteuerte mit unschuldigstem Ernst, indem sie alle möglichen Ausreden erfand: „Jeder Mensch ist eben nicht gleich ... Bei andern kann das Mittel ja wirken.“
„Jaja, selbstredend ... Freilich, freilich“, sagte der Quasterl.
Hunger brauchte Quasterl nicht zu leiden, und er konnte erstaunlich viel essen. Menschen mit starkem Appetit mochte meine Mutter. Es freute sie, wenn Lorenz nach seinem Mittagessen auch unser Übriggebliebenes mühelos verzehrte. Er trank gern und konnte schon damals zwei bis drei Liter Bier vertragen ohne im geringsten berauscht zu sein. Das alles zusammengerechnet waren seine einzigen Vergnügungen. Mehr schien er vom Leben nicht zu verlangen. Wer ihn all die Jahre, die er bei uns war, genauer beob-

achtete, der brachte unschwer heraus, daß der Quasterl sich nicht weiterentwickelte. Weder im Leben, noch in seinem Denken, noch in seinem Beruf. Er blieb der dauernd verschlafene, einfältige Lehrling, oder genauer gesagt, er lernte bei der Vielfalt der Beschäftigung keine Arbeit gründlich und ganz. Er blieb gewissermaßen stets ein unselbständiger, fleißiger Hilfsarbeiter, der auch keinen Drang hatte, mehr zu werden. Mein Vater hatte ihn nicht ungern. Oft redete er ihm gut zu: „Also Quasterl, schau doch, du wirst immer älter und älter! Du kannst doch nicht dein Lebtag Lehrbub bei uns sein!"
Der Quasterl schaute ihn ungerührt an und brummte sein immergleiches: „Jaja, selbstredend, selbstredend! Freilich, freilich... Wenn man mich halt nicht mehr braucht, nachher muß ich halt gehn..."
„Aber nein...! Unsinn...! Verstehst du mich denn nicht! Ich will dich doch nicht davonjagen!" setzte ihm mein Vater ärgerlich auseinander, doch der Quasterl fand nichts zu erwidern. Er brummte nur wieder: „Jaja, selbstredend, selbstredend..." Weiter kam er nicht. Mein Vater schob ihn zur Seite und schloß ungut: „Nicht einmal reden kann man mit dir, du saudummer Kerl...! Mach daß du weiterkommst!" Wenn der Quasterl draußen war, wurde er nachdenklich, stützte mit der rechten Hand den Kopf, schaute kurz vor sich hin und murmelte: „Er ist eine arme Haut, der Quasterl... No, solang ich leb, gehts ja."
So ging das Jahre und Jahre. Der Max kam von der Wanderschaft zurück und mußte bald darauf zum achten Infanterie-Regiment nach Metz einrükken. Dort lernte er halbwegs das Schreiben. Der Eugen war bereits junger Buchhalter bei der Brauerei im Bezirksort Starnberg und wurde von allen Mädchen umschwärmt. Die Theres wußte noch nicht recht, sollte sie heiraten oder einen Beruf ergreifen. Die Emma war schon ausgelernte Näherin und besuchte noch eine Haushaltungsschule in München. Der Maurus war zu einem Hofkonditor in Karlsruhe in die Lehre gegeben worden. Der Lenz arbeitete in unserer Backstube und nahm mehr und mehr die Gewohnheiten der Gesellen an. Meine kleine Schwester Anna ging in die fünfte und ich in die letzte Klasse der Schule. Gesellen waren gekommen und wieder gegangen, Mägde hatten gewechselt. Der Quasterl blieb unverändert. Er hatte inzwischen nur ein kleines Bärtchen bekommen. Er gehörte zum Haus wie das Roß in den Stall, wie der Herd in die Küche. Jeder konnte ihn einspannen, er zog willenlos und geduldig. Mochte man ihm auch noch soviel zu essen hinstellen, er vertilgte es wie die Herdflamme die großen Holzklötze. Ob ihn die Gesellen schlugen oder ob ihn einer von uns zum Narren hielt — nichts focht ihn an. Es schien auch, als könne er Schlechtigkeit und Unrecht, Güte und Recht nicht voneinander unterscheiden. Grobheit und Schmeichelei nahm er gleichermaßen hin.
Er bekam jetzt im Sommer sechs und im Winter fünf Mark Wochenlohn und jedesmal zu Weihnachten einen Anzug oder Wäsche und Schuhe. Mit dem Geld wußte er nicht recht viel anzufangen. Er kaufte sich manchmal einen Liter Bier mehr oder ab und zu ein Dutzend Würste, die er auf einmal

aufaß. Das übrige Geld sparte er, aber Lenz borgte oft bei ihm. Er hatte stets Verwendung dafür. Quasterl zögerte nie, er fragte nicht, weswegen Lenz das Geld brauche, und er verlangte auch nie welches zurück. Bekam er es, war es gut, wenn nicht, war es auch gut.
Zu Ostern und zu Allerseelen besuchte uns die Kathl, um mit der ganzen Familie an die Gräber zu gehen. Da brachte sie dem Quasterl meistens irgendeine Kleinigkeit mit: ein paar warme Socken, Handschuhe, Taschentücher oder eine billige Krawatte. Man merkte, sie hatte sich das Geld für diese Geschenke sauer vom Munde abgespart. Der Quasterl dankte stumpf und brummte: „Jaja, selbstredend, selbstredend ... freilich, freilich, ich kanns schon brauchen." Sie nahm ihm diese trockene Art nicht übel. Wütend wurde sie nur, wenn der Quasterl, sobald sie über ihre geizige Tochter Marie zu schimpfen anfing, ebenso gleichgültig meinte: „Jaja, selbstredend, selbstredend ... freilich, freilich, die ist verheiratet ... Sie muß auf sich schaun."
„Du bist ein Hackstock!" schrie sie ihn dann an: „Aus dir wird nie was ... ! Hab ich das als eure alte Mutter, die euch aus dem Dreck gezogen hat, verdient .... ? Unser Herrgott wird die Marie schon noch strafen, aber dich .... ? Dich vergißt er überhaupt ganz und gar!" Der Lorenz hörte unbewegt zu und gab seiner Mutter das ersparte Geld. Sie war aber manchmal so aufgebracht über ihn, daß sie es nicht nahm.
„Ich will deine paar schundigen Markln nicht!" belferte sie giftig. „Ich hab mich noch immer allein fortgebracht ... Du wirst dein bißl Geld noch einmal notwendig brauchen können ... ! Hab ich bis jetzt leben können, so werd ich auch weiter ohne meine Kinder auskommen!"
Sie war erschreckend gealtert, die Kathl. Die Not konnte man ihr von den Kleidern ablesen, die Entbehrung schaute aus ihrem ausgemergelten Gesicht. Nichts als Haut und Knochen war sie mehr. Ihr Körper war noch mehr eingeschrumpft. Das Atmen und Gehen wurden ihr schwer, aber sie konnte immer noch so lebhaft plaudern und lachen, sie erzählte noch gleicherweise von ihren Gesprächen mit dem Herrgott. Nur wenn sie auf ihre Tochter Marie und deren Mann zu sprechen kam, dann wurde alles giftiger Haß an ihr.
„Maxl", sagte sie wutzitternd und schaute meinen Vater an: „Maxl", wenn die unser Herrgott nicht straft für ihr schandmäßiges Benehmen, nachher glaub ich ihm nichts mehr ... ! Nachher kann er mich gern haben, der Herrgott ... ! Aus ihrem Laden hat sie mich gewiesen, das Schandweib! Pfui Teufel! Pfui, pfui, pfui!" Sie spuckte dreimal aus. „Und ihr saubrer Mann, der Schuft, der windige, der hat ihr geholfen ... Gesagt haben sie, ich verscheuch ihnen die Kunden, Max ... ! Wenn das noch eine Gerechtigkeit ist, wenn das unser Herrgott zulaßt, nachher pfeif ich auf ihn!" schrie sie mit ihrer klanglosen Stimme und wurde kalkweiß im Gesicht.
„Soso, soso ... ? Drum kommt die Marie bloß immer so unverhofft auf Besuch und redet alsdann immer so süßmäulig daher!" meinte mein Vater und geriet gleichfalls in Wut. Er war gerecht genug, um einzusehen, daß

man mit der sonderbaren Kathl nur schwer auskommen konnte, aber sie war seine Schwester. Schon einige Male hatte er ihr angetragen, sie sollte auf ihre alten Tage wieder zu uns aufs Land ziehen. Die Kathl aber wollte nie etwas davon wissen.

„Du hast deinen Kopf und ich hab den meinen, Maxl!" pflegte sie ein solches Gespräch meist abzubrechen: „Bei unserer Bäcker-Raß ist besser, wenn wir uns im Jahr bloß ein paarmal sehen." Das war zwar zutreffend, aber es verwundete meinen Vater immer ein wenig. Er hatte Mitleid mit der Kathl und machte sich Vorwürfe, daß er sie durch seine Streitsucht weggetrieben hatte.

Marie und ihr Mann waren in unserer Familie gar nicht beliebt. Mein Vater bezog vom Roßkopf die Zigarren, Zigaretten und Rauchtabake für unseren Laden. Das Verhältnis zu diesem Vetter war mehr geschäftlich als verwandtschaftlich. Daß er und Marie die Kathl nicht mochten, wußten wir alle. Aber daß die eigene Tochter sich derart unglaublich zu ihrer alten Mutter benommen hatte, das brachte meinen Vater außer Rand und Band. Und wenn er einmal so weit war, kannte er keine Grenzen mehr. Auf der Stelle fuhr er mit der Kathl in die Stadt und ging mit ihr in den Roßkopfschen Laden. Marie und ihr Mann erbleichten, als sie ihn sahen. Sie kamen zu keinem Wort. Mit „Dreckmensch" und „Schandbande" fing mein Vater an und bellte das ganze Register seiner Schimpfwörter so laut aus sich heraus, daß alsbald ein Menschenauflauf vor dem Laden entstand. Der erschrockene Zigarrenhändler drängte die neugierigen Leute aus der Tür und beruhigte in aller Eile den herbeigeeilten Schutzmann. Dann zog er den eisernen Rollladen herunter. Mein Vater aber stieß ihn weg, riß den Rolladen wieder auf, nahm die Kathl bei der Hand und schrie, indem er mit ihr durch die zurückweichenden Leute ging, mit aller Kaft: „Ja, da gaffts nur . . . ! Das sind zwei Leute, die ihre alte Mutter verkommen lassen! Schaut sies nur an, das saubere Gaunerpaar!"

Der Rolladen ratterte schon wieder herunter. Eine Weile gingen Neugierige neben Vater und Kathl her. Kräftig hielt er die Hand seiner Schwester und zerrte sie mit wie ein gebrechliches Tier. Tränen rannen ihr über die eingefallenen Wangen. Atemlos war sie und konnte nicht mehr Schritt halten.

„Maxl . . . ! Maxl, es geht nimmer!" ächzte sie mit einem Male erschöpft. Da griff er rasch und erschrocken unter ihren Arm und schaute sie schmerzlich an: „Um Gotteswillen, Kathl! Du wirst mir doch nicht sterben. . . ! Geh, geh weiter!" Er zog sie in eine Gaststube, und erst nach einer guten Weile beruhigten sich beide. Immer zärtlicher redeten sie miteinander und wurden sogar rührselig. Sie aßen und tranken, und das Bier heiterte sie langsam auf. Die Kathl lachte auch wieder und trank meinem Vater wacker zu. „Prost, Maxl! Nur der Not keinen Schwung lassen!" sagte sie dabei. „Die Bäcker-Raß geht nicht unter!"

Mein Vater war nobel. Er bestellte einen Fiaker, um die Kathl nach Hause zu fahren. Sie schwankte, als er ihr in den Wagen half. „Ohoho-ohoho, bist du aber heut splendid, Maxl . . . Ohoho-ohoho", lallte sie lächelnd. Beim

Abschied drückte er ihr einen Geldschein in die Hand. Da sie das viele Bier weich und gleichgültig gemacht hatte, wehrte sie sich nicht dagegen.
Tief in der Nacht kam mein Vater heim. Er hatte einen leichten Rausch und war sehr zufrieden. Nach dem, was er am anderen Tag meiner Mutter erzählte, muß die Schimpferei bei den Roßkopfs die reichhaltigste, beleidigendste und wütendste gewesen sein, die je über seine Lippen gekommen war.
Die Roßkopfs klagten wohlweislich nicht bei Gericht. Sie ließen von da ab nur nichts mehr hören und wir bezogen die Tabakwaren von einer anderen Firma.
Etliche Monate später verstarb die Kathl in einem münchner Spital. Die Roßkopfs ließen nicht die übliche Todesanzeige drucken. Es kam nur ein Brief von der Marie, der genau denselben Text wie eine solche Anzeige hatte: „Möchten alle Verwandten und Bekannten davon in Kenntnis setzen, daß am Freitag, den 14. Oktober 19. . unsere innigstgeliebte, unvergeßliche Mutter Katharina Graf, Näherin, nach kurzem, schwerem Leiden sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet am Sonntag, den 16. Oktober im Schwabinger Friedhof statt." Darunter stand in der Schrift Roßkopfs: „Einen Platz fürs Grab haben wir gekauft — hochachtungsvollst Familie Roßkopf."
Als mein Vater dies las, vergaß er alle Trauer um die Kathl. Eine jähe Empörung überkam ihn. Wutzitternd ging er in der Wohnküche auf und ab und schimpfte: „Den Grabplatz haben sie gekauft! Den Grabplatz gekauft! Den Grabplatz . . . ! Aber so haben sie die Kathl krepieren lassen! Elendig verrecken haben sies lassen, das niederträchtige Gesindel! Die Lumpenbande! . . . Den Grabplatz gekauft . . . ? Für *wen* denn? Für sich selber haben sie den Grabplatz gekauft! Für das spätere Roßkopfsche Familiengrab gehört er, aber nicht für die Kathl!" Er hielt inne und schaute wieder auf den Brief: „Was will er eigentlich damit sagen, der saubere Herr Zigarrenhändler? Was? Was meint der rothaarige, käsweiße Lump damit . . . ? Grabplatz haben sie gekauft . . . ? Das ist doch selbstverständlich! Das ist doch ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit? Geht das vielleicht auf mich . . . ?" Er schaute kurz in die Luft. Seine Augen wurden böse und mißtrauisch.
„Ah! Sie haben doch weiter nichts gemeint damit!" wollte ihn meine Mutter besänftigen, aber er wurde nur noch gereizter und schrie: „Das geht auf mich . . . ! Das soll am End gar heißen: ‚Du Bäcker Graf von Berg, du als ihr Bruder könntst auch was beitragen! Eigentlich sollst du den Grabplatz zahlen . . . !' Schau, schau, die feinen Leute wollen sie spielen, diese hundsordinäre Sippschaft! Frech sind sie auch noch! Niederträchtig und frech! Die Bagage, die mistige . . . ! Aber wart! Aber wart!" Er ballte die Faust und hob sie: „Die können was erleben! Die merken sich das!" Meine Mutter, der seit jeher Streitigkeiten zuwider waren, sagte abermals: „Aber Max! So reg dich doch nicht so auf . . . Die Roßkopfs sind sowas ja gar nicht wert!" Sie ahnte nichts Gutes. Doch mein Vater fuhr sie wütend an: „Nicht

wert! Nicht wert ...! Sowas erlaubt sich die Hundsbande? Und da soll ich nichts sagen ...! Höher gehts nimmer ...! Du freilich! Du laßt dir ja alles gefallen! Du sagst ja zu allem Ja und Amen!" Er steigerte sich immer mehr in eine Kampflust hinein. Gleich mußte ich zum Hofgärtner hinter und einen teuren Kranz bestellen. Nach Feierabend wurde er gebracht und war geradezu pompös.

„Wart! Wart nur, Herr Roßkopf!" brümmelte mein Vater und schien bereits einen Plan zu haben. In aller Frühe am anderen Tag fuhr er mit dem Quasterl nach München. Er hatte noch zwei andere, gutverheiratete Schwestern in der Stadt, die uns aber nur sehr selten besuchten. Mein Vater stand nicht gut und nicht schlecht mit ihnen. Man hatte sich nur auseinandergelebt. Sie wußten nichts von Kathls Tod. Außer meinem Vater und dem Quasterl standen nur die Roßkopfs mit ihrem achtjährigen Sohn und etlichen zufälligen Friedhofsbesuchern am Grab. Es war eine triste, armselige Beerdigung. Nur der mächtige Kranz meines Vaters gab ihr gewissermaßen einen leichten Glanz. Nur kurz läuteten die Glocken, der Pfarrer verrichtete nur die allernötigsten Zeremonien und hielt eine trockene, sehr kurze Totenpredigt. Unschwer erkannte man, daß die Roßkopfs die Kosten auf das billigste berechnet hatten. Ihr unscheinbarer Kranz aus häßlichen künstlichen Blumen lag auf der aufgeschaufelten Erde und machte ein schlechtes Gesicht. Mein Vater stand die ganze Zeit schweigend da, kalkweiß war sein Gesicht und die Lippen fest aufeinandergepreßt. Er hatte die Finger nur lässig ineinander verschränkt und schaute unverwandt in die dunkle Erdgrube. Ab und zu schnaubte er tief. Dann spannten sich seine Wangen ein wenig. Mit dummem Gesicht sah der Quasterl geradeaus und vergoß keine Träne. Um so mehr weinten die Roßkopfs und wischten sich abwechselnd die nassen Gesichter ab. Nach den letzten Gebeten, als der Geistliche und die paar fremden Leute sich entfernt hatten, hob mein Vater endlich das Gesicht und sah auf die Roßkopfs. Die hatten immer noch die Köpfe gesenkt, die Hände gefaltet und bewegten noch in einemfort ihre lispelnden Lippen. Mein Vater ergriff plötzlich Quasterls Hand und umspannte sie fest.

„Was-was betst denn noch? Wawas flennt ihr denn noch?" fragte er stockend und wurde lauter: „Was tut euch denn so weh? Die Kosten?" Er zitterte am ganzen Körper. Entsetzt und sprachlos schauten die Roßkopfs auf ihn. Sie atmeten nicht mehr.

„Ma-Max!" seufzte die Marie flehentlich: „Ma-ma ...", das Wort brach ihr mitten auseinander. Es war furchtbar. Im herbstlich stillen Friedhof blieben die Leute staunend und erschreckt stehen und glotzten verstört in die Richtung des Grabes. Laut, mit einer sich überschlagenden Stimme schrie mein Vater: „Froh seid ihr, daß sie verreckt ist, die Kathl! Krepieren habt ihrs lassen wie ein Vieh, u-und jetzt ...? Ver-Verbrecherbande ...! Schu-Schuftengesindel ...!" Die Marie tat einen kurzen Schrei und schaute sich wie um Hilfe um. Mein Vater schwankte und hielt sich noch fester an Quasterls Hand an. Der Schaum stand ihm vor dem Mund. Es war, als bräche

das ganze Gift der zurückgedrängten Wut, der stürmische Schmerz seiner wehen Trauer aus ihm.
„Das Grab gehört der Kathl! Ihr ganz allein! Bloß ihr . . . ! Und keiner von euch kommt mir da hinein! Keiner!! Merkts euch das!" bellte er drohend, gab sich einen Ruck, riß den Quasterl mit und verließ fast fluchtartig den Friedhof. Wie von einem Schwindel ergriffen, hielt er erst auf der belebten Straße inne. Er schluckte einige Male trocken, dann brach er in ein kurzes, unterdrücktes Weinen aus. Ganz große Tränen rannen hemmungslos über sein hartes, bleiches Gesicht. Er biß die Zähne aufeinander, schluckte wiederum und sagte zum Quasterl: „Die Roßkopfs brauchst du nie zu grüßen, verstehst du? Nie . . . ! Die sinds nicht wert!" Der Quasterl sagte gar nichts und ging wortlos neben ihm her. Nach und nach bekam der alte Mann einen festeren Schritt. Er suchte ein Steinhauergeschäft auf, das in der Nähe des Friedhofs war, ließ sich eine Menge Abbildungen und fertige Steine zeigen und bestellte schließlich für die tote Kathl ein schlichtes Monument aus Sandstein, mit einer eingelassenen schwarzen Mamorplatte. Er gab genau den Text an, der mit vergoldeten Buchstaben eingemeißelt werden sollte. Oberhalb der Schrift war ein Palmenzweig anzubringen. Und — sagte mein Vater, indem er dem Steinhauer einen Zettel übergab: „Das . . . die paar Worte müssen unten, am Schluß vom Text stehen." Der Geschäftsmann las murmelnd: „Gerecht gelebt und arm gestorben — Auf Wiedersehen!" Er nickte und sagte: „Ja, bitte . . . bitte, in vierzehn Tagen steht der Stein."
Jetzt war mein Vater erleichtert. Er fuhr mit dem Quasterl zu einer seiner zwei Schwestern, die Oberlehrersfrau war. Sie freute sich ungemein über den Besuch, aber sie war nicht minder überrascht und empört, daß die Roßkopfs ihr Kathls Tod nicht mitgeteilt hatten. Eine Weile saß sie traurig da und betete kurz. Ab und zu zerdrückte sie eine Träne. Später kam ihr Mann, der Oberlehrer Geiger, ein leicht pedantischer, etwas zurückhaltender Mensch, aber grundbieder. Er hatte eine sonore Predigerstimme und liebte leichtverständliche Sentenzen.
Mein Vater erzählte den Auftritt beim Grabe und der Oberlehrer schüttelte nur schweigend den Kopf. Einmal sagte er: „Schändlich, schändlich von der eigenen Tochter! Wirklich schändlich!" Und als man auf den Grabstein zu sprechen kam, wurde er gerührt.
„Gerecht gelebt und arm gestorben", murmelte er nachdenklich und schaute nicht ohne Respekt auf meinen Vater: „Das hast du dir selber ausgedacht, Schwager . . . ? Ganz von allein ist dir das eingefallen . . . ? Das ist sehr schön! Sehr zutreffend . . . ! Gerecht gelebt und arm gestorben, das paßt auf die arme Kathl! Selig hab sie Gott!" Alle bekreuzigten sich stumm und schwiegen eine kurze Weile. Mein Vater beauftragte die Geigers, für die rasche Aufstellung des Grabsteins zu sorgen und das Grab zu pflegen. Er kannte die Geigers als verläßliche Leute.

Wer ihn nicht genau kannte, hätte leicht glauben können, meinem Vater ginge der Tod Kathls nicht nahe. Mit einer fast ausschweifenden, höhnischen

Lust erzählte er nur immer wieder, wie er den Roßkopfs die Meinung gesagt hätte. Er war stolz auf den Grabstein und eitel auf die Inschrift, die er erfunden hatte. Meiner friedlichen Mutter, der eine tiefe bäuerliche Frömmigkeit eigen war, gefiel der Auftritt am Grab gar nicht. Für sie mußten, wenn man einen nahen Menschen in die Erde senkte, alle Zwistigkeiten der Überlebenden vergessen werden. Sie sagte aber nichts.

Nach einer ziemlichen Zeit kam einmal ein Brief von der Geigerin, daß die Tafel auf Kathls Grabstein jetzt die Aufschrift habe: „Letzte Ruhestätte der Familie Roßkopf." Mein Vater raste. Nie wäre es meiner Mutter gelungen, ihn von einer neuerlichen Fahrt in die Stadt abzuhalten. Es gelang ihr nur deshalb, weil Vater sich vor einigen Wochen bei einem Unfall, wobei das autoscheue Pferd samt dem Wagen über eine steile Böschung hinuntergerannt war, eine gefährliche Wunde an der Schläfe zugezogen hatte. Ungeachtet dessen schrieb er sofort einen Brief an die Roßkopfs, der von unflätigen Schimpfwörtern, Beleidigungen und Drohungen nur so strotzte. Er ließ sie wissen, daß er, falls die Tafel nicht in acht bis zehn Tagen ihr ursprüngliches Aussehen wieder habe, die Angelegenheit dem Gericht übergäbe. Er fuhr mit dem verbundenen Kopf zum besten Rechtsanwalt nach Starnberg hinüber, und der mußte ebenfalls einen energischen Einspruch an die Roßkopfs schicken. „Aber Herr Graf? Herr Graf . . . ! Ihr Brief? Ihr Brief!" belehrte ihn der Anwalt behutsam: „Wenn der Brief nicht wäre, hmhm . . . An sich liegt alles sehr einfach, wenn Sie auch noch den Platz für die Grabstätte bezahlen — da kämen wir glatt durch . . . Aber der gefährliche Brief, Herr Graf! Der Brief . . . ! Da kann er sie ja glatt wegen Erpressung belangen!"

Mein Vater richtete sich steil auf und sagte eigensinnig: „Was Brief . . . ! Ich bin im Recht und die Roßkopfs haben ein schlechtes Gewissen! Basta . . . ! Das wollen wir doch sehen!" Der Anwalt hatte wahrscheinlich Angst vor dem Wütenden. Er redete nichts mehr dawider. Und — sogar *er* wunderte sich baß — schon nach einer Woche schrieb die Geigerin, die Grabsteintafel habe wieder ihr früheres Aussehen. Ganz still und heimlich hätten die Roßkopfs dafür gesorgt.

Mein Vater trank sich trotz seines wunden Kopfes an diesem Tage einen Rausch an und war überschwänglich fidel. Er war stets ein ausgiebiger, immer zuversichtlicher Kampfhahn. Solche Siege waren für ihn das reinste, lauterste Glück im Leben.

Vielleicht fühlte sich mein Vater der so jämmerlich verstorbenen Kathl gegenüber in der Schuld. Er hatte bei all seiner Grobheit ein empfindsames Herz. Erlebnisse, die sich in seinem Innern nicht ausgeglichen hatten, beschäftigten ihn viele Jahre, ja, das ganze Leben lang. Vielleicht waren die Erfahrungen, die er mit den Roßkopfs gehabt hatte, der Grund, weshalb er den Quasterl im Hause behielt. Dabei waren ihm ausgewachsene Menschen, die keinen rechten Beruf erlernt hatten und nicht vorwärts kamen, tief zuwider. Für ihn mußte ein junger Mann in die Welt hinaus und mit eigener Kraft dem Leben standhalten. Er sah indessen ein, daß Quasterl zu all dem

nicht fähig war, und er sagte sich wohl auch im stillen: „Schicke ich ihn fort, so verkommt er. Die Roßkopfs werden sich nie um ihn kümmern." Schließlich, ob einer mehr oder einer weniger bei uns mitlebte, das machte nichts aus. Also blieb alles beim alten.

Aber das Leben blieb nicht still. Es wandelte sich unablässig. Mein Vater fing zu kränkeln an. Inzwischen war Max vom Militär heimgekommen und Eugen schon seit einem Jahr nach Augsburg eingerückt. Theres hatte sich für einen Beruf enschieden und lernte bei einer Modistin in München, Emma verdiente schon als Schneiderin ihr eigenes Geld, Maurus war Gehilfe geworden und hatte eine Stelle in Oggersheim. Lorenz verließ nach einer wüsten Rauferei mit Max das Haus und wir hörten nichts mehr von ihm. Ich war Lehrling in unserer Backstube und mußte mit Anna täglich dem Max bei der Konditoreiarbeit helfen. Der Quasterl war ziemlich überflüssig. Er stand im Wege. Max nämlich riß nach kurzer Zeit — wie man so sagt — das Heft an sich und zwang alle unter sein gewalttätiges militärisches Kommando. Er war ein völlig stumpfsinniger, unnachgiebiger Grobian geworden und duldete keinen zwecklosen Menschen im Haus. Es gab gefährliche Streitigkeiten zwischen ihm und Vater. Sie wurden giftige, unversöhnliche Feinde. Trist, düster und böse wurde es nach und nach im Haus. Mein Vater, der das Bier immer gern gemocht hatte, ergab sich gänzlich dem Trunke. Sein einstiger Humor war wie weggelöscht. Er wurde mürrisch, gleichgültig und von Tag zu Tag elender. Er hockte, wenn er nicht im Wirtshaus war, auf dem Kanapee in unserer Wohnküche, das Bier vor sich auf dem Tisch, und starrte blicklos ins Leere. Er aß nicht mehr gemeinsam mit uns zu Mittag und am Abend, nur um Max nicht mehr sehen zu müssen.

Einmal kam zufällig der Quasterl in die Wohnküche. Mein Vater schaute ihn wehmütig an und sagte: „Quasterl, es wird gescheiter sein, du gehst fort . . . Dich mag keiner mehr im Haus."

„Jaja . . .", meinte Quasterl, aber mein Vater ließ ihn nicht weiterreden. Er streckte ihm lahm die Hand hin und sagte wiederum: „Du bist jetzt zwanzig Jahr alt . . . Die Bäckerei kannst du ja . . . Geh fort. Es wird sich schon was finden für dich."

„Freilich, freilich, selbstredend, selbstredend", antwortete der Quasterl, ging aus der Küche, hinauf in die Gesellenkammer, packte seine Siebensachen in ein kleines Köfferchen, und nach einer Stunde war er nicht mehr im Hause. Es hatte ihn niemand fortgehen sehen, aber es fragte auch keiner mehr nach ihm.

Zwei oder drei Tage darauf mußte mein Vater sich hinlegen, nach einer Woche starb er. Max herrschte jetzt unbeschränkt. Beim geringsten Anlaß schlug er sinnlos und mit allem, was ihm in die Hände kam, zu. Auch ich hielt es nicht mehr aus. Eines Tages, als ich einen Bestellgang machen mußte, schwindelte ich der Kassiererin dreihundert Mark, die für mich auf der Sparkasse in Aufkirchen lagen, heraus und fuhr nach München. Ich mietete ein Zimmer und sah mich vorläufig nicht um Arbeit um. Schon zu Hause nämlich hatte ich heimlich Gedichte geschrieben und bildete mir nun ein, alsbald ein be-

rühmter Schriftsteller zu sein. Unbesonnen gab ich mich jedem Zufall hin. Wochen- und monatelang führte ich ein zwar kärgliches, aber freies Leben, denn dreihundert Mark waren damals sehr viel.

In einer dünn verregneten, herbstkalten Nacht stieß ich unverhofft auf den Quasterl. Er sah schrecklich verwahrlost aus, trug keinen Mantel und einen sehr zerschlissenen, schlampigen Anzug. Er fröstelte, hatte die Schultern hochgezogen und die Hände tief in die Hosentaschen vergraben. Er blieb vor mir stehen und schaute mich glasig an.

„Jaja, Quasterl? Quasterl!" rief ich halb erstaunt und halb erfreut: ‚Mensch, wie siehst du denn aus . . . ? Was machst du denn? Hast du keine Arbeit?" Er hüstelte trocken und ein penetrant übler Geruch entströmte seinem Munde. Er mußte schon tagelang nichts mehr gegessen haben, und natürlich hatte er keine Arbeit, keine Bleibe und kein Geld. Erst nach und nach erzählte er mir das in seiner klaglosen, gleichgültigen Art.

„Ja, hmhm", sagte ich kopfschüttelnd und ging langsam mit ihm weiter: „Hm, das geht doch nicht . . . ! Warum gehst du denn nicht zur Marie? Die muß dir doch helfen!" Wenngleich ich das einigermaßen bezweifelte, glaubte ich doch, daß Marie beim Anblick ihres Bruders nicht ganz hartherzig bleiben konnte. Ich redete und redete auf Quasterl ein und kam mir vor wie ein rettender Menschenfreund. Ich fühlte mich geschmeichelt, weil er so widerspruchslos meinen Ratschlägen zustimmte. Ich lud ihn ein, mit mir in ein Automaten-Restaurant zu gehen und bezahlte dort, was er essen und trinken konnte. Wir saßen an einem kleinen Tischchen und jetzt erst sah ich deutlich, wie schauerlich heruntergekommen er war. Die Ellenbogen seines Jaketts und die Knie seiner Hosen waren durchgescheuert, feucht und zerknittert sah der ganze Anzug aus, die Zehen lugten aus den zerrissenen Schuhen. Quasterls Pickelgesicht war eingefallen, immer hingen seine Augenlider halb herunter. Er schlang und schlang in sich hinein, brummte wie vollkommen abwesend seine üblichen Redensarten und nickte mechanisch. Ich sprach und erdachte fortwährend neue Möglichkeiten, wie ihm zu helfen wäre. Die Leute gingen an unserem Tischchen vorüber, betrachteten den zerlumpten Quasterl, dann wieder mich mit unbestimmten Blicken und hatten keine allzuguten Gesichter. All das aber gefiel mir außerordentlich. Ich wurde immer überschwänglicher, denn, ach, wie wohltuend, wie romantisch, wie abenteuerlich und emporhebend das war, einen verhungernden Menschen gewissermaßen aus der Tiefe seines Elends herausgeführt zu haben! Wie oft hatte ich das schon in den Büchern gelesen. Mein Herz war voll, mein Hirn war kühn.

„Da! Da hab ich dir meine Adresse aufgeschrieben, Quasterl! Du kannst jederzeit zu mir kommen", sagte ich leicht überheblich, und erbot mich, gleich morgen zu Marie zu gehen. Ein Mensch, und noch dazu ein weltfremder Jüngling, der unerwartet erlebt, wie leicht es mitunter ist, Gutes zu tun, zweifelt nicht an der Unbezwinglichkeit seines Herzens.

„Da, such dir doch eine Schlafstelle . . . Und morgen treffen wir uns am Nachmittag, so um zwei oder drei Uhr wieder im Automaten. Da bin ich dann schon bei der Marie gewesen!" sagte ich zum Quasterl beim Abschied und gab

ihm sieben Mark, die ich noch bei mir hatte. Stumpf dankte er und trottete in den schwarzen Nebel hinein.
Ich war so belebt, so freudig überspannt, daß ich lange nicht einschlafen konnte. Unablässig überlegte ich mir, was ich zu der Marie alles sagen würde. Es fiel mir eine Fülle pathetischer Redewendungen ein. Kein Zweifel, ich mußte sie überzeugen!
Aber nach einer durchschlafenen Nacht sind oft die besten Gefühle verweht. Am anderen Tag merkte ich wieder einmal, wie bedenklich schnell mein Geld hinschwand. Unklar tauchte die nächste Zukunft auf. Vielleicht — wer weiß — erging es mir bald ebenso wie dem Quasterl. Und im übrigen — mein Bruder Max hatte sich zwar mit den Roßkopfs ausgesöhnt und bezog wieder die Zigarren und Rauchtabake von ihnen, man respektierte sich wieder verwandtschaftlich und geschäftlich, aber ich hatte doch schon lange nichts mehr mit zu Hause zu tun, war ein davongelaufener Taugenichts, dem man am liebsten nicht begegnete! Ausgerechnet ich wollte in einer Angelegenheit zur Marie kommen, die ihr sicher äußerst lästig und unangenehm war! Ich, ich wollte sie moralisch umstimmen? Ich?
All diese Bedenken kamen mir. Zweifel hemmten mich und Kleingläubigkeit befiel mich, als ich in den Roßkopfschen Zigarrenladen trat. Marie war zum Glück allein da. „Jaja, der Oskarl, ja, wo kommst denn du auf einmal her?“ rief sie scheinbar freudig, aber, weiß Gott, ich roch geradezu, daß sie von meiner Flucht und meinem jetzigen faulen Herumlungern wußte und gewappnet war. Das zerschlug all meine schöne Entschlußkraft. Ich kam auch lange nur dazu, all die auf mich bezüglichen neugierigen Fragen der Marie zu beantworten. Schließlich aber raffte ich mich doch auf und sagte ziemlich unvermittelt: „Ich hab gestern nachts den Quasterl getroffen. Dem gehts fürchterlich schlecht.“ Das hatte eine Wirkung, die ich nie für möglich gehalten hätte.
„Wa-was, mit dem gibst du dich ab, Oskarl? ... Mit dem verkommenen, niederträchtigen Saulumpen? Mit dem nichtsnutzigen Kerl? Mit dem schuftigen Bazi, dem Vagabunden, dem windigen Strolch?! Mit dem Taugenichts, der schon unsere arme Mutter selig ins Grab gebracht hat?“ geiferte die Marie und bekam mit der Zeit eine fast tränenerstickte Stimme. Wirklich, sie fing zu weinen an und schimpfte immer mehr. Die unglaublichsten Beschuldigungen erhob sie gegen den Quasterl.
„Ein junger starker Mensch, ein ausgewachsenes Mannsbild, das dein Vater selig ordentlich erzogen hat ...! Und streut in der Stadt herum, faulenzt und — kommt in einem Aufzug zu mir in den Laden, daß die Kundschaften davonlaufen, kommt daher und bettelt mich an! Der Lump, der Gauner, der ...“ Sie brach ab und schnaubte. Sie wischte ihre Tränen aus dem Gesicht und fuhr schon wieder fort: „Oskarl? Nein, Oskarl, mit so einem Vagabunden wenn du verkehrst, das geht nicht gut aus ... ! Oskarl, merk dirs, ich hab auch als blutjunges Ding in die Welt hinaus müssen und kein Mensch hat mir geholfen ... ! Ich weiß, wie schwer das ist, bei fremden Leuten sein Geld verdienen! Aber ich hab meiner seligen Mutter nie einen Verdruß gemacht!

Ich hab gewußt, was meine Pflicht und Schuldigkeit war . . . ! Und ich, ich, Oskarl bin ein alleiniges armes Landmädl gewesen, nicht ein ausgewachsenes Mannsbild!“ Lüge und Wahrheit vermengte sie hinreißend geschickt.
„Jaja! Ja, aber . . .“, wollte ich einfallen, indessen aus der Marie sprudelten die Worte wie eine frisch aus dem Felsen gebrochene Quelle: „Da gibts kein Wenn, da gibts kein Aber, Oskarl . . .! Ein ehrlicher Mensch *kann* sich fortbringen, wenn er will! Aber der Lorenz, der Lump, der *will* ja gar nicht arbeiten . . . ! Zu mir kommt er und will betteln . . . ! Das Herz drehts mir im Leib rum, wenn ich denk, daß das mein Bruder ist . . . ! Einsperren sollt man ihn! Ins Arbeitshaus gehört ein solcher Lump!“ Ihr Gesicht durchlief dabei alle Wandlungen der Gefühle. Sie weinte zerknirscht, sie entrüstete sich, herzzerreißend klangen ihre Worte, dann wieder wurden sie zornig und schließlich hemmungslos wütend. „Wie sie lügen kann! Wie sie lügt!“ dachte ich und Ekel ergriff mich vor soviel Verstellung. Doch ich stand nur da wie überfallen. Haß und Wut überkamen mich, aber — seltsam — ich schnitt fortwährend ein dumm-verbindliches Gesicht, versuchte ab und zu etwas zu sagen und kam nicht dazu. Als ich wegging, lud mich Marie mit zerschlissener Freundlichkeit ein, sie doch öfter aufzusuchen.

Niedergedrückt, ganz zertrümmert kam ich auf die Straße und suchte nach einer Weile das Automaten-Restaurant auf. Ich wartete und wartete, aber der Quasterl kam nicht. Immer wieder fielen mir die widerwärtigen Worte der Marie ein. Je länger ich dasaß, desto übellauniger wurde ich. „Vielleicht hat sie gar nicht so unrecht, die Marie“, sagte ich mir ärgerlich, „jetzt kommt er nicht, der Quasterl? Warum eigentlich? Vielleicht hat er wirklich das Geld verbraucht und lacht jetzt über meine blöde Gutmütigkeit!“ Endlich gab ich mir einen Ruck, stand auf, verließ das Lokal und durchwanderte stundenlang und ziellos die naßkalten Straßen.

Von Quasterl hörte und sah ich nichts mehr. Ich vergaß ihn fast. Mein Geld war längst zu Ende gegangen. Mit Mühe und Not hatte ich eine Stelle als Liftboy bekommen. Im strengsten Winter mußte ich den ganzen Tag lang im zugigen, gepflasterten Gang eines großen Geschäftshauses stehen und die Kunden in die verschiedenen Stockwerke fahren. Immer fror ich. Meine erstarrten Hände und Füße schwollen mit der Zeit an, Ohrenschmerzen bekam ich und dabei war mein Lohn so gering, daß er kaum zu einem täglichen warmen Essen reichte. Aber ich hatte keine andere Wahl, als alles zu ertragen. Freundlich und liebedienerisch mußte ich zu den feinen Kunden sein, damit sie mir doch hin und wieder einige Pfennige Trinkgeld gaben. Alle Bitterkeiten eines aussichtslosen Lebens bekam ich zu spüren. Unbarmherzig war der Reiche, verloren und ausgeliefert der Arme — wie oft hatte ich es in den Büchern gelesen! Jetzt aber begriff ich es erst deutlich und schmerzlich. Jeder Tag war voll von dieser grausamen Wirklichkeit. Dachte ich weiter, so wurde alles noch hoffnungsloser. Was war denn nun aus meinem ererbten Familienstolz, aus dem Kastengeist und aus der überheblichen Vorstellung, ich sei besser und klüger als alle anderen Menschen, geworden? Weggelöscht waren sie! Ein Prolet unter Millionen anderer Proleten war ich. Be-

nommen schaute ich um mich, sah auf jene, die nunmehr meinesgleichen waren und empfand die Hoffnungslosigkeit nur noch greifbarer bestätigt. Da fiel mir manchmal ungewollt der Quasterl ein. Ich verglich sein Leben mit dem meinen und ein brüderliches Gefühl stieg nach und nach in mir auf.
Ich wurde krank und verlor meine Stellung. Ich lungerte hungernd herum und suchte viele Wochen vergeblich die Arbeitsvermittlungsstelle auf. Eines Tages war ich Plakatausträger bei einer Reklamefirma.

„Dreihundert Stück Mineralwasserplakate, steif, bei Flad abholen. Sind abzuliefern im Zentralbüro der städtischen Trambahngesellschaft, verstanden?" schnauzte mich der Bürobeamte an. Ich fuhr mit meinem Fahrrad los, fand die Firma Flad, trat in den Laden und übergab meinen Brief.

„Ja, gehn Sie ins Büro ... Da! Hinten rechts, im Hof, erster Gang, erste Tür!" sagte ein Herr hinter dem Ladentisch. Im Hof standen etliche Arbeiter, die eben in einen Aufzug stiegen, der in die Kellereien Kisten bringen sollte. Ich grüßte flüchtig, und plötzlich hielt ich inne. Ich erkannte den Quasterl unter ihnen. Eine jähe Freude befiel mich. Ich lief auf ihn zu und drückte seine Hand.

„Quasterl! Quasterl? Servus ... ! Wunderbar!" rief ich lachend, „du hast also jetzt doch endlich Arbeit? Wie gehts dir denn ... ? Herrgott, du, wir müssen uns treffen!"

„Jaja, selbstredend, selbstredend ... Freilich, freilich, Oskarl", brummte der Angesprochene unerstaunt: „Jaja, selbstredend ... Arbeit hab ich, jaja, freilich, freilich ... " Er trat auf die Bodenfläche des offenen Aufzugs.
„Wann kommst du ausm Geschäft? Um sieben, was ... ? Da hol ich dich ab! Heut abend, ja?" schrie ich geschwind, denn der Aufzug setzte sich schon in Bewegung und fuhr in die Tiefe. Ich hörte gerade noch Quasterls „Selbstredend!" und sah ihn nicken. Warm war mir plötzlich geworden. Mein Herz schlug ein wenig belebter.

Während der Zeit meiner Arbeitslosigkeit hatte ich im Stellenvermittlungsbüro einige Sozialdemokraten und Anarchisten kennengelernt, die mir ihre Lehren beibringen wollten. Auch auf einigen öffentlichen politischen Versammlungen war ich schon gewesen. Ich las etliche sozialistische Broschüren und Zeitungen und viel von ihrem Inhalt leuchtete mir ein. Aber ich blieb doch für mich und verkehrte mit keinem Menschen. Den Quasterl kannte ich in- und auswendig. Mit ihm wollte ich mich anfreunden.

Ich war hocherfreut am Abend unserer Wiederbegegnung, bestürmte ihn mit allen möglichen Fragen und redete in einemfort lebhaft auf ihn ein. Ich merkte kaum, daß er noch immer so teilnahmslos war. Ja, erfuhr ich von ihm, seit einem halben Jahr sei er Hilfsarbeiter bei Flad. In der Kellerei habe er zu tun. Siebzehn Mark Wochenlohn habe er, damit sei auszukommen. Mit drei anderen Arbeitern hatte er eine gemeinsame Schlafstelle in der Sendlingerstraße. Ich wollte von mir erzählen, von der Marie, von den Sozialdemokraten und Anarchisten, aber ich kam nicht weit. Mittendrinnen sagte er: „Ja, ja, ja, selbstredend, selbstredend, eine schöne Arbeit beim Flad ... Freilich,

freilich, die Finny sagt, wir können heiraten ... Selbstredend, selbstredend, läßt sich ja machen." „Finny ... ? Heiraten ... ? *Du* — heiraten?" stotterte ich verblüfft und blieb stehen. Auch der Quasterl hielt inne. Das Licht der Straßenlaterne fiel auf ihn. Ich sah ihn an von unten bis oben und mein Blick blieb stehen auf seinem Gesicht. Er war unverändert. Nur, er sah nicht mehr so elend aus.

„Jaja, ja, selbstredend, hm, die Finny ist Ladnerin bei uns ... Freilich, freilich, zu zweit laßt sich leichter leben, sagt sie ... Selbstredend, selbstredend sag ich zu ihr, wenn sie meint ... Freilich, freilich, sie hat fünfundvierzig Mark im Monat", redete er weiter und beachtete mein Staunen nicht im geringsten. Ein kleines Zimmerl hätte die Finny, meinte er, und die Papiere würden schon auf dem Standesamt sein, die Finny habe das alles schon besorgt. Ich fand das Wort nicht gleich und glotzte den Quasterl nur an. Alles, was er sagte, war mir unbegreiflich. Ich gab es auf, mit ihm über meine Angelegenheiten zu reden.

„Hm, ja mein Gott, hm ... Quasterl ... ? Also dann wirst du bald Ehemann sein?" sagte ich im Weitergehen und wir sprachen nur mehr über ganz gleichgültige Dinge. Soviel brannte mir auf der Seele, brüderlich hingezogen fühlte ich mich zum Quasterl, jung war ich, und die eisige Vereinsamung tat mir weh — einen Menschen, einen Freund wollte ich haben, aber der Mensch da neben mir hatte etwas unfaßbar Fremdes. Es ging eine solche Leere von ihm aus, daß mich fast schauderte.

„Servus Quasterl ... Ich komm wieder einmal und hol dich ab", sagte ich nach einer Weile, und wir trennten uns. Es klang gleichgültig. Ich hatte keine Lust mehr, mit ihm zusammenzukommen. Es war sinnlos.

Zufällig hatte ich nach zirka drei Wochen wieder etwas von der Firma Flad abzuholen. Im Laden erkundigte ich mich schüchtern nach dem Quasterl.

„Graf Lorenz, ja, das ist nämlich ein Verwandter von mir", sagte ich zu der Ladnerin und merkte jetzt erst, daß sie ein verweintes Gesicht hatte.

„D-der liegt im Schwabinger Krankenhaus", stammelte sie tränenerstickt, „e-e-er ist mein Verlobter ... Gegestern-gestern hat ihn der Aufzug ..." sie konnte nicht mehr weiter und mußte sich auf den Ladentisch stützen. Sie schluchzte gepreßt.

„W-was-was? Er ist ...?" stotterte ich fassungslos und starrte das hagere, schlotternde Mädchen an. Da sagte eine etwas blecherne Männerstimme: „Ja, der Herr Graf ist gestern vom Aufzug erfaßt worden. Er liegt im Schwabinger Krankenhaus." Als ich mich umsah, war es der stoppelbärtige Abteilungsleiter.

„Danke! Dankschön!" brachte ich nur mehr heraus und lief aus dem Laden. Ich schwang mich auf das Fahrrad und fuhr nicht mehr in das Reklamebüro zurück. Im Krankenhaus kam ich schweißtriefend an und erfragte das Zimmer, in dem der Quasterl lag. Es war ein heller, geräumiger Gemeinschaftssaal mit vielen Betten. Es roch nach Menschenschweiß und betäubenden Medikamenten. Da wimmerte jemand, dort röchelte einer, wieder in einem

anderen Bett lag einer starr und reglos. Der erste Blick und Atemzug, und man wußte: Das hier, rundherum, war zertretene Armut.
Vorne am Fenster fand ich den Quasterl. Er schien leblos zu sein. Sein Kopf war verbunden. Er rührte sich nicht. Sein pickliges, halbverdecktes Gesicht war krankhaft gedunsen und glänzte schweißig. Seine leeren Augen waren glasig. Die kurzen, kräftigen, unverletzten Arme lagen auf der hochgewölbten Bettdecke und eine Hand war leicht verschrammt. Hin und wieder schnaubte er schwer und stockend.
„Quasterl? Was ist denn passiert? Quasterl, kennst mich denn noch? Quasterl?" rief ich flehentlich und suchte seine rechte Hand. Sie war eiskalt. Ich setzte mich rasch auf den Stuhl, der neben dem Bett stand.
„Qua-quasterl, wie-wie gehts dir denn? Hast arge Schmerzen... ? Quasterl?" fragte ich wiederum und konnte nur schwer das Weinen zurückhalten. Jetzt bewegten sich seine Augen. Und dann seine Lippen.
„Quasterl?" wiederholte ich und beugte mich vor.
„Chja-ja-jaa, s-selbstredend, frei-frei-freilich... in so einem gro-großen G-Geschäft, da-da gibts Unfälle... Freifreilich, i-ich hab den Au-aufzug nicht gesehn", stotterte er mühsam aus sich heraus, aber in keinem Wort war ein Gefühl. Er rang nach Luft und zog dabei die Finger seiner Hände ein.
„Die Finny... frei-freilich, freilich-frei...", ächzte er und brach ab. Er mußte unerträgliche Schmerzen haben.
„Brauchst nicht reden, Quasterl... Nein-nein!" sagte ich bedrängt. Ich sah mit Schrecken, daß sein Gesicht blau anlief. Es überrieselte mich kalt. Mit aller Kraft schluckte ich den würgenden Schmerz, der auf meiner Gurgel saß, hinunter.
Jetzt ging die Türe auf und mit bebendem Geschwindschritt, mit zerknirschter Miene kam die Marie auf das Bett zu. Ihre schwarze Mantille flog. Ohne mich zu beachten fing sie laut zu jammern an, beugte sich über Quasterls Bett und heulte herzzerreißend aus sich heraus: „Jaja, ja Lorenz!? Jaja, um Gotteswillen! Ja, Lorenzl, so ein Unglück, sowas! Der Verdruß wieder! Lorenzl, jajaja, Lorenzl... ? Wie hat denn das passieren können, Lorenzl... ? Jajaja-ja, so ein Verdruß! Du wirst mir doch nicht sterben, Lorenz!? Lorenzl!" Ihre Tränen regneten gleichsam auf den unbewegten Kranken hernieder. Immer zerbrochener schluchzte sie: „Lo-Lorenzl? Lenzl? Quasterl...? Ich bins, die Marie...! Hast Schmerzen...? Jajaja-ja, daß ich sowas erleben muß...! Wie gehts dir denn, Lorenzl...? Jaja-hm-ja, um Gotteswillen, ganz eiskalt sind deine Händ...! Wo hast du denn dein Gwand...? Hast noch Geld, daß ich was besorgen kann, Lorenzl...? Mein Gott! Mein Gott!"
Alle Kranken, soweit sie das konnten, schauten auf sie. Sie aber sah ihre Umgebung nicht. Ihr zerstoßenes Klagen füllte den ganzen Raum. Die Schwester war herbeigeeilt und zog sie sacht vom Bett zurück: „Ssst, ssst, Frau. Er ist zu schwach!" Auch ich machte mich bemerkbar und murmelte unmutig: „Marie, du siehst doch, er vertragt das nicht!" Die aber ließ den Quasterl nicht aus den Augen und hörte nicht. Sie schüttelte nur noch un-

tröstlicher den Kopf und klagte bitter: „Hmhmhm, mein einziger Bruder . . . ! Mein Gott! Mein Gott, sowas! Ganz blau ist er!“ Und nicht ließ sie sich davon abbringen, wieder beugte sie sich zitternd über den Kranken und jammerte von neuem: „Lorenzl? Lorenzl? Lenzl, sag doch was! Sag was . . . ! Dein Gwand nehm ich zu mir, Lorenzl . . . ! Ich wasch dirs aus . . . Hast noch Geld drinnen, Lorenzl? Lenzl, hast . . .“ „Chja-a, ja, sss-selbstredend, frei-freilich, du brauchst es . . . Fü-fünf Ma-Mark sind . . .“, hauchte der Quasterl aus sich heraus und seine trockenen Lippen klappten lautlos aufeinander. Er reckte sich. Seine Arme zuckten haltlos. Seine Schläfenadern schwollen dick an und das Weiße der Augen färbte sich gelb. Die Pupillen verschwanden fast gänzlich. Die Augen schienen aus den Höhlen zu quellen.

„Um Gotteswillen, Schwester! Schnell den Herrn Pfarrer . . . Sie geben mir sein Gwand!“ sagte die Marie leise und hastig und lief mit ihr aus dem Saal. Ich stand wie gelähmt da. Bleischwerer Schmerz beengte meine Brust. Ekel und Wut kochten in mir. Der Quasterl röchelte. Ich sah hilflos auf ihn nieder und biß auf die Lippen.

„Mit dem gehts zu End . . . Ist auchs Beste“, brummte der bärtige Kranke vom Nebenbett und schaute mit einem kurzen, stumpfen Blick auf mich. Die Saaltüre ging wieder auf und ein Geistlicher kam mit der Schwester. Hinter ihnen schritt — die blutigen, verschmierten, zerfetzten Kleider Quasterls auf dem Arm — mit tränenüberströmtem Gesicht, mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen die Marie. Ihre lispelnden Lippen bewegten sich unausgesetzt. Ich hielt es nicht mehr aus. Ich wollte schreien und konnte nicht. Rasch ging ich zur Türe und schlug sie krachend zu. Drunten, eben aus der Trambahn steigend, traf ich die Ladnerin Finny. Sie trug Blumen und ein Paketchen. „Es ist schon zu spät! Er wird schon tot sein“, sagte ich fast grob und starrte sie verstört an. Ich sah eigentlich nichts an ihr, als ihren schwangeren Bauch. Ich blieb steif stehen und weinte auf einmal wie ein Kind . . .

Am anderen Tag war der Quasterl schon in der Leichenkapelle des Krankenhauses aufgebahrt. Der Sarg war bereits verschlossen. Vorne stand ein Zettel mit Namen und Geburtsdatum. Etliche Blumen und ein frommes Bildchen lagen auf dem Deckel. Am Nachmittag fand die Beerdigung im nahen Friedhof statt. Neben dem schon längst vermorschten Sarg seiner Mutter wurde der Quasterl in die Erde gesenkt. Ich sah die marmorne Tafel auf dem Grabstein an und schaute zu den Roßkopfs hinüber, die auf der anderen Seite des Grabes standen. Es muß ein schrecklicher Blick gewesen sein, denn sie wichen ihm jäh aus und senkten den Kopf.

„Letzte Ruhestätte der Familie Roßkopf“, war auf der Mamortafel wieder zu lesen. Wahrscheinlich aber, weil sie das Abschleifen des eingemeißelten Spruches „Gerecht gelebt und arm gestorben“ zu kostspielig gefunden hatten, war er stehengeblieben. Und unter diesem Stein begrub man einstens auch sie.

Ich wußte nicht mehr, wo ich hinschauen sollte. Ein niegekanntes Grauen erfüllte mich. Ich hörte nur wie von weitem das eintönige Beten des Geistli-

chen, hörte wie die Roßkopfs einfielen und vernahm das stille Schluchzen der Finny. Erschüttert überdachte ich das ganze bittere Leben Quasterls und — weißgott wieso — verglich es mit dem meinen. Gestern, als ich so spät ins Geschäft gekommen war, hatte mir der Chef gekündigt. Kalt blies der Novemberwind durch den menschenleeren Friedhof. Graue Schneewolken hingen am Himmel. Bald kam der Winter, und ich stand ausgestoßen in der eisigen Not.

Ich ergriff, ohne mich weiter um die Zeremonien zu kümmern, die kleine Schaufel, die im aufgeworfenen Erdhaufen steckte, und schüttete schweigend dreimal ein bißchen Erde ins Grab. Die rieselnden Steinchen klapperten hohl auf dem Sargdeckel. Ich drehte mich wortlos um und ging.

Es war schon spät. An der Haltestelle stiegen die Arbeiter einer nahen Fabrik mit mir in die Trambahn. Ich sah einen nach dem anderen an. Jeder hatte ein Stück vom Quasterl. Der die Pickel im Gesicht, jener die stumpfen Augen, dieser die schweißglänzende Haut, ein anderer seine Stimme oder seine müde Schläfrigkeit.

Tausende leben und sterben so wie er. Und die anderen? Sehen sie gleichgültig zu? Doch das begriff ich erst viel später . . .

EHELEUTE IM EXIL

von

Lion Feuchtwanger

Sepp Trautwein, Musikwissenschaftler, jetzt Redakteur an den „Pariser Nachrichten“, hatte einen bewegten Tag hinter sich, das Diktat in die Setzmaschine hatte Gehirnschmalz von ihm verlangt, es war tief in der Nacht, er hatte einiges getrunken, eigentlich hätte er furchtbar müde sein müssen. Er kam zu einer Taxi-Haltestelle, einen Augenblick dachte er daran, zu fahren. Dann marschierte er doch zu Fuß weiter. Es war noch ein langer Weg bis zum Hotel Aranjuez, eine gute Stunde noch, aber es reizte ihn, durch den nächtlichen Frühling der Stadt Paris zu traben.

Das Gespräch mit Erna Redlich hatte ihn aufgepulvert. Er fühlte sich jung. So war er manchmal durch die Straßen Münchens oder Berlins nach Haus gegangen, angeregt, von einer heftigen Debatte in einer Weinstube oder von einer Frau kommend. Eigentlich war ein solches Hernach immer das Schönste gewesen. Man bedachte, was gesprochen oder was sonst geschehen war, man schmeckte es nach. Die kleinen Schlacken fielen weg, die gestört hatten, und was daran gut gewesen war, sank hinunter in die Tiefe des Wesens, man

leibte es sich ein, es machte einen besser. Er, Sepp Trautwein, hatte die Gabe, das Gute länger und tiefer zu bewahren als das Schlechte.

Jetzt öffnete sich vor ihm die Place de la Concorde. Weit und herrlich lag sie im hellen Schein der Kandelaber und Bogenlampen, ungeheuer leer, majestätisch und dennoch liebenswert. Steil stand der Obelisk, groß und zierlich zugleich; die Springbrunnen plätscherten, Trautwein war glücklich. Das alles war nur für ihn da. Die acht steinernen Damen lagerten weißlich rund herum, ein bißchen steif und doch einladend. „Guten Abend, meine Damen", sagte Sepp Trautwein, „und woran erkennt man eigentlich wer von Ihnen Marseille und wer Straßburg ist?" Er sagte das aber zu der Dame, welche die Stadt Lyon darstellte. „Dreiundzwanzig Meter hoch", dachte er, er meinte den Obelisk. Drüben blinkte der Eiffelturm wie ein Augenlid, das auf und ab klappt. Trautwein, erst mechanisch, dann bewußt, tat es ihm nach. „Concorde", dachte er, „Eintracht". „Concordia soll ihr Name sein, Harmonie", dachte er, und: „Es ist schön zu leben."

Leicht trunken wie er war, störte es ihn sehr, daß der Tuileriengarten geschlossen war. Man hätte über das Gitter klettern können. Es ist ärgerlich, daß man Emigrant ist. Wenn man als Emigrant über das Gitter klettert, hat es gleich Folgen. Er dachte an jenen Mann, der eine schwache Blase hatte und kurzsichtig war und der, in dem Schilderhäuschen vor dem Elysée, es für eine Bedürfnisanstalt haltend, genotdürftelt hatte; daraufhin wäre er um ein Haar ausgewiesen worden. So ist das nun einmal im Exil. Sie erlauben ihm nicht, daß er in den Tuileriengarten klettert. Sie begreifen nicht, die Hammel, die damischen, daß er keineswegs gegen die Republik ist. Aber das Leben ist doch schön, die schönen Tage von Aranjuez sind noch lange nicht vorbei, und die Place de la Concorde gehört jetzt ihm.

Er stand in schwerem Sinnen. Wie soll er seinen Weg fortsetzen, am rechten oder am linken Seine-Ufer? Er entschied sich für das rechte. Entschlossen, die Füße einwärts gestellt, trottete er weiter am Louvre entlang. Plötzlich war er nicht mehr in Paris. Zwar spürte er gut, daß es eine ganz andere Luft war, und doch atmete er wieder die Luft seiner Stadt München. Die Trautweins waren eine uralte bayrische Familie, sie gehörten zu der Stadt in der Hochebene, sie waren ein Teil von ihr, es war ganz unausdenkbar, daß er, Sepp Trautwein, seine Tage fern von ihr beschließen sollte. Er wußte mit hundertprozentiger Gewißheit, daß er einmal wieder in München sein werde. „Der Tag wird kommen", krähte er vergnügt vor sich hin. Ja, er wußte es, es war absolut gewiß, daß er wieder in München Musik machen wird, daß er in den vertrauten Sälen der Musikalischen Akademie, daß er im Odeon dirigieren wird und Schüler anschreien oder sie gutmütig verhöhnen. Er wußte, daß er an den Kais der Isar entlanggehen wird, die Frauentürme sehen, Weißwürste essen und Märzenbier trinken. Er schnalzte mit der Zunge. Er freute sich schon darauf, wie er Richard Strauß auf die Schulter klopfen wird und ihm sagen: „Na, Herr Nachbar. Sie hätten auch gescheiter sein können." Und er sah sich in der Oper, in dem großen Haus mit dem dummen

Vorhang mit den vielen *L*, und er sah sich in dem zierlichen, kleinen Residenztheater, und hernach ging er auf die Bühne, und er hörte den Bühnenportier grüßen und ihm kameradschaftlich sagen: „Na, Herr Professor, den Saustall hätten wir glücklich hinter uns."
Ungeheuer deutlich sah er das, leibhaft spürte er, roch er den Geruch, den fast hundertjährigen, des alten Bühnenhauses, des alten Konzerthauses. Und plötzlich blieb er stehen, mitten in der Stadt Paris, und lachte. Lange lachte er, schallend. Und da kamen diese Trottel, diese gußeisernen Rindviecher, und bildeten sich ein, sie könnten ihm seine Stadt München nehmen, diese Zugereisten.
Hm. Es geht ihm auffallend gut. Wahrscheinlich hat er ein bißchen zuviel getrunken. Dann war es doppelt löblich, daß er der Versuchung widerstanden hat und nicht mit dem Mädchen hinaufgegangen ist. Er fühlt sich leicht, frisch, hat ein besonders gutes Gewissen, ist sehr mit sich zufrieden. Eine Sekunde lang taucht die berliner Note vor ihm auf mit ihrer ganzen, höhnischen Kaltschnäuzigkeit, den Bruchteil einer Sekunde, ganz, ganz ferne, droht das fait accompli. Aber gleich wieder verschwindet es und an seiner Statt kommen ihm Verse. Er skandiert, er sagt die Verse leise vor sich hin: „Und hält er, mit Pauken und mit Trompeten / Noch so schallende, dröhnende Reden, / Wie er das Vaterland errettere / Und den Weltbolschewismus zerschmettere, / Wir haben das hundertprozentige Wissen: / Gefurzt, Herr Hitler, ist noch lang nicht geschissen." Dem alten Gingold werden diese Verse wahrscheinlich nicht passen. Und Tschernigg macht bessere Verse. Aber ihm, Sepp Trautwein, gefielen sie. „Mir gefallts", sagte er laut, vergnügt.
Er war jetzt nahe am Hotel Aranjuez. Die leere Straße hallte von seinen Schritten. Beschwingt ging er diese letzte Strecke, er war gar nicht müde, er spürte kaum seine Glieder, es war wie beim Skifahren. Er war voll Musik: vorne war etwas ganz leichtes, helles, tiefer unten war der wilde Jammer seines Oratoriums „Die Perser", darüber, nicht zu grell und doch triumphierend, waren die Fanfaren. Vor sich hin aber, ziemlich laut, sang er. Was er sang, das waren weder die Fanfaren, noch der Jammer, sondern, merkwürdigerweise, ein altes münchner Volkslied, die Hymne der Stadt München: „Solang der alte Peter / Am Petersbergel steht / Solang die grüne Isar / Durch die Münchner Stadt noch geht / Solang hört die Gemütlichkeit / In München nimmer auf." Es war eine äußerst simple Weise, derb, sentimental, animalisch fröhlich, sie stimmte auch nurmehr sehr bedingt, denn wenn man an den Herrn Hitler dachte und an das Konzentrationslager in Dachau, dann war wohl nicht mehr viel Gemütlichkeit da, aber immerhin war in diesem Lied das ganze München, die Frauentürme, und die Weißwürste und das Maibock und das „Prost, Herr Nachbar" für jeden Unbekannten, was im Grund nichts anderes war als eine volkstümlichere Form für „Seid umschlungen, Millionen" und somit diese münchner Weise sozusagen zu einer Variation der Neunten Symphonie erhob, und ihm jedenfalls machte sie Spaß, diese Weise, solchen Spaß, daß es sich lohnte, sie noch einmal zu singen und noch etwas lauter.

„Na, na, guter Mann, man hat sich etwas regaliert?“ fragte plötzlich eine Stimme. Es war ein Polizist. „Mag sein, Herr Flic“, erwiderte gutgelaunt Trautwein; es war aber „Flic“ der Spitzname der französischen Polizisten. „Einen hübschen Mantel haben Sie da“, anerkannte Trautwein, auf die Pelerine des Polizisten weisend. „Nicht schlecht“, gab der gutmütig zurück. „Aber jetzt geht man wohl am besten nach Hause.“

Das tat denn auch Sepp Trautwein. Es gab im Hotel Aranjuez einen Lift, aber den nahm er nicht, er stieg vielmehr die ausgetretenen Treppen hinauf mit dem schäbigen, zerflickten Läufer. Unvermittelt kam ihm wieder die berliner Antwortnote ins Gedächtnis und sein Artikel. Der erschien ihm jetzt besonders geglückt, und herausfordernd vor sich hin pfiff er, übrigens, aus alter Gewohnheit gedämpft, um die andern nicht zu stören: „Will der Herr Graf ein Tänzchen nun wagen.“

„So mag ers sagen, ich spiel ihm auf, ja, ich spiel ihm auf, ja, ich spiel ihm auf“, sang er, während er den außen steckenden Schlüssel zu seinem Appartement umdrehte. „Sie ist also doch schon zu Bett gegangen“, konstatierte er erstaunt und wunderte sich über sein Staunen; denn es war klar, daß Anna nicht bis nach vier Uhr, das war es jetzt, auf ihn warten würde.

Er tastete sich durch das vollgestopfte Zimmer. Er war auf einmal müde. Seine Freude und sein Glücksgefühl waren von ihm abgefallen in dem Augenblick, in dem er das Zimmer betreten hatte, er dachte nicht mehr daran, einen Grafen zu einem Tänzchen herauszufordern. Vielmehr verspürte er plötzlich schrecklichen Kaffeedurst. Allein er wollte Anna und den Jungen nicht aufwecken. Er bemühte sich, so leise wie möglich zu sein. Aber natürlich schmiß er doch etwas herunter, und da war Anna schon aufgewacht.

„Guten Abend“, sagte er. „Wieviel Uhr ist es?“ fragte sie, nicht eben böse, doch auch nicht freundlich. „Nicht mehr sehr früh“, erwiderte er. „Vier Uhr siebenundzwanzig“, ergänzte er sachlich, auf die schöne Wanduhr schauend. Sie erwiderte nichts, aber er merkte, wie sie, während er sich auszog, jeder seiner Bewegungen folgte. Er roch nach Zigarren und wohl auch ziemlich stark nach Bier, und dieser Geruch war ihm auf einmal unangenehm. „Eigentlich könnte ich mir noch einen Kaffee machen“, sagte er; schon während er es sagte, bereute er es. „Aber weck den Jungen nicht auf“, mahnte sie, „bring die Maschine hierher.“ Er bemühte sich, keinen Lärm zu machen, es gelang ihm leidlich.

„Hast du die berliner Antwortnote gelesen?“ fragte er, mit der Zubereitung des Kaffees beschäftigt. Ja, Anna hatte sie gelesen, auch hatte man bei Doktor Wohlgemut davon gesprochen. Sie sagte sich, Sepp, sanguinisch wie er sei, müsse, als er diese frech ablehnende Note las, aus vielen Himmeln gefallen sein. Sicher war es ein schwerer Schlag für ihn, sicher hat er alle Contenance verloren, und das war wohl auch der Grund, aus dem er so spät und etwas angetrunken nach Hause kam. Sie muß um gotteswillen ruhig bleiben. Das war nicht ganz leicht. Sie hatte sich, nach dem die schlimme deutsche Nachricht eingetroffen war, vorgenommen, besonders nett zu ihm zu sein, es

war eine große Enttäuschung gewesen, wie die Stunden vergingen und er fortblieb, und jetzt also war er so nach Hause gekommen, und es ging auf fünf Uhr. Aber sie muß sich zusammennehmen, es war ein böser Tag für ihn, sie muß ihn verstehen, sie muß ihm helfen. „Es ist lediglich ein Manöver“, wiederholte sie also tröstlich irgendwas, was sie gehört hat, „die Sache hinauszuzögern. Die Schweiz wird jetzt zweifellos das Schiedsgericht anrufen. Das meinen alle. Auch die Zeitungen.“

Er aber scheint gar nicht so mitgenommen. „Ich habe den richtigen Kommentar dazu gleich in die Setzmaschine diktiert“, verkündet er stolz. „Es ist ein Kommentar, der sich gewaschen hat, der Artikel ist wirklich großartig geworden.“ Und er schickt sich an, ins Badezimmer zu gehen, um sich eine Kaffeetasse zu holen. Der ehemals elegante, jetzt sehr abgetragene Schlafrock hängt weit und lang an ihm herunter. „Er müßte einen neuen haben“, denkt Anna.

Er hantiert in der Küche herum, dann kommt er zurück, die Kaffeetasse in der Hand. Er setzt sich aufs Bett. Er hat sich gewaschen, die Zähne geputzt, da fühlt man sich gleich auch innerlich sauberer. Jetzt, denkt er, ist er wieder der normale Sepp Trautwein, weder himmelhoch jauchzend, noch zu Tode betrübt, sondern halt schlechthin alltäglich, oder vielmehr allnächtlich. Er freut sich auf seinen Kaffee, es ist ihm auch recht, daß Anna aufgewacht ist. Das ist egoistisch von ihm, aber er möchte jetzt jemand haben, mit dem er sprechen kann, und Anna ist eine gute, alte Haut, sie hat ihn nicht gefrozzelt wegen der berliner Note, das muß man ihr hoch anrechnen. „Mein Artikel ist gut geworden“, erzählt er ihr gemütlich, in dem Kaffee herumrührend. „Es war ein Experiment, ihn gleich in die Setzmaschine zu diktieren. Aber er ist wirklich ausgezeichnet geworden. Ich bin neugierig, was du dazu sagen wirst.“

Er hob die Tasse zum Mund, trank. „Pfui Teufel“, sagte er und spuckte den Schluck aus, „was ist das für ein Gesöff?“ Er sprach heftig, er hatte sich so auf den Kaffee gefreut, er war sehr enttäuscht. „Es ist die Milch“, sagte er unmutig, gekränkt. „Sie ist verdorben, sie hat umgeschlagen. Wie kann man einem verdorbene Milch hinstellen. So ein Saustall. Man sieht es ja, sie ist geronnen.“ Er war erbittert.

„Vielleicht sprichst du etwas leiser“, sagte Anna, sie sprach gedämpft, doch sehr scharf. „Du brauchst den Jungen nicht auch noch zu wecken.“

Er sah hoch. Vor der Schärfe ihres Tons zerrissen die letzten Reste des glücklichen Nebels, der um ihn gewesen war. Es kam vor, daß Anna einen energischen Ton gegen ihn anschlug, doch so leise, scharf und feindselig hatte er sie seit ewigen Zeiten nicht mehr sprechen hören. Er sah sie an, verblüfft, betreten. Überlegte. Was ist denn? Sie muß morgen früh zu ihrem verdammten Doktor Wohlgemuth, sie ist überarbeitet, sie hat von früh bis spät zu laufen, sie hat sich ihren Schlaf wohl verdient, er hätte sie nicht stören dürfen. Aber er hat es doch nicht mit Absicht getan. Ist es ein solches Verbrechen, wenn er einmal zu einer ungewöhnlichen Zeit eine Tasse Kaffee will? Schließlich hat er in diesen zwei Jahren des Exils auch allerhand auf sich

genommen und nicht gejammert und geflennt. Lerne leiden, ohne zu klagen. Einen Schmarren. Natürlich hat er unrecht. Anna hat sich in der Angelegenheit der berliner Note außerordentlich anständig benommen. Man kann nicht verlangen, daß jemand, wenn er so aus dem Schlaf gerissen wird, gleich lauter Zucker und Zärtlichkeit ist. Er muß ihr etwas freundliches sagen.
Das Gescheiteste ist, ihren scharfen Ton zu ignorieren, er hat ihn überhaupt nicht gehört. „Ich muß dir etwas erzählen", sagt er, beflissen, krampfhaft aufgeräumt. „Weißt du, was ich unterwegs getan hab? Gedichtet hab ich. Die Verse sind saublöd, aber ich finde, sie sind lustig." Und er sucht seine Verse zusammen, und sagt sie ihr auf: „Wie er das Vaterland errettere / Und den Weltbolschewismus zerschmettere."

Sie hört nicht hin auf das, was er sagt. Da sitzt er und schwatzt drauf los und macht ihr Vorwürfe und beklagt sich, weil er mitten in der Nacht keine frische Milch vorfand. Er ihr. Ihr wäre es auch lieber, es wäre um ihren Haushalt besser bestellt. Aber leider fehlen die Sous. An ihr liegt es nicht. Sie tut, was sie kann. An ihr hängt alles. Wenn es ihm und ihr und dem Jungen nicht so dreckig geht wie Elli, sein Verdienst ist es nicht. Die Milch ist nicht frisch. Was soll sie machen? Die Milch kommt, während sie bei Wohlgemuth ist. Sie hat Madame Chaix, der Aufwartefrau, wohl hundertmal gesagt, sie solle nicht die neue Milch zur alten schütten, aber es nützt nichts, Madame Chaix ist jung und hat ihre Kerle im Kopf. Sie arbeitet ihre Stunden am Tag ab, sie arbeitet schlecht und billig, sie ist schlampig, und wenn sie es ihr noch zehnmal sagt, sie wird immer wieder die frische Milch zur alten schütten. Und die alte von vornherein wegschütten, das kann man sich nicht leisten, und eine andere Aufwartefrau nehmen, das geht auch nicht, sie hat einfach nicht die Zeit, sie auszuprobieren und sie abzurichten. Sepp kümmert sich um nichts, er weiß nichts von dem allen, er macht es sich leicht.

Sepp Trautwein schaut sie an, wartet, daß sie auf die Verse reagiere. Er sitzt auf dem Bett, der Schlafrock schlottert um ihn, er friert an den bloßen Beinen. Allein sie lächelt nicht, sie behält ihr finsteres Gesicht bei.

Jetzt verdüstert auch er sich, und der Blick, mit dem er sie betrachtet, wird ungut. Nein, liebenswert sieht sie nicht mehr aus. Die Nase ist groß geworden in diesen zwei Jahren Exil, ihre Augen finster, ohne Glanz, ihr Haar verzottelt, recht grau. Sie ist zuwider und schwer zu haben. Er ist mit dem Haserl nicht hinaufgegangen, nur weil er an sie gedacht hat, und dann ist sie so zu ihm.

Sie schwiegen beide und sahen sich an. Sie erkannten einander, und wenn sie auch nicht aufs Wort genau wußten, was der andere dachte, ungefähr ahnten sie es, und sie waren feindselig einer gegen den andern.
Durch das offene Fenster schaute eine trübe Dämmerung herein, die Bogenlampen brannten noch, und in dem häßlichen Zwielicht sah das Zimmer doppelt unwirtlich aus.

„Es ist beschissen", dachte er. „Alles ist beschissen. Nie werde ich nach München zurückkehren, nie werde ich durch das Siegestor einziehen, nicht

einmal dritter Klasse auf dem Hauptbahnhof ankommen werde ich. Die blöden Hammel werden ewig in München bleiben, sie werden sich über die ganze Welt ausbreiten. Sie haben den Königsplatz verschandelt, sie haben die guten Musiker hinausgeschmissen oder kaltgestellt, sie werden alles verschandeln. Keine Proben werden sein, und keine Vorlesungen werden sein, ein Dreck wird sein. Nie wird der Bühnenportier zu mir sagen: „Ja, Herr Professor, den Saustall hätten wir glücklich hinter uns." Wir werden den Saustall nicht hinter uns haben, nie werden wir ihn hinter uns haben, und den Benjamin, den Hundsknochen, werden sie auch nicht freilassen, das fait accompli wird sein, und Herr Hitler wird scheißen, genau wie er gefurzt hat. Der blöde Hammel bin ich. Anna ist ein altes Stück Malheur, und ich hätte wenigstens mit dem Haserl gehen sollen."

Anna spürt seine feindseligen Gedanken. „Das nächste Mal", erwägt sie, „wenn ich Madame Chaix sehe, werde ich mich nicht beherrschen können. Es wird Unsinn sein, aber ich werde ihr doch zum hundertunderstenmal sagen, daß sie die neue Milch nicht zur alten schütten soll, ich werde es ihr sehr scharf sagen, es wird Krach geben, und das nächste Mal wird sie sie doch wieder zur alten Milch schütten, und nichts wird sein, als daß ich Herzschmerzen bekomme. Da schinde ich mich ab mit den Pereyros und mit dem Pack vom Rundfunk und zermartere mir den Kopf, und er will es nicht einmal. Alles ist verpfuscht. Wenn ich mich noch so sehr abschinde, es wird mir gehen wie Elli. Jetzt schon bin ich alt und häßlich und habe nicht das Geld, es zu verbergen. Für ihn hab ich mich alt gemacht, und jetzt sitzt er da und schaut mich mit solchen Augen an."

Und plötzlich, hart, sagt sie zu ihm: „Bist du ganz gottverlassen, Mensch? Merkst du nicht, wie du dich zum Narren machst? Schmeiß sie doch hin, deine blöde Politik. Du verstehst ja doch nichts davon. Du machst dich nur lächerlich vor den andern. Merkst du es denn immer noch nicht, daß du dich zum Don Quijote machst?" „Kaffee", denkt sie, „morgens um fünf Kaffee. Und dann meckern, weil die Milch nicht frisch ist. Ja, wie soll ich das denn machen, um Gotteswillen? Ich kann die Chaix doch nicht zwingen, daß sie die alte Milch erst wegschüttet." „Verrückt bist du", sagt sie, lauter, härter, jetzt ist ihre Stimme gar nicht mehr angenehm und ihr Gesicht ist verzerrt. „Verrückt", wiederholt sie und immer wieder: „Verrückt" und: „Mach deine Musik", sagt sie „und laß deine dummen Hände von der Politik. Verrückt bist du und alle werden verrückt, die mit dir zu tun haben." Sie wird immer lauter. „Ja, verrückt bist du, verrückt. Nach Dalldorf gehörst du."

Ihre Stimme klingt schrill, sie schreit. Solange Sepp sie kennt, hat sie noch nie geschrien. Jetzt aber, in einem Schwall bricht sie heraus, die ganze Bitterkeit, die sich in diesen zwei Jahren in ihr gestaut hat. Dabei ist sie bei Besinnung, sie weiß, was sie sagt. Was ist das für ein Unsinn, den sie daherredet. Wie kann man denn hier in Paris, im Exil sagen, daß er nach Dalldorf gehört, in das berliner Irrenhaus. Es ist ihr auch genau bewußt, daß sie durch diesen Ausbruch die ganze Frucht von zwei Jahren mühseliger Selbst-

disziplin vertut, daß jetzt die ganze Beherrschung für die Katz war, die sie sich zwei Jahre, Tag für Tag, abgezwungen hat. Aber sie kann nicht mehr, sie muß schreien. Es genügt ihr nicht, zu schreien. Sie packt den billigen Steingutleuchter, der sinnloserweise auf dem Nachtkästchen steht, sie schmettert ihn zur Erde, daß er zerklirrt.

Von nebenan klopft es, auch unten klopfen sie. Hanns kommt herein, schlaftrunken, erschreckt: „Was ist denn los?"

Wie sie das Klopfen von unten hört, wie sie Hanns sieht, ernüchtert sie sich rasch. „Ich habe keinen Murr in den Knochen", denkt sie, „ich kann nichts festhalten, nicht einmal meinen Zorn." Denn ihr ganzer Zorn ist fort. Sie schämt sich irrsinnig vor Hanns. „Geh zurück, mein Junge, geh wieder ins Bett", stößt sie hervor, angestrengt, „es ist nichts." Sie schluchzt heraus, haltlos, wirft sich bäuchlings zurück ins Bett, sucht ihr Schluchzen und Stöhnen im Kissen zu ersticken.

Trautwein, maßlos erschreckt, winkt dem Jungen, bittet ihn: „Geh zurück, Hanns, geh wieder schlafen. Es wird gleich besser." Das Zimmer ist voll von fahlem, widerwärtigem Morgenlicht, und zum erstenmal sieht er Anna, wie sie jetzt ist, ganz, ihr Innen und ihr Außen. Er erkennt, wieviel er selber noch hat, und wie wenig sie. Er hat seine Politik, seine Musik, der Tag hat für ihn ausgefüllte sechzehn Stunden, eine reicher als die andere: sie hat nichts, nichts, nichts. An ihn allein kann sie sich klammern, er aber hat höchstens einmal ein Streicheln für sie wie für ein gutes, treues Tier. Plötzlich erkennt er, was das ist, ihre zahllosen Ängste und kleinen Sorgen, für die er bisher nichts gehabt hat als Ungeduld und bestenfalls gutmütige Verachtung. Was er auf der Redaktion der „Nachrichten" kennengelernt hat, im Briefwechsel und in Gespächen mit Mitarbeitern, Lesern, Hilfesuchenden, das ganze Elend der Emigration, das ist jetzt leibhaft da, das wäre sein eigenes Schicksal, stünde sie nicht dazwischen. Sie allein hat ihm diese ganzen Scheußlichkeiten ferngehalten, er aber hat es nicht gesehen, hat es nicht sehen wollen. Und jetzt kommt er nach Hause nach einer durchbummelten Nacht und weckt sie und schimpft und flucht, weil ihm die Milch nicht gut genug ist.

Sie liegt immer noch, den Kopf in den Kissen. Wo ist ihr schönes, schwarzbraunes Haar? Es ist grau, zottelig. Aber der Rücken, der vom Stöhnen geschüttelte, ist noch der Rücken, den er vor zwanzig Jahren geliebt hat. Sacht streicht er mit der Hand über diesen Rücken, er dämpft die Stimme, tröstet: „Nicht, Anna, nicht." Noch eine Weile sucht er sie so zu beschwichtigen; dann behutsam, legt er sich zu ihr ins Bett und nimmt ihren Kopf an seine Brust.

Sie sprechen kein Wort, er hat ein tiefes Schuldgefühl. Er ist froh, wie er spürt, daß sie ruhiger wird, daß der Ausbruch vorbei ist. Sie löst sich von ihm. Er, plötzlich, spürt die ganze Müdigkeit dieses schweren Tages und der langen Nacht. Ja, hundemüde ist er, das einzige, was er noch spürt, ist eine endlose, schmerzhafte Müdigkeit, die ihn ganz ausfüllt. Er will noch etwas zu ihr sagen, aber er kann es nicht. Gegen seinen Willen schläft er ein, fest, tief.

ROMEO UND JULIA AUF DEM DORFE

Nach der gleichnamigen Erzählung Gottfried Kellers

von

Johannes R. Becher

I

Um Mittag kamen sie mit ihren Krügen,
die beiden Kinder, aus dem Dorfe her,
und die zwei Bauern hielten ein im Pflügen,
sie nickten mit dem Kopf und tranken leer

ihr Viertel Most, und während sie nun kauten
ein Stück vom Wecken, schoben sie den Hut
zurück und wischten sich die Stirn und schauten
einander an und fragten: „Na, schmeckts gut?"

II

Ein Birnbaum war, um den die Kinder sprangen,
bis Marie weinte, denn sie konnte nie
den Sepp mit seinen langen Beinen fangen,
doch mitten in dem Weinen lachte sie...

Er stieg den Baum hinauf und er versteckte
sich in den Blättern. „Sei nicht so gemein!"
rief sie. „Bring eine Birne mit!" Die schmeckte,
weil sie sie teilten, ganz besonders fein.

III

Am schönsten aber war die Mahd, da lagen
sie in dem Heu, das duftend sie durchdrang.
Sie fuhren abends auf dem Erntewagen
ins Dorf zurück, darin es jubelnd sang.

Wenn sonntags drauf im „Krug zum Grünen Kranze"
aus vielen Dörfern her in ihrer Tracht
die Bauern sich versammelten zum Tanze,
und manches Prosit wurde ausgebracht —

da saßen sie, die Kinder, in der Ecke
beim Kachelofen, saßen Hand in Hand,
sie kosteten vom köstlichen Gebäcke,
und süßen Wein, ein wenig nur, vom Rand

des Glases, durften sie zur Probe nippen.
Die Marie schlief. Es neigte sich ihr Haar,
und leise öffneten sich ihre Lippen.
Aufrecht saß Sepp. Er war schon bald acht Jahr.

IV

Sie saßen unten an dem Fluß und ließen
die Beine hängen in den Fluß und sahn
sich in dem Fluß. Es war ein großes Fließen —
dort in dem Schilf lag hoch, mit Heu, ein Kahn

und Männer kamen, um ihn loszumachen
und schwangen sich hinauf ... Da holte sich
Sepp ein Stück Holz und schnitzte einen Nachen,
der ganz genau dem großen Kahne glich,

und setzte ihn ins Wasser. Beide bliesen
aus vollen Backen, doch der Nachen blieb
im Schilf oft stehn, bis er, vom großen Fließen
erfaßt, im Flusse in der Mitte trieb.

Da standen sie und klatschten in die Hände
und hielten sich, damit nur keines fällt
ins Wasser: „Sieh, er fährt bis an das Ende
der Welt! Wir fahren durch die ganze Welt!“

V

Wie konnten es die Kinder nur verstehen,
daß solche Not ins Dorf gekommen war!
Sie brauchten nicht mehr auf das Feld zu gehen,
denn beide Felder waren ganz und gar

verpfändet und gehörten einem dicken
Glatzkopf, der niemals je ein Feld bebaut.
Mit Stacheln ließ er einen Holzzaun spicken,
der zäunte ein nur üppig wildes Kraut.

VI

Der dicke Glatzkopf war ins Dorf gekommen
nur ab und zu. Er brachte nichts als Streit.

Es wurden Zeugen hin und her vernommen,
die Bauern waren jetzt die meiste Zeit

bei dem Gericht. Dem einen ward geliehen,
geschickt dem andern dessen Schuld vermacht.
Als händelsüchtig wurden sie verschrieen
im ganzen Dorf. Es war von Zins und Pacht

nur noch die Rede. Wühlte selbst im Schlafen
und bohrte immerfort. Ein dicker Band,
gefüllt mit hunderten von Paragraphen,
lag da. Schwerfällig blätterte die Hand

der Bauern drin. Und hatte wer verloren,
gab ers nicht auf, bezichtigte indes
den andern wütend, daß er falsch geschworen.
Sie führten einen ewigen Prozeß.

VII

„Der Schuft! Wenn ich ihn mal im Wald derwische!"
Sie spuckten beide voreinander aus.
„Geh hin und schau, was gibts bei dem zu Tische?!"
Ein jeder sah dem andern in das Haus.

„Der muß die letzte Ziege heut verkaufen!"
„Hast du gehört, der bietet sich als Knecht
dem Glatzkopf an!" Mit einem wilden Schnaufen
sprach einer wie der andere: „Ich hab Recht!"

„Der Sepp, der Kerl! Wenn ich dich nochmal sehe,
daß du ihm nickst — dann, Marie, warte nur!"
„Sepp, marsch! Willst du jetzt oder nicht, gestehe,
die Marie — pfui — ist die gemeinste Hur!"

Die Schulden waren bald soweit gediehen,
der Glatzkopf steigerte die Felder ein.
Beim einen reichts noch, in die Stadt zu ziehen.
Die Väter schlugen auf die Kinder ein.

VIII

Die Kinder trafen sich am Zaun und spähten
hinein und sahn auch, wo der Birnbaum stand.
Die Zweige abgerissen und zertreten,
so stand er kahl. Sie gaben sich die Hand

und gingen beide, träumend vom Geruche
des Heus, hinab zum Fluß und saßen dort.
Als wären sie nach etwas auf der Suche,
sahn sie dem Fließen nach, das immerfort

sich überfloß und kleine Wellenkreise
ans Ufer spülte aus der großen Flut —
Sepp aber sprach: „'s geht morgen auf die Reise
Und du?“ „Ich bleib“, sprach sie, „und bleib dir gut.'

IX

Sepp kam in eine Stadt. Der Vater suchte
nach Arbeit, aber bald blieb er zu Haus.
Er stand am offnen Fenster nachts und fluchte.
Er gab für Schnaps den letzten Pfennig aus.

Das Stübchen kam von dem Getob ins Wanken:
„Was denkst du, Sepp, du Lump, du denkst an sie —
ich les in deinem Schädel die Gedanken!“
Er holte nach ihm aus und schlug und schrie,

vor Wut war ihm der Kopf rot angeschwollen:
„Ich bring ihn um mitsamt dem ganzen Mist,
kommt auch mein eigener Kopf dabei ins Rollen . . .
Die Mutter seufzte nur: „Schau, wie du bist!“

„Die Erde“, schrie er, „habt ihr mir gestohlen!“
Ging auf und ab, gebückt, als pflügte er.
Er schluchzte: „Laßt mich meine Erde holen!“
schwang hoch den Arm, als obs ein Beilhieb wär,

laut lachend: „So, jetzt hab ich ihn gespalten
den Glatzkopf, hoh!“ Sah wie verfolgt sich um,
es war, als ob sich Stimmen in ihn krallten . . .
Der Arzt bestätigte: Delirium. —

X

Sepp sah zu ihr, der Mutter hin und fragte,
die sah zurück und fragte i h n um Rat:
„Den hats, der hat die Sucht . . .“ Sepp aber sagte:
„Ich denk halt oft an Marie . . . “ Wehe tat

es ihm, er sah sie wunderbarerweise
im Tanz sich drehen, wo der Maibaum stand.

Dann zogen feine, kleine Wellenkreise
sich dicht um ihn . . . Es hob sich ihre Hand,

um ihm aus einem Kruge einzugießen.
Denn durstig war er. O, er trank und trank!
Die Hand war kalt von einem großen Fließen,
darin er, Hand in Hand, mit ihr versank.

XI

Sie mußte sich derweil als Magd verdingen,
und manchmal, hatte sie noch spät im Stall
zu schaffen, kam der Knecht um sie zu zwingen —
in ihrem Alter spielten Mädchen Ball

und hatten Puppen, um sie zu liebkosen
und tanzten um den Maibaum Ringelreihn.
„Warum bin ich von allen ausgestoßen?“
so fragte sie, „muß solches Elend sein?“,

Sie fragte ihn, der, in die Stadt entschwunden,
ihr keine Antwort auf die Frage gab.
Sie zählte, zählte rückwärts alle Stunden,
wie lang ists her, daß ich gesehn ihn hab?

Sie ging den Weg, den sie mit ihm gegangen,
um ihre Felder stand kein Bretterzaun,
sie lief ihm nach, er ließ sich von ihr fangen,
sie hatten Zeit, einander anzuschaun.

Am Tanzplatz standen sie. Sie blickte nieder
auf ihre neuen Schuhe, einen Ring
trug sie am Finger, und sie tanzte wieder
und wieder, bis die Nacht zu Ende ging.

Dann knieten sie zusammen hin und bliesen
aus vollen Backen, bis der Nachen flog
den Fluß hinab . . . Es war ein großes Fließen,
das sie in weite Ferne zog.

XII

„Der Marie starben Vater, Mutter, beide —“
Als aus dem Dorf zu Sepp die Nachricht drang
— vielleicht tut sich die Marie was zuleide —
lief fort er aus der Stadt und tagelang

lief er und lief und schlief nachts in den Scheunen,
er sang: „Das Wandern ist des Müllers Lust."
Er schluckte Staub und ließ sich tüchtig bräunen.
Heiß schien die Sonne nieder im August.

Ihm war, als gäb es nirgends eine Grenze,
und jeder nimmt sich halt, soviel er braucht.
Die Sonne sprach zu ihm: „Sieh mich, ich glänze
euch freundlich an, bin ich hinabgetaucht,

so werden Sterne, ungezählte, sprießen,
im Weltengrund. Drum sei auch du erhellt
und bringe Licht ..." Es war ein großes Fließen.
Es fließt das Glück bald durch die ganze Welt ...

Zurück lag weit die Stadt mit den Verwandten,
die Unterkunft gewährten ... O, wie nie
war es so gut, und Freudenfeuer brannten
nachts auf den Höhn ... Und alles das war — sie.

XIII

Und grade mitten im Gewitterregen
kam er in seinem Heimatdorfe an.
Er fragte und erfuhr auch bald, weswegen
die beiden Alten sich dies angetan.

„Der Alte blieb nicht lange Knecht. Besessen
war er von einem Wahnsinn: er vernahm
als Richter täglich Zeugen in Prozessen,
wobei es niemals zur Entscheidung kam.

Pfandrecht und Hypotheken, Überschreiben
von Schulden, Stempelmarken und Gebühr —
ein ganzes Jahr oblag er solchem Treiben,
und neue Zeugen gab es für und für,

bis eines Tags, in einem frischen Kragen
und sauber ausgebürstet das Gewand,
er in den Wald ging, ohne was zu sagen,
wo man an einem Baum ihn hängen fand.

Die Alte ist ihm alsbald nachgestorben,
aus Gram wahrscheinlich ... Und die Marie, ach.
um die, um die hat keiner noch geworben ...
die hat auch nicht verdient ihr Ungemach ..."

XIV

Es wölbte sich ein klarer Regenbogen,
da klopft er an der Tür und rief nach ihr:
„Ich bins, der Sepp, bin gar nicht fortgezogen,
komm her, schau nur, ich bin noch immer hier!“

Er stand zu nah, als daß sie ihn erblickte.
Es war ihr Blick ein blauer Wellenkreis.
„Erinnerst, Marie, du dich noch?“ Sie nickte.
„Weißt du noch, Sepp?“ Er sagte: „Ja, ich weiß.“

XV

Sie gingen hin, wo einst die Felder lagen.
Ein Haus war dort. Im Lehnstuhl kugelrund
der Glatzkopf saß. Am Tore angeschlagen
war eine Tafel: „Vorsicht, bissiger Hund!“

„O Marie“, rührte Sepp sie an, „kein Bitten
bringt wieder das verlorne Paradies.
Auch damals wurde hart genug gelitten,
bevor man uns aus unserm Reich verstieß.“

Er wollte sich nach einem Steine bücken,
doch Marie hielt ihm beide Hände: „Laß!
Ein andrer wird an seine Stelle rücken.“
Sepp sah sich um und fragte: „Gibts nicht was —

was ein für allemal den Schurken allen
den Garaus macht?!“ Und sah sich wieder um.
„Wir tun den Schurken ja nur den Gefallen ...
's gibt sicher was ... Sind wir dafür zu dumm?!“

Von abgemähten Wiesen kam und wehte
ein Duft sie an. „Wir wollen glücklich sein.“
Er ging und schwang den Arm, als ob er mähte,
sie brachten eine gute Ernte ein.

Er wollte ihr von seiner Liebe reden,
wie durch die Liebe es wird offenbar:
Bald gibt es Glück, ein großes Glück für jeden —
„Ja, Marie, das — das ist gewißlich wahr.

Auf allen Dörfern liegt der Erntesegen,
beendet ist der schlimme Väter-Streit —

ein Häuschen, unten an dem Fluß gelegen,
am großen Fließen — o die Welt wird weit —"

Und sagte: „Komm, steig auf den Erntewagen,
wir fahren in die Stadt. 'S ist eingespannt!"
Er hob sie hoch, um sie ein Stück zu tragen.
„Ein schönes Feuerwerk wird abgebrannt

uns zum Empfang. Siehst du die bunten Sterne?!
Willkommen steht geschrieben überm Tor,
durch das wir Armen ziehn ..." Sie sprach, ganz ferne:
„Nur einmal möcht ich tanzen noch zuvor."

XVI

Kirchweih. Am Marktplatz spielte die Kapelle
zum Tanze auf, und Marie trug den Ring,
und Schuhe trug sie, sommerliche, helle,
weil sie das erstemal zum Tanzen ging.

Lebkuchen gabs zu naschen, alle Arten,
mit vielen bunten Kügelchen bestreut,
Zigeunerinnen legten ihre Karten,
weissagten einem jeden, was ihn freut.

Ein frohes Knallen kam aus diesen Buden.
Fest hielt sie ihren Sepp: „So wart doch, bleib
ein wenig stehn und schau!" Die Bauern luden
die Stutzen, jeder schoß zum Zeitvertreib.

Sie nahmen alle Platz an langen Tischen.
Er kaufte ihr ein Herz aus Marzipan
und half ihr einen Fleck vom Kleide wischen.
Sie hatten Zeit und schauten lang sich an.

XVII

Die Mutter, dacht er, habe ich verlassen,
das ist nicht gut und bringt uns niemals Glück.
Soll mich der Vater auch im Tod noch hassen,
wenn mir die Mutter flucht — er sah zurück

zu ihr, der Mutter, die wie Spinnenweben
so viele Falten hatte im Gesicht.
Ich hab der Mutter doch mein Wort gegeben.
Halt ichs. so fragte er sich, halt ichs nicht?!

„Der Mutter“, sprach sie, „mußte ichs geloben,
bevor sie starb. Schwer war es mir, so schwer.
Nun wird die Mutter uns vom Himmel droben
zusammen sehn, und keinen Frieden mehr

hat sie, wird ruhelos umhergetrieben . . .
Vielleicht, daß es auch keinen Himmel gibt . . .
Sonst müßte er, der Herrgott, uns doch lieben,
weil er doch jeden lieben muß, der liebt . . .“

„Ich möchte gern“, dacht sie. Es war zum Weinen,
so traurig. „Bin ich wirklich so gering . . .
Ich meine halt . . . Was soll ich jetzt noch meinen . . .
Ich bin zu dumm . . . Ich bin ein dummes Ding . . .“

XVIII

Da fingen alle fröhlich an zu singen,
ein Prosit wurde schallend ausgebracht.
Die beiden ließen in dem Gläserklingen
ihr Glas erklingen. Langsam kam die Nacht.

„Erinnerst du dich“ — legten aufeinander
sie ihrer Hände inniges Gebet.
Ihm wurde angst und angstvoll ihr entwand er
sein Händepaar, doch war es schon zu spät.

Er sprach von einem großen Tischlein-deck-dich
für alle, die da hungern . . . Der Lampion
erlosch, und müd sank Marie hin: „Nun weck mich
nicht auf, mein Liebster, denn ich schlafe schon.“

Es ging der Wirt um alles abzuschließen.
Aufrecht saß Sepp wie damals neben ihr.
„Erinnerst du dich an — das — große — Fließen?“
sprach sie im Traum. „'S ist Zeit! Komm, gehen wir.“

XIX

Sie stiegen, Hand in Hand, hinab die Hänge
voll reifen Weins. Sie gingen ihren Gang
zum Fluß hinunter, der sich aus der Enge
der Felsen zwängte, und den Fluß entlang,

sich fester an den Händen haltend, gingen
die Beiden, und es war ein leises Ziehn

zum Flusse hin, als ob die Wasser hingen
sich rings um sie, und ließen sie nicht fliehn.

So still. Sie blieben vor dem Flusse stehen,
und beide lächelten zugleich sich an.
Sie gingen, sie umschlangen sich beim Gehen.
Dort in dem Schilf lag, hoch voll Heu, ein Kahn,

darauf sie sich mit wildem Lachen schwangen,
Da ward der Fluß mit einemmal erhellt.
Der volle Mond war strahlend aufgegangen
und überzog mit seinem Glanz die Welt.

XX

Nur zögernd hob sich ab der Kahn und drehte
sich um sich selbst, bis er, vom Fluß erfaßt,
der Mitte zutrieb, in der Mitte wehte
ein Wind, und war das Schiff auch ohne Mast

und ohne Segel, mußte es doch spüren
den Wind, er trug es wie ein Flügelschlag,
und schien geschickt sie sanft hinabzuführen,
die oben lagen, müde von dem Tag,

und träumten von den glücklichen Gestaden,
wo jeder Arbeit hat und guten Lohn.
So fuhr der Kahn, mit hoher Fracht beladen,
trieb über Strudel raschen Laufs davon —

Es klang im Winde nach wie Vesperläuten
und eines Tanzes frohe Melodie.
Die oben lagen, eng umschlungen, freuten
sich ihres Traums. Gebettet lagen sie

auf welken Blüten, die sie träumen ließen
von eines Frühlings ungeahnter Pracht...
Es zog der Fluß. Es war ein großes Fließen.
Es fuhr das Schiff durch die Septembernacht.

XXI

In dem Gewölke hingen schon die Gluten
des Tags. Es kam der hochbeladne Kahn
herangefahren durch die dunklen Fluten,
die fingen noch einmal zu leuchten an,

entzündet von des Mondes letztem Hauche,
als ob ein Glanz in jener Tiefe sei —
die Ufer zogen weithin in dem Rauche
des frühen Herbstes schattenhaft vorbei.

Es streckten sich dahin, ein breiter Rücken,
die Wälder, daraus fern ein Käuzchen rief.
Dann schob der hohe Kahn sich unter Brücken
hindurch. Die Wellen um ihn rauschten tief.

Dort, wo der Strom zum Meere ausgeweitet,
sich uferlos im Dämmerreich verlor,
stieg festlich, ihnen zum Empfang bereitet,
im Morgenrote eine Stadt empor,

mit einem Tore, golden ausgeschlagen,
daß beide oben staunten in die Welt:
als lägen sie auf einem Erntewagen,
der einen feierlichen Einzug hält.

XXII

Aus weicher Mulde abgemähter Wiesen,
und von dem Heuduft, der sie ganz durchdrang,
wie trunken — glitten sie hinab ins Fließen,
das, atemlos, die Liebenden umschlang.

DAS FAHRRAD

von

Richard Teclaw

Wir kamen aus dem Schlamassel bei Bapaume und bezogen Standquartier in Marquion, einem verwaisten Dörfchen im nördlichsten Frankreich. Wir — das war eine kürzlich aufgefüllte metzer Pionierkompagnie — hatten den Ort für uns ganz allein und breiteten uns aus mit jener gierigen Sehnsucht nach Raum und Eigenleben, wie sie nach monatelangem Vegetieren in stinkenden, feuchten Bunkern und verdreckten Barackenlagern aufflammt. Am

liebsten hätte jeder ein Haus, mindestens aber ein Zimmer für sich beschlagnahmt, denn der freundliche Ort war fast völlig unversehrt, wenn auch jeder tragbare Wertgegenstand längst den Weg deutscher Kriegsordnung gegangen war. Aber vier feste Wände und ein regendichtes Dach darüber, hier und da eine Bettstelle, manchmal sogar ein Tisch, ein Schrank oder ein richtiger Stuhl — das war beinahe Frieden. Erst nach Tagen kroch man wieder zusammen, und die Pionieräxte richteten zünftige Feldquartiere her. Korporalschaftsweise drängte man sich in die Häuser rund um die Feldküche. Die Freude am Neuen war verebbt; der Dienst elender denn je. Die Kompagnie baute eine Stunde vor dem Dorf an einer Reservestellung, die nach dem Stand der damaligen Kriegstechnik etwas Unerhörtes werden sollte. Rheinische Bergarbeiter, hamburger Zimmerleute, Tischler, Maurer und Schlosser aus dem Elsaß, Kolonnen geschulter Erdarbeiter, wuchteten in dem zähen, von mächtigen Kreideadern durchsetzten französischen Lehm und schufen ein Labyrinth von fünfzehn Meter tiefen Maulwurfspromenaden, mustergültige Grabensysteme mit betonierten MG-Nestern, grauenhaft verworrene Drahtverhaue und raffiniert versteckte Artillerie-Beobachtungsstände. Aber jeder Pickelschlag, jeder Spatenstich wurde widerwillig und unter Fluchen und Verwünschungen geführt, denn wir schrieben das Jahr 1918 ... In einem abseits liegenden Häuschen am südlichen Rande des Dorfes befand sich das Baubüro für unsern Arbeitsabschnitt. Es war früher ein Estaminet gewesen, und in dem Raum, in dem einst die Bauern beim friedlichen Schwatz ihren Aperitif tranken, hauste ich nunmehr, und ein Telefon an der Wand war meiner Obhut anvertraut. Wo früher Batterien bunter Flaschen lockten, lagerte jetzt Melinit, auch Gelberde genannt, der gerade in Mode stehende Sprengstoff. Ein funkelnagelneues Nivellierinstrument mit den Hilfsgeräten, ein englischer Zelttisch und ein prachtvoller, mit Silbernägeln beschlagener Ledersessel, „Andenken" aus dem zerschossenen Pfarrhaus in Epinoy, vervollständigten die Einrichtung. Im Nebenraum, einst den Honoratioren des Ortes vorbehalten, hockten die Zeichner an den großen Geländekarten und malten die neue Stellung ein. Die Küche und zwei Stuben im Obergeschoß bildeten unser Privatquartier.

Die warme Sonne eines Vorfrühlingstages flutete breit durch die hohen Schaufenster und hüllte das bizarre Kriegsidyll in freundliche Farben. Ich war gerade dabei, mit Hilfe einer in einen gespaltenen Bleistift gezwängten Feldpostkarte Zigaretten zu drehen, als das Telefon rasselte. Ich meldete mich.

„Fernspruch!" kam es vom anderen Ende. „Nimm auf!"

„Kann kommen!" sagte ich geschäftsmäßig, griff zum Bleistift und rückte den Formularblock zurecht.

„An die Bauleitung 528 ..." diktierte der Draht, aber schnell unterbrach ich mit dem Hinweis, wir wären die Bauleitung 529 — „neun ... neunundzwanzig, Kamerad!" Ob wir in Marquion lägen? Ich bejahte. Dann sei das Telegramm für uns; es müsse ein Hörfehler vorliegen oder ein Irrtum bei

der Aufgabe. Um mir lästige Arbeit und spätere Scherereien zu ersparen, bat ich, den Inhalt vorzulesen.
„Gemacht!“ sagte mein Kollege in der nächsten rückwärtigen Vermittlung und las: „fahrrad infanteriekaserne mons abholen stop gruß seiffert offizierstellvertreter stop.“
Ich war lange genug bei der Formation und konnte daher mit gutem Gewissen erklären, das Telegramm sei nicht für uns bestimmt. Mit einem Fahrrad hatten wir nichts zu tun, brauchten auch keins und hatten keins angefordert, und einen Offizierstellvertreter Seiffert gab es bei uns nicht. Und der undienstliche Gruß ließ vermuten, daß es sich um eine Privatsache irgendwelcher Herren vom Feldwebel an aufwärts handelt. „Also dann such mal 528, Kamerad!“ sagte ich und schloß das Gespräch mit dem üblichen: „Machs gut!“
Befriedigt machte ich mich an meine Zigaretten. Das hätte mir gefehlt, mich mit solch einem „Irrläufer“ herumschlagen zu müssen. Nicht genug, daß ich damit bis ans andere Ende des Dorfes zum Kompagnieführer hätte laufen müssen, wo mir ein kräftiger Anpfiff wegen der falschen Nummer sicher gewesen wäre, ich hätte, was viel schlimmer war, danach stundenlang an der Strippe hängen können, um das Telegramm loszuwerden. Ich zündete mir eine Selbstgedrehte an und rauchte sie mit Genuß. Es war wohltuend still um mich her, nur ab und zu rumpste irgendwo ein Vierundzwanziger, aber das drang längst nicht mehr ins Bewußtsein.
Plötzlich erhob sich im Nebenzimmer ein erregter Wortwechsel. Deutlich unterschied ich den scheppernden Diskant von Köbes und den bedächtigen Baß von Bruno, meinem Freund und preußischen Landsmann, der gleich mir durch den unerforschlichen Ratschluß eines weisen Kriegsgottes zu den metzer Pionieren verschlagen war. Die beiden krachten sich jeden Tag ein paarmal, versöhnten sich aber immer schnell wieder. Köbes, richtiger Piongefreiter Jakob Schneider, war im Zivilleben selbständiger Treppenbaumeister in Köln und hatte den heißen Ehrgeiz, es im Kriege noch mindestens bis zum Unteroffizier zu bringen. Er war ein kleines, schmächtiges Männlein mit einem flotten Schnauzbart, Familienvater und weit über vierzig. Mit Säge und Hobel verstand er zweifellos besser umzugehen als mit dem Zeichenstift, was ihn aber nicht hinderte, den Posten des ersten Zeichners bei unserer Bauleitung auszufüllen. Das gelang ihm vornehmlich durch die Unterstützung seines Handlangers, des Pioniers Bruno Warmund. Dieser, Kandidat der Architektur, war in allem das Gegenteil von dem Gefreiten. Alles an ihm war zu groß geraten: der Schädel, Hände, Füße, der ganze Kerl, vor allem aber sein Appetit. Er kannte nur zwei Leidenschaften: Fressen und Malen! Für ein halbes Kommißbrot machte er wundervolle Porträtskizzen und für eine Abendportion Fett oder Wurst eine Temperastudie. Der kleine Gefreite gab dem Riesen regelmäßig etwas von seinem Mittagessen ab, und dafür erledigte der ihm sämtliche vorkommenden Zeichenarbeiten. Er machte das wie spielerisch nebenbei, sauber und korrekt wie zu Hause im Atelier und immer ein wenig so, als wenn das überhaupt keine

richtige Arbeit sei. Sein Ideal war Kirchenbau. Er duldete es gelassen und mit nachsichtigem Lächeln, daß Schneider alle Zeichnungen zur Genehmigung und Unterschrift den maßgebenden Offizieren vorlegte und dabei manches Lob einsteckte. Wie jeder einzelne in unserer Kompagnie hatte auch Warmund seinen Knacks: er hörte sehr schlecht; eine im Unterstand krepierte Handgranate hatte ihm beide Trommelfelle beschädigt, und weil er bei der Nachmusterung das Gebrechen nicht richtig in Szene zu setzen wußte — vielleicht auch nicht wollte — blieb er felddienstfähig und galt ein wenig als komische Figur. Der ewige Streit mit dem Gefreiten Schneider, dessen Nerven nach einer Verschüttung arg gelitten hatten und nur allzuleicht durchgingen, drehte sich stets um, wenn man so sagen will, künstlerische Fragen.
Mehr aus Langerweile denn aus Neugierde ging ich zu den beiden, um zu hören, was wieder einmal los sei. Bruno stand am Fenster, hielt ein Blatt in der Hand und betrachtete es kritisch. Um ihn herum tanzte Köbes und qualmte aus einem kurzen Nasenwärmer deutsches Heldenkraut, das einen infernalischen Gestank entwickelte. „Hahaha!" kicherte er zwischen zwei Lungenzügen, „dat soll 'ne Lindworm sein? Hahaha . . . !"
„Was gibts?" trompetete ich Bruno an.
Der schob das Krätzchen, die schirmlose Feldmütze, die er nie abnahm, ins Genick, lächelte verlegen und meinte: „Köbes sagt, der Drache wär nicht richtig gezeichnet, die Füße wären zu lang." Damit reichte er mir das Blatt zur Begutachtung.
„Jeck is er!" schrie der Gefreite höhnisch.
Ich betrachtete das Bild, eine Federzeichnung, die einen muskulösen, nackten jungen Mann darstellte, der auf einem Felsplateau mit einem tierischen Fabelwesen kämpfte und es in den Abgrund zu stürzen versuchte. Darunter stand in schönster Kunstschrift: „Durchhalten bis zum siegreichen Ende!" Es war eine gut gezeichnete Arbeit, vielleicht etwas zu akademisch glatt; aber das mochte Absicht sein, denn Bruno konnte auch anders. „Eine Allegorie!" erklärte er überflüssigerweise mit tiefstem Ernst. „Der deutsche Siegfried, der mit der Drachenbrut seiner Feinde ringt."
„Ond de Worm! Dat soll 'ne Lindworm sein?" kreischte Köbes und bog sich vor Lachen.
„Hm . . ." machte ich unentschlossen, denn ich war zu jung und zu unerfahren, um die Komik derartiger Symbolik verstandesmäßig zu erfassen. Was mich an dem Blatt störte, waren nicht, wie bei Köbes, die Füße des Lindwurms, sondern eine gefühlsmäßige Ablehnung der Idee, die die Zeichnung ausdrücken wollte. Ich war wie tausende andere in den Krieg gezogen, ahnungslos und begeistert, und erst das persönliche Erlebnis hatte mir für die Verlogenheit der Geschehnisse ein wenig die Augen geöffnet, aber vom richtigen Sehen war ich noch weit entfernt. Ich wußte daher nichts Rechtes zu antworten und brummte noch einmal: „Hm . . . hmhm . . . "
In diesem Augenblick kam Unteroffizier Barth aus der Küche, wo er Kartoffeln gebraten hatte. Warmund riß mir die Zeichnung aus der Hand und hielt sie Barth hin.

„Wie gefällt Ihnen das, Herr Unteroffizier?“ fragte er höflich und machte eine Andeutung von strammer Haltung, eine Übung, die wir uns im täglichen Umgang längst abgewöhnt hatten.
Barth warf einen kurzen Blick auf das Blatt, runzelte die Stirn und sagte scharf: „Idiot!“
Warmund, der Gott weiß was verstanden haben mochte, nickte eifrig und meinte: „Jawohl — im Kampf mit der Drachenbrut seiner Feinde . . .
Köbes und ich grinsten; aber Barth fuhr Warmund plötzlich mit wutzitternder Stimme an: „Was willst du mit dem Mist?“
Der Angebrüllte zuckte zusammen und stotterte kleinlaut: „Ich . . . ich wollte . . . ich wollte Lichtpausen . . . oder Postkarten davon machen . . .“
„Und in der Kompagnie verkaufen, was?“ donnerte Barth.
Wir schauten den Unteroffizier alle drei verwundert an. So hatten wir ihn noch nie erlebt. Als unser Dienststellenleiter vermied er stets geflissentlich, den Vorgesetzten herauszukehren. Wir kamen glänzend miteinander aus, und jeder tat neben dem bißchen Dienst, was er wollte. Das Postkartengeschäft war ein altes Privileg Warmunds; die ganze Kompagnie, selbst die Offiziere, schickten seine hübschen und wohlfeilen Bildchen als Gruß nach Hause. Allerdings waren es meist die damals beliebten Wandervogelmotive, tanzende Mägdelein und Flöte blasende Jünglinge, mehr oder weniger nackt und edel. Also gegen Warmunds merkantile Ader konnte Unteroffizier Barth kaum etwas haben. Sollte ihm das neue Sujet mißfallen? Aber war das Grund genug, derart in Wut zu geraten? Schließlich war es doch ein sehr aktuelles vaterländisches Motiv und die Durchhalteparole jedem geläufig. Warmund meinte es sicher bitterernst. Wie oft hatte er mir auf unseren Spaziergängen auseinandergesetzt, warum Deutschland den Krieg gewinnen müsse. Er hatte große Geschichtskenntnisse und konnte wunderbar dozieren.
„Wenn du diesen Quatsch vertreibst“, unterbrach der aufgeregte Barth meine Überlegungen, „dann sorge ich dafür, daß du hier abgelöst wirst. Dann kannst du wieder vorn im Lehm buddeln. Vielleicht kommst du da auf andere Gedanken . . .“ Er schimpfte und tobte, und der arme Warmund schaute völlig verstört und fassungslos auf sein Kunstwerk und begriff nicht, was er angerichtet haben sollte. „Mal deine Pupenjungens und Nutten so viel du willst!“ schrie der Unteroffizier, „aber laß die Finger von solchem Krampf! Die Kameraden . . .“
Mehr hörte ich leider nicht. Das scharfe Läuten der Telefonglocke rief mich auf meinen Posten. Ich lief ins Geschäftszimmer und nahm den Hörer ab. Wieder war es die rückwärtige Ortsvermittlung, die mir das Telegramm aus Mons anhängen wollte. Es müsse für uns sein, beharrte der Mann am Draht. Ich verweigerte energisch die Annahme, und wir befetzten uns eine Weile gegenseitig, bis ich mit einer unanständigen Aufforderung die Auseinandersetzung beendete und mit einem „Machs gut!“ abhängte.
Nebenan prasselte das Unwetter weiter. Unteroffizier Barth konnte sich anscheinend nicht beruhigen. Ich befürchtete einen Bruch unserer beschau-

lichen Kameradschaft und ging wieder hinüber, um vielleicht ein vermittelndes Wort anzubringen. Aber bevor ich dazu kam, unterbrach Barth seine Standpauke und fragte mich, was es am Telefon gäbe. Ich berichtete von dem zweimaligen Versuch, uns einen fremden Fernspruch anzuhängen. Als ich die Gründe für meine Annahmeverweigerung auf den Inhalt zurückführte, nickte er zustimmend. Wir sprachen dann noch über verschiedene dienstliche Angelegenheiten, und ich war froh, ihn von dem armen Warmund abgelenkt zu haben.
Ein wenig später fragte mich Barth, ob ich mit ihm eine Partie Schach spielen wollte. Natürlich war ich bereit. Er spielte weitaus besser als ich, doch hielt ich mich meist recht wacker. Diesmal aber war er zerstreut und ich konnte ihm nach wenigen Zügen die Dame schlagen.
„Hallo, Korporal", rief ich munter, „das gibt 'ne verlorene Schlacht!"
Er hob den Kopf und sah mich merkwürdig versonnen an. „Mensch ..." sagte er ohne Zusammenhang, „ein Fahrrad ... ja, ein Fahrrad müßte man haben ..."
„Wozu?" fragte ich verblüfft, erhielt aber keine Antwort.
Wir spielten weiter. Nach einer Weile meldete ich triumphierend: „Schach."
„Und matt", bekannte Barth, schob die Figuren zusammen und stand auf. Im Weggehen meinte er: „Du hättest das Telegramm doch annehmen sollen."
„Aber ..." staunte ich. „Und der richtige Empfänger?"
„Ach was", lachte er über die Schulter zurück, „in diesem Krieg passieren ganz andere Schweinereien."
Er steuerte auf die Küche zu, hielt aber in der Tür an und ging zu Warmund, der völlig zerknirscht an einer Karte pinselte. Sich verlegen räuspernd sagte er: „Also, Bruno, das vorhin ... weißt du, der verdammte Hüftschuß quält mich heute wieder ..." Er streckte ihm die Hand hin, die Warmund freudig ergriff und kräftig schüttelte. Sein großes, rundes Gesicht strahlte dabei wie eine aufgehende Sonne. „Und den Dingsda, den Heldensiegfried", fuhr Barth fort, „den verkaufst du mir für ein ganzes Kommißbrot. Einverstanden?"
„Nein!" kam die unerwartete Entgegnung, „Ihnen überlasse ich die Zeichnung für ... für ein halbes Brot, Herr Unteroffizier!"
„Auch gut", schloß Barth den Handel, und die alte Harmonie schien wiederhergestellt. Er erhielt das Blatt und verschwand in der Küche. Ich hörte deutlich, wie er draußen Papier zerriß und ahnte, daß es Warmunds Kunstwerk war.
Der Tag verging im gewohnten Gleichmaß. Ein paar Ordonnanzen wurden abgefertigt, Tabellen ergänzt, Listen vervollständigt, Materialanforderungen weitergegeben. Dazwischen lag das wichtige Mittagessen, über das entsetzlich geschimpft wurde, ein paar Runden Skat, ungeheurer Tabakskonsum, ein Brief in die Heimat und im übrigen gähnende Langeweile. Erst als wir gegen Abend auf der Dorfstraße Hufschlag hörten, kam fiebrige Erwartung über uns. Das war Meldereiter Wutz, ein Totenkopfhusar, der vom Stabsoffi-

zier der Pioniere, dem „Stopi“ kam, Befehle und korrigierte Karten brachte und unsern Tagesbericht mitnahm. Nun war das gewiß nicht aufregend, aber der Reiter brachte uns in seinen Satteltaschen auch all die kleinen Dinge mit, die es nur da hinten in den Kantinen gab. Dann, was noch wichtiger war, wußte er die neuesten „Latrinenparolen“, die unkontrollierbaren Gerüchte, die von Mund zu Mund gingen und den Soldaten zwischen Hoffen und Bangen schüttelten.

„Das Schwein haut ab!“ sagte Husar Wutz und warf seine Ledertasche auf den Tisch. „Versetzt ... Leiter eines Nahkampfmitteldepots in Berlin wird er!“

„Auch ’ne Bestrafung!“ rief Köbes.

„Wenns nur stimmt ...“ unkte Barth.

„Eisern!“ beharrte Wutz. „Ich hab zufällig die Verfügung vom AOK gelesen.“

Gemeint war unser Kompagnieführer, Hauptmann von Littmer. Zwei Jahre lang hatte er die Kompagnie schamlos bestohlen und infam schikaniert. Endlich waren ihm drei der Kompagnie vorenthaltene und nach Hause geschickte Kisten mit Kerzen zum Verhängnis geworden. Wir nahmen die Nachricht seiner Versetzung wie eine frohe Botschaft auf.

Der Meldereiter blieb gewöhnlich ein bis zwei Stunden bei uns. Sein Gaul und auch er brauchten nach zwanzig Kilometer scharfem Trab eine kleine Erholung. Diese Zeit verbrachte Wutz meist in Gesellschaft des Unteroffiziers Barth; sie hockten in der Küche, tranken einen Becher Kaffee oder auch etwas Alkoholisches und führten lange, halblaute Gespräche, über deren Natur ich mir nie Klarheit verschaffen konnte. Diesmal mochten sie über den geschwenkten Kompagnieführer reden, ein Thema, das auch Köbes, Bruno und ich ausführlich besprachen. Ich sortierte dabei die Befehle und die beiden Zeichner sahen die Karten durch.

Wenn sie keinen neuen Kompagniechef aus der Garnison schicken, so käme Oberleutnant Zander dran, der sei der Dienstälteste, meinte Köbes und fügte verächtlich hinzu: und der sei auch „gerade recht auf den Pfeifenkopp.“

„Aber ein tüchtiger und gerechter Offizier!“ orgelte der unentwegte Bruno.

„Tjä, in Orsch, mein Liebchen!“ hetzte Köbes schon wieder. Ihn könne Zander nicht leiden, und dann sei es Essig mit der Beförderung.

Ich wollte gerade meinen Senf dazugeben, als wieder einmal das Telefon weckte. Ich bekam beinahe einen Tobsuchtsanfall, denn in der Leitung war zum drittenmal der Mann mit dem gottverfluchten Fernspruch. Durch die Zähne knirschte ich Ausdrücke, die man nur im Krieg ungestraft gebrauchen durfte, besann mich aber plötzlich und unterbrach die Beschwörungen des anderen mit der Bitte um einen Augenblick Geduld. Dann hielt ich die Sprechmuschel zu und brüllte: „Korporal Barth, der verschissene Fernspruch ist schon wieder hier!“

Ohne zu überlegen schrie Barth zurück: „Nimm ihn auf und sei friedlich!“ So fand ein an der Westfront herumirrendes Telegramm wenn auch nicht seinen, so doch einen Empfänger.

Husar Wutz, der mit uns über die Sache lachte, konnte sogar ein wenig zur Aufhellung der mysteriösen Angelegenheit beitragen: Ihm war bekannt, daß lange vor uns eine Bauleitung 528 in Marquion gelegen habe. Sie sei an die Ostfront verschoben worden; das sei aber mindestens sechs, acht Wochen her ...
„Und nun?" fragte ich Barth.
„Kannst du radfahren?" gab er zurück.
Ich konnte radfahren und Barth fand das ausgezeichnet. Ich sollte das Rad in Mons abholen und es gewissermaßen als mein eigenes betrachten, natürlich militärisch ausgedrückt, etwa in dem Sinne, wie das Gewehr als Braut des Soldaten gelte.
Mit den Stopi-Befehlen und dem Telegramm begab ich mich in das Offizierskasino und meldete gehorsamst die Geschichte des Funkspruchs, wonach ich gleich sachlich fragte, ob wir das Fahrrad abholen sollten — so hatte mich Unteroffizier Barth instruiert. Der habgierige Hauptmann von Littmer, wie immer dreiviertel betrunken, nickte sofort eifrig und fragte nur, wer dazu geeignet wäre. Ich ruckzuckte und schmetterte: „Ich, Herr Hauptmann!"
Am nächsten Morgen fuhr ich, mit Fahrtausweisen, dem Telegramm und Verpflegung für drei Tage versehen, nach Mons in Belgien. Die Bahnfahrt war schön, wunderschön. Die Infanteriekaserne fand ich schnell. Das Fahrrad stand beim Kasernenverwalter und entpuppte sich als etwas ganz Herrliches: es war nicht, wie wir angenommen hatten, eines der ungeschickten, schwerfälligen Armeeräder, sondern ein fabrikneues, blinkendes Stahlroß, rassig und leicht, ein Privatrad feinster Marke. Den Empfang quittierte ich auf dem eigenen Telegramm, das der Feldwebel seinen Hausakten einverleibte. Nebenbei erfuhr ich, daß jener Offizierstellvertreter Seiffert, der das Rad für einen der Herren bei der Bauleitung besorgt hatte, Armeeaufkäufer war. Derzeit wäre er in wichtiger Mission nach Deutschland verschlagen ...

Drei Tage waren im Weltkrieg ein sehr unterschiedlicher Begriff: drei Tage Ruhe — ein Nichts, drei Tage Trommelfeuer — die Ewigkeit! In drei Tagen bekam die Welt zuweilen ein neues Gesicht. Als ich nach drei Tagen, fröhlich die Pedale tretend, nach Marquion zurückkehrte, erkannte ich das Dorf kaum wieder. Ein paar Häuser weniger standen dort, und ein Infanterieregiment hatte im Ort Quartier bezogen. In dem bis dahin so stillen Dörfchen ging es sehr lebhaft zu. Die Engländer hatten unser Bauvorhaben entdeckt und schickten täglich ein wohlbemessenes Quantum Störungsbrocken herüber. Die Kompagnie hatte bereits zwei Tote und ein halbes Dutzend Verwundete. Flieger brummten den ganzen Tag. Man munkelte von einem bevorstehenden Angriff der Tommies. Ihre Langrohre belegten das Dorf wohl für alle Fälle, oder weil die neue Einquartierung bemerkt worden war. Nervöse Unruhe machte sich fühlbar. Die Infanterie würde sicher unsere halbfertige Stellung beziehen; aber Genaues wußte niemand.
Auch bei der Bauleitung fand ich eine veränderte Lage: es gab eine Menge

Arbeit. Selbst Unteroffizier Barth saß hinter Schriftstücken oder handhabte Zirkel und Buntstifte. Er war im Zivilleben Bautechniker und beherrschte sein Fach ausgezeichnet. Mein Fahrrad fand die gebührende Bewunderung und besonders Barth bestaunte es, obwohl er, wie er sagte, gar nicht radfahren könne.
Hauptmann von Littmer hatte seine „Strafversetzung" erhalten und befand sich auf der Reise nach Berlin. Sein Nachfolger sollte demnächst eintreffen. Die Kompagniegeschäfte führte bis dahin der Oberleutnant Zander. Dieser merkwürdige Pionieroffizier schleppte seit Monaten ein „requiriertes" Harmonium mit, auf dem er von früh bis spät herumstümperte. Er übte gerade das Niederländische Dankgebet, als ich mich bei ihm der Vorschrift gemäß „Aus Mons zurück!" meldete. Er dankte zerstreut und erkundigte sich nicht einmal nach dem Zweck meiner Fahrt.
Die Harmoniumklänge noch im Ohr, kam mir zum Bewußtsein, daß mir eine Verkettung von komischen Zufällen ein wunderschönes Rad beschert hatte, von dem, richtig gesehen, nur wir vier bei der Bauleitung eine Ahnung hatten. Dabei begriff der versponnene Warmund kaum den Zusammenhang, und der Gefreite Schneider zeigte sich völlig uninteressiert. Blieb Unteroffizier Barth. Der hatte zwar die Sache eingefädelt und auch die Bemerkung gemacht, man müßte so ein Ding zur Verfügung haben, aber das war sicher nur eine Augenblickslaune gewesen, denn er konnte ja gar nicht radfahren. Wenn morgen — Gott gebs! — der Frieden käme, so könnte ich das Rädchen getrost mit nach Hause nehmen, und kein Hahn würde danach krähen. Oder im nächsten Urlaub, der ohnehin bald fällig war . . .
Ich putzte und ölte das Fahrrad mit aller Liebe und stellte es in eine Kammer hinter der Küche. Mit einer alten Schlafdecke und einer Zeltbahn deckte ich es zu und packte etwas Gerümpel davor. So würde es langsam in Vergessenheit geraten und mir dereinst viel Freude machen.

In den nächsten Tagen regnete es stark; auch hatten wir alle Hände voll zu tun. Und als die Sonne wieder schien, dachte wirklich niemand mehr an meinen Schatz in der Kammer. Selbst ich vergaß ihn zeitweilig.
Von der vordersten Linie kamen beunruhigende Nachrichten. Die Engländer griffen ununterbrochen an. Es hieß, unsere Stellung ließe sich nicht mehr lange halten. Die Verluste auf beiden Seiten wären grauenhaft. Die Infanterie aus unserm Ort wurde eingesetzt und kam nach der Ablösung schauerlich dezimiert zurück. Eine dumpfe, verzweifelte Stimmung griff um sich. Dazu wurde die Verpflegung von Tag zu Tag schlechter und die Behandlung der Mannschaften durch die Offiziere niederträchtiger. Das tägliche Arbeitspensum der Pioniere konnte nur unter Androhung drakonischer Bestrafungen geschafft werden. Arbeitsunfälle häuften sich. Das Störungsfeuer der gegnerischen Artillerie fand immer präziser unsere Baustellen.
Da lasen die Kaffeeholer eines Morgens zu ihrem stillen Vergnügen auf einer Hauswand neben der Feldküche in großen, mit Teer gemalten Lettern den bekannten Soldatenspruch:

„Gleiche Löhnung, gleiches Essen,
dann wär der Krieg schon längst vergessen!"

Und darunter stand, ein wenig beklemmend zu lesen:

„Macht Schluß, Kameraden!"

Die Schrift mußte entfernt werden; und der Tag brachte Sonderappelle und heilige Donnerwetter. Die Offiziere hielten patriotische Reden und drohten mit furchtbaren Repressalien, falls die „Schweinerei" noch einmal vorkäme. Die eifrige Fahndung nach dem Täter blieb ergebnislos; dafür prangte aber zwei Tage später auf dem Dach eines unbelegten Hauses, an den Schornstein gestützt, eine Haustür, die fein säuberlich also beschriftet war:

Menükarte aus dem großen Hauptquartier

Parfait von Gänseleber in Madeira-Sulz
Rinderbrühe mit Mark
Kalbsnuß-Steak mit Trüffelsauce und feinen Schoten
Lachs mit geschlagener Butter
Fasan auf Ananas mit Sauerkraut in Champagner gekocht
Mandarinen im Schlafrock
Welsh rabits und Käsebällchen
Konfekt
Mokka und Liköre

Menükarte für unsere tapferen Truppen

Mittags: Kohlrüben ohne Beilage — Abends: Marmelade mit Brot

Macht Schluß, Kameraden!

Jetzt ging es in Marquion zu, wie in einem aufgescheuchten Bienenschwarm. Die Tür mußte vom Dach geholt werden, was nicht ganz einfach war, da die einzige im Ort vorhandene Leiter mit zersägten Sprossen vorgefunden wurde. Eine Munitionskolonne, die durch den Ort rollte, hatte Gelegenheit, die originelle Speisekarte zu studieren und die Kunde davon weiterzutragen.
Das benachrichtige AOK beorderte ein Kommando Feldgendarmerie nach Marquion. Die Quartiere wurden durchsucht, Verhöre angestellt, gewettert, geflucht, eine Belohnung in Form von Heimatsurlaub demjenigen versprochen, der den oder die frechen Täter nennen würde.
Aber alles blieb vergebens, der Frevel ungesühnt.
Kurz darauf geschahen noch aufregendere Dinge: über den langen Arbeitsabschnitt verteilt, fanden die zum Schanzen anrückenden Pioniere handgroße grüne Zettel, die zweisprachig, englisch und deutsch, bedruckt waren. Sie klebten an den Eingängen der Schleppschächte auf den seitlichen Stollenbrettern, leuchteten aus dem Gewirr der Drahthindernisse und belebten das Grau der Betonmauern. Der Inhalt begann mit der Frage: „Wofür kämpfst du, Prolet?", gab einen gedrängten Überblick über Ursache, Zweck

und Ziele des imperialistischen Krieges und endete wieder mit dem lapidaren:

„Macht Schluß, Kameraden!“

Wie ein Lauffeuer flackerte der naive Befehl durch die Linie, die Zettel ungelesen einzusammeln und abzuliefern oder ungelesen abzukratzen. Die Chargen sollten unnachsichtlich jeden melden, der den Befehl nicht strikt befolgte.
An diesem Tage flutschte die Arbeit nicht so recht. Schaufel-, Spaten- und Hakkenstiele zerbrachen mehr als sonst. Dem Leutnant Jorn, einem zwanzigjährigen Schnösel, der ständig in Reithosen und mit einer Reitpeitsche herumstolzierte, obwohl er vermutlich nie auf einem Pferd gesessen hatte, geschweige denn im Felde eines besaß, fiel an einem Lastkraftwagen eine Rolle Stacheldraht ins Kreuz und beschädigte seine Eleganz erheblich. Zementsäcke platzten voreilig — überall klappte etwas nicht. Abends mußte die Kompagnie eine Stunde strafexerzieren, was eine Verbitterung auslöste, die sogar den Offizieren unheimlich vorkam. Bald erfuhr man, daß auch in den Nachbarabschnitten der Frevler gegen die heilige Tradition des Profitkrieges seine Parolen verstreute. Die Feldgendarmerie erlebte ungewohnt heiße Tage: es gab Nachtpatrouillen wie noch nie . . .

Wir in der Bauleitung besprachen die Ereignisse natürlich genau so eifrig wie die Kameraden in ihren Quartieren. Und bei einem Abendessen aus gesalzenem Klippfisch und trockenem Brot kam es zu einer erregten Debatte. Warmund ereiferte sich mächtig und sprühte Abscheu vor solch heimtückischen Dingen. Es hieße dem Vaterland in den Rücken fallen, wenn man die Moral der Truppen untergrabe. Köbes meinte, das Ganze sei einen Schmarren wert; man werde in den nächsten Tagen den Zettelverteiler fassen und erschießen, und der Krieg werde weitergehen. Ich wollte auf den Inhalt der Zettel eingehen, was Warmund veranlaßte, einen geschichtlichen Vortrag zu halten, in dem er die Berechtigung Deutschlands auf Expansion nachwies. Unteroffizier Barth verhielt sich einsilbig, nur als Warmund im schönsten Fahrwasser war, sagte er lakonisch, wir drei sollten lieber die Fresse halten und für einen Kübel frisches Wasser sorgen, denn der dreckige Salzfisch werde nachts fürchterlichen Durst bringen. Und das Gequatsche mache es noch schlimmer! Er jedenfalls gehe in die Kantine Bier trinken. Damit verschwand er nach oben.
Eine Weile danach kam er zum Ausgehen angezogen herunter. Statt der bequemen Drillichjacke trug er den Waffenrock mit den mattsilbernen Tressen und dem Eisernen Kreuz Erster Klasse, das er seit 1915 besaß. Er hatte umgeschnallt und blitzblanke Gamaschen angelegt. Das Feldkrätzchen hatte er mit der Extramütze vertauscht. „Machts gut!“ verabschiedete er sich freundlich und verließ uns durch die hintere Küchentür, die in den grausam verwüsteten riesigen Obstgarten führte.
Köbes und Bruno sollten morgens sehr zeitig in die Stellung, um dort ir-

gend etwas zu vermessen und gingen daher bald schlafen. Ich zog mich mit einem Kriminalschmöker an mein Telefon zurück und machte es mir im Ledersessel bequem, nachdem ich sorgfältig die Fenster gegen Fliegersicht abgedichtet hatte.
Ich mochte zwei oder drei Stunden gelesen haben, als es plötzlich an die Tür pochte. Mit der Taschenlampe in der Hand ging ich öffnen. Im Lichtkegel erkannte ich zwei Soldaten, die durch das blanke, halbmondförmige Schild auf der Brust als Feldgendarmerie gekennzeichnet waren. Etwas außer Atem kamen sie schnell herein und schlossen hastig die Tür. „Wir müssen telefonieren!“ sagte der eine, ein Vizefeldwebel.
Er lief zum Apparat und ließ sich ungeduldig von Vermittlung zu Vermittlung mit seinem Kommando verbinden. „Hallo!“ rief er endlich, „bist du da, Max? Hier ist Robert. Jawoll Robert! Also paß mal auf: wir haben eben auf der Straße nach Fechin einen Radfahrer anhalten wollen, aber das Schwein blieb auf unsern Anruf nicht stehen, sondern haute ab wie ein Irrsinniger, verstehst du . . . ? Natürlich funkten wir ihm nach, scheinen ihn aber nicht getroffen zu haben. Wie? Nein, nicht getroffen! Er ist weg. Jawoll, entkommen . . . ist doch stockdunkel draußen! Wie? Ja, bist 'n heller Junge, Straßenkreuzungen bewachen . . . alle verständigen . . . sofort . . . und gleich knallen, wenn er nicht stehenbleibt . . . schön. Also machs gut!“ Er hängte ab, dankte flüchtig, und beide gingen.
Ich sah auf die Uhr. Es war viertel vor elf. Ein Kapitel wollte ich noch lesen und dann in die Falle kriechen. Das eben Gehörte beschäftigte mich jedoch zwischen den Zeilen. Auf wen mochten die beiden Militärpolizisten geschossen haben? Sicher auf eine Ordonnanz, die bei dem Anruf an einen Überfall gedacht und kopflos davongerast war. Hätte leicht 'nen Heldentod . . . Halt! Nein, die beiden waren ja auf Jagd nach dem . . . dem Vaterlandsverräter . . . dem geheimnisvollen Zettelverteiler . . . Donnerwetter! Natürlich, die Zettel sollten neuerdings in verschiedenen Ortschaften aufgetaucht sein . . . Das mußte ich Unteroffizier Barth erzählen, wird ihn sicher interessieren. Wo er übrigens nur bleibt . . . ?
Doch dann war ich wieder ganz bei dem Meisterdetektiv, der gerade in einer verzweifelten Situation steckte.
Ein Geräusch an der Küchentür ließ mich aufschrecken. Das konnte nur Barth sein. Ich ging nach hinten, um ihm die Neuigkeit mitzuteilen, fuhr aber heftig zusammen, als ich ihm gegenüberstand. Er lehnte mit hochrotem Gesicht an der Wand und schnaufte wie nach einer gewaltigen Anstrengung. Er war vollkommen verschmiert und verdreckt, als wäre er irgendwo in den Lehm gefallen. Ich blickte ihn verwundert an und lachte plötzlich verstehend: „Etwas schwer geladen, Korporal? War das Bier gut?“
Er stierte mich an und fuhr sich langsam mit dem Handrücken über die schweißbedeckte Stirn. „Was . . . ? Bier . . . ?“ brümmelte er, riß sich dann zusammen und hastete: „Ja, jawoll . . . ausgezeichnet . . . bißchen viel gesoffen . . . aber das macht nichts . . .“ Er stolperte die Treppe hinauf und rief noch zurück: „Geh pennen! Gute Nacht.“

„Gute Nacht!“ antwortete ich.
Den vorderen Eingang, die Tür zur Dorfstraße, verrammelte ich wie üblich mit einer Kiste Melinit. Unter den Drücker der Küchentür stemmte ich einen Karabiner, den Kolben nach oben. Das Haus also bestellt, kroch ich in meine Falle und tat einen gesunden, traumlosen Soldatenschlaf.

Am nächsten Vormittag führte mich ein Dienstweg an der Kantine vorbei. Der Klippfisch von gestern lag mir schwer im Magen, und der Gaumen spürte noch immer Salz. Ich beschloß, ein Bier zu trinken. Der Kantinengefreite stopfte Socken, als ich den Raum betrat.
„Ein kleines Helles, Kamerad“, sagte ich.
„Dir ham se woll mitn Zementsack jepudert, wa?“ kam die Antwort.
„Wieso?“ fragte ich dumm, dann fiel mir aber ein, daß der Kantinengefreite Berliner war, und ich verbesserte mich: „Gib mir ne Molle, schön kalt.“
Ohne von seiner Wollsocke aufzublicken, grunzte er mich an: „Hau ab, du Armloch!“
Ich war durchaus nicht auf Bier versessen und trank es nur ganz selten, aber die Weigerung ärgerte mich. „Warum willst du mir kein Bier verkaufen?“ fragte ich gereizt.
„Nich wollen is jut!“ orakelte der andere. „Mänsch, seit drei Wochen ha ick keen Droppen jesehn.“
„Und gestern abend?“ staunte ich, „habt ihr nicht gestern abend hier mächtig gesoffen?“
Er schüttelte gelassen den Kopf: „Jestern ha ick wejen Mangel an Masse den Laden dicht jehalten.“
In Gedanken versunken schlenderte ich zur Bauleitung zurück. Wo hatte Unteroffizier Barth Bier getrunken? Eine zweite Kantine gab es nicht im weiten Umkreis; wir lagen längst wieder allein im Ort. War er überhaupt betrunken gewesen? Seltsam, höchst seltsam.
Schon von weitem sah ich vor unserm Geschäftszimmer ein Rudel gesattelter Pferde stehen. Ich witterte „dicke Luft“ und schlich mich durch den Obstgarten in die Küche. Vorsichtig spannte ich die Lage. Um den Zeichentisch gruppiert stand etwa ein Dutzend Offiziere; darunter einige ganz große Tiere. Im Hintergrund hielten sich unbeweglich Barth, Schneider und Warmund auf. Ein Oberst fuchtelte gerade mit einem Zirkel herum und redete zu seiner ehrfürchtig lauschenden Umgebung: „Wie ich Ihnen, meine Herren, hier auf der Karte zeigte, können die Schweinereien sehr wohl von einem einzigen Subjekt ausgehen, vorausgesetzt, es hat ein Fahrzeug zur Verfügung. Wir brauchen also durchaus nicht an eine organisierte Verschwörung zu glauben. Der Radfahrer, auf den die Feldpolizei heute nacht leider vergeblich schoß, könnte sehr wohl der Bursche gewesen sein, zumal die telefonischen Rapporte vorliegen, wonach der derzeitige Aufenthalt jeder radfahrenden Ordonnanz genau feststeht. Wir wissen, wo zu der Stunde jedes Dienstrad im Armeeabschnitt weilte. Auf der Straße nach Fechin ist niemand gewesen; die Kontrolle war absolut vollständig. Ich denke, wir werden dem

Burschen bald das Handwerk legen, und mir schweben da ein paar Sondermaßnahmen vor, auf die ich noch zurückkomme. Ich danke Ihnen, meine Herren."
Ich beobachtete den Vorgang durch die halboffene Tür. Während der Oberst sprach, starrte ich Barth an. In seinem hageren, braunen Gesicht zuckte keine Miene. Einmal schaute er an den Offizieren vorbei und bemerkte mich im Nebenzimmer. Ich weiß nicht, ob ich mich täuschte, aber es schien mir, als lächelte er mich an; und sein Blick verwirrte mich. Mit banger Sorge kam mir in dieser Sekunde unser, besser mein Fahrrad in den Sinn. War es nicht überzählig, sozusagen illegal im Weltgeschehen? Wenn einer dieser Offiziere dahinterkäme, daß wir ein Fahrrad verbargen — die Folgen wären nicht auszudenken! Zwar konnten wir nachweisen ... Halt! Konnten wir das wirklich alle? Wo war Unteroffizier Barth gestern abend gewesen?
Die Offizierskavalkade ritt davon.
Leise ging ich hinaus und betrat die Kammer neben der Küche. Das Fahrrad stand da wie immer. Ich hob Decke und Zeltbahn ab und betrachtete es genau. Mit dem Finger strich ich über die Laufdecken und Felgen: nichts, kein Straßenkot, keine Lehmspuren. Und dann stutzte ich doch: das Rad war sauber, allzu sauber. Jemand hatte es frisch geputzt!
Wenn ich nur Gewißheit hätte, daß Unteroffizier Barth wirklich nicht radfahren kann ... Ich hatte Angst um ihn und wußte nicht warum. Doch dringende Arbeiten lenkten bald die Gedanken ab.

Seit dem Morgen hatte sich das unablässige dumpfe Grollen der Front verstärkt; mehr und mehr schwoll es an, und gegen Abend surrten die Fensterscheiben und die Erde vibrierte. Der illuminierte Horizont zuckte flammend und brüllte. Eine neue Symphonie aus Blut und Grauen hatte begonnen. In grausigem Gegensatz dazu stand die Stille in unserem Dorf. Sie legte sich schwer auf die Nerven, und wir schlichen gedrückt umher. Mit besonderer Sorgfalt dichteten wir die Fenster gegen Fliegersicht ab; und dann hockten wir eng beieinander, stumm und beklommen. Niemand wollte schlafen. Lange nach Mitternacht sagte Köbes jäh: „Horch! Was ist das?"
Wir hatten es wohl alle schon eine Weile gehört, aber niemand traute seinem Gehör, doch jetzt war es Gewißheit: es klang wie das Tappen und Schlurfen eines großen Tieres, wie Keuchen und Stöhnen eines Lebewesens, das schreien möchte und nicht darf; etwas wälzte sich draußen vorbei, unaufhaltsam, ohne Ende ...
Wir löschten das Licht und huschten zur Tür. Die Nacht hing schwarz und satt über der gequälten Erde. Ein Strom Leben quoll an uns vorbei: eine kompakte Masse, verflochten, verfilzt, ineinander gekeilt. Einmal rollten Räder, ein Pferd schnaubte, Metall klirrte, eine halblaute Stimme flackerte auf und brach erschrocken ab, aber sonst Schweigen, lähmendes, quälendes Schweigen. Und daneben das Schlurfen und Tappen unzähliger Menschenfüße, kein Marschtritt, sondern ein monotones Hasten. Unaufhaltsam, ohne Ende ...

Wie lange wir in der Nacht auf den unheimlichen, gewaltigen Heerwurm starrten, weiß ich nicht, aber es waren viele Stunden. Langsam dämmerte das erste Grau des neuen Tages herauf, als wir Einzelheiten unterscheiden konnten: Soldaten ohne Helm, ohne Gewehr, andere ohne Tornister; Verwundete, notdürftig verbunden, von Kameraden gestützt; alle entsetzlich verdreckt, verschmiert. Und alle schleppten sich mühsam dahin, den Blick stier geradeaus gerichtet.

„Rückzug", flüsterte Barth heiser. Wir wußten es schon lange.

Die Sonne brach an diesem Morgen nicht durch, dafür schickte der Himmel einen nieselnden Sprühregen, der in kurzer Zeit den Boden aufweichte und alles in Schlamm hüllte. Wir fühlten uns zerschlagen und elend und atmeten auf, als es Zeit wurde, Kaffee zu holen. Warmund war an der Reihe und trabte mit den Kochgeschirren ab. Wir freuten uns auf den wenig schmackhaften, aber warmen Trank. Inzwischen konzentrierten sich unsere Gedanken, Wünsche und Gefühle auf die Rückwärtsbewegung der Truppen. Der Strom brach plötzlich ab, und als letztes rasselte eine Batterie Feldartillerie vorbei, die Pferde abgehetzt und schaumbedeckt. In der Stille, die sich daraufhin jäh ausbreitete, in dem stärker werdenden, leis plätschernden Regen kamen wir uns klein und hilflos vor.

Mit leeren, klappernden Kochgeschirren, im Näherkommen winkend und schreiend, kam Warmund angewetzt und berichtete völlig außer Atem, die Kompagnie sei abgerückt, kein Schwanz sei mehr im Dorf, alles weg, auch die Feldküche.

Barth stürzte ans Telefon und drehte wie besessen die Kurbel, aber der Apparat war tot, die Leitung unterbrochen.

„Verdammt!" knirschte er, „die Schweine haben uns vergessen!"

Verstört, gereizt, rannten wir eine Weile zwecklos im Haus herum, ordneten dies und das und wußten nicht recht, was beginnen. Barth vernichtete gelassen einige Aktenstücke und rollte Karten zusammen, die er in eine Tasche packte. Dann ordnete er an: „Fertigmachen! In zehn Minuten hauen wir ab!"

Eilig klaubten wir unsere Brocken zusammen, rollten Decken und Mäntel und richteten uns feldmarschmäßig her. Ein bedauernder Blick galt den Dingen, die wir nicht mitschleppen konnten; und dann hielt uns nichts mehr in Marquion.

„Geht schon vor", sagte Barth im letzten Augenblick, „ich schau bloß mal schnell nach, ob die Schweine nicht noch jemand im Dorf vergessen haben."

Wir drei stiefelten los. Grau und eintönig lag die endlose Landstraße vor uns. Der stumpfe Himmel, der entnervende Regen und die weite Stille vereinigten sich zu einem Bild trostloser Verlassenheit. Mißlaunig und gereizt setzten wir Fuß vor Fuß. Bei jedem Schritt versanken wir bis zu den Knöcheln im Dreck.

Nach einigen hundert Metern fiel mir etwas sehr Wichtiges ein: „Herrgott!" rief ich, „ich habe ... Moment, ich bin gleich wieder da!" Damit stützte ich den Karabiner an einen Baum, legte den Tornister daneben und rannte den Weg zurück.

Vor der Bauleitung stieß ich mit Barth zusammen. „Wo willst du hin?“ brüllte er mich an.
„Das Fahrrad!“ schrie ich und lief an ihm vorbei ins Haus.
In wenigen Sekunden holte ich das Rad aus der Kammer und stand wieder auf der Straße. Mit finster verkniffenem Gesicht musterte mich Barth und knurrte: „Das Mistrad ... hättest auch früher dran denken können ...“ Dann drehte er sich auf dem Absatz herum und fauchte: „Los, mach daß wir weiterkommen, sonst schnappen uns doch noch die Tommies.“
Kleinlaut bestieg ich die Maschine und versuchte neben Barth Schritt zu halten, aber ich kam nicht weit; der tiefe Straßendreck machte ein Fahren unmöglich. Das Vorderrad stellte sich quer und ich kippte um; dabei verhedderte ich mich und fiel aufs Knie. Grimmig fluchend kratzte ich den Dreck von der Hose und schickte mich an, das Ding zu schieben. Das geschah an der Stelle, an der sich die Dorfstraße mit der Chaussee im rechten Winkel traf. Barth war schon um die Ecke gebogen. Ich faßte die Lenkstange, warf noch einen Blick zurück und — blieb wie angewurzelt stehen. Ich kniff die Augen zu und riß sie wieder weit auf. Ich glotzte und glotzte. In meinem Gehirn wirbelte es durcheinander; eiskalt rieselte es mir über den Rücken. Kein Zweifel, meine Augen täuschten mich nicht: an mehreren Häusern inmitten der Dorfstraße klebten die handgroßen, grünen Zettel, jene Zettel, die verlangten:

„Macht Schluß, Kameraden!“

Ich wußte, der Text war zweisprachig, also galten sie diesmal den vorstoßenden englischen Truppen, und plötzlich erschien mir das gefährliche Treiben des Zettelverteilers in ganz anderem Licht. „Wofür kämpfst du, Prolet?“ fragte er nicht nur uns, sondern auch die anderen da drüben ... Bei Gott, es waren ja wirklich nur die Uniformen, die uns unterschieden! Die drüben krepierten wie wir — wofür? Sie verreckten im Dreck und faulten im Massengrab — wofür? Wir ... wofür? Wofür ...? Tausend Fragen stürmten auf mich ein, aber ich mußte Barth nach. Ich ging neben ihm her und forschte verstohlen und scheu von der Seite in seinen Mienen. Er marschierte mit festen, weitausholenden Schritten gleichmütig dahin, und sein Gesicht hatte einen zufriedenen, fast heiteren Ausdruck.
Schweigend erreichten wir die beiden anderen. Und schweigend zogen wir weiter. Ich hatte mein Gepäck auf das Rad geladen und glaubte mich wunder wie erleichtert, aber nach einigen Kilometern erschien mir das Schieben saurer als das Schleppen. Kurz entschlossen nahm ich Tornister und Gewehr wieder auf und stellte mein schönes Fahrrad an den nächsten Baum; sang- und klanglos begrub ich den Traum von friedlichen Radpartien in der Heimat ...
Stumpfsinnig, müde, hungrig stampften wir Kilometer um Kilometer dahin. Der Regen durchnäßte uns bis auf die Haut; der fette Schlamm saugte uns bei jedem Schritt zurück, und die Füße wurden bleischwer; wir dampften vor Anstrengung und mußten doch vorwärts. Plötzlich stolperte Warmund und haute lang in den Dreck.

„Durchhalten, Siegfried, durchhalten bis zum siegreichen Ende!" grinste Unteroffizier Barth ironisch und half dem Riesen auf die Beine. Wir anderen quälten uns ein Lächeln ab und wischten uns den Schweiß von der Stirn. Nur Barth war verhältnismäßig frisch und guter Laune, wenn auch nicht gerade vergnügt.

Und dann heulte es pfeifend in der Luft, und mit gewaltigem Krachen spritzte vor uns eine gigantische Dreckfontäne auf. Wie auf Kommando klatschten wir alle vier instinktiv bäuchlings in den Schlamm; und keiner lachte. Dieses ekelhafte Spiel wiederholte sich von nun an alle paar Minuten, aber es verlieh uns auch neue Kräfte, Kräfte einer panischen Angst. Bei allem Elend und aller Verzweiflung wollten wir leben, das gab uns frischen Auftrieb. Wir mußten durch die Feuerzone, und wir schafften es, wenn auch mit pfeifenden Lungen, trockenen Kehlen und wunden Füßen. Im Wettlauf mit dem Tode hatten wir wieder einmal gesiegt.

Doch unser befreiendes Aufatmen kam zu früh. Wir glaubten das Grauen hinter uns zu haben, da krachte ein ganz schwerer Brocken, weiter als die anderen, und während uns Dreck, Steine und Splitter um die Ohren sausten, schrie einer auf. Es war Unteroffizier Barth.

Ein Granatsplitter hatte ihn am linken Arm erwischt. Ich verband ihn, so gut ich es verstand. Es war eine Fleischwunde, nicht allzu gefährlich. „Heimatschuß!" sagte er und biß die Zähne zusammen.

Wir schleppten uns weiter. Einmal fragte ich laut: „Wozu? Wofür?" Aber niemand achtete darauf. Endlich stießen wir auf eine belebte Ortschaft. Truppen formierten sich neu. An einer Feldküche schenkte man uns einen Becher Kaffee und einen Schlag Kohlrüben. Das Leben sah wieder freundlicher aus.

Vor einem Verbandplatz nahmen wir von Barth Abschied. Wir drückten ihm die Hand, und ich dachte: Er kann doch radfahren! Laut aber sagte ich: „Machs gut, Korporal!"

„Machts gut, Kameraden!"

Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Erst jetzt, zwanzig Jahre später, fand ich in einer reichsdeutschen Zeitung diese Notiz:

„Selbstmord im Gefängnis. In der hiesigen Strafanstalt machte heute nacht der 48 Jahre alte Untersuchungsgefangene Bautechniker Walter Barth seinem Leben durch Erhängen ein Ende. Barth war ein unverbesserliches Element, das sich in verbrecherischer Auflehnung nicht in die heute geltende Gesellschaftsordnung einfügen wollte. Er war bereits einmal für längere Zeit in einem Konzentrationslager interniert gewesen, doch fruchtete das scheinbar nichts, denn nach seiner Entlassung beteiligte er sich wieder an hochverräterischen Umtrieben, bis ihn die Geheime Staatspolizei auf frischer Tat ertappte. Aus Furcht vor der neuerlichen, exemplarischen Bestrafung dürfte er sich feige aus dem Leben geschlichen haben . . ."

ARAGANDA

von

Hans Marchwitza

Die 12. Internationale Brigade hat Ruhe. General Lukács läßt kleine Gefechtsübungen abhalten, die vom Bataillon Dombrowski besonders gut durchgeführt werden, denn seine Slaven sind fast durchweg Soldaten gewesen und die Mannschaft ist nicht so bunt zusammengewürfelt wie die vieler anderer internationaler Bataillone.

Die Gefechtsübung hat den General zufriedengestellt und das Bataillon kann heimkehren. Der General sagt: „Macht euch jetzt eine gute Zeit!" Das bedeutet, daß der übrige Tag dienstfrei verbleibt und jeder ihn nach Belieben verbringen darf.

Die Leute kehren in ihre Quartiere zurück, werfen ihr Gepäck ab und lassen sich auf die Lagersäcke fallen. Die meisten sind wirtschaftliche oder politische Emigranten, die in französischen Bergwerken oder als Handwerker in Paris geschafft haben. In dem einen Raum liegt eine Maschinengewehr-Mannschaft. Es sind etwa zehn Mann, darunter ein langer Jude, der Abraham, von Beruf Maurer, dann noch ein zweiter Jude, der Königsmann, der polnische Gewehrführer Adamowitsch und der Araber Selim.

Selim ist seit November, seit den Kämpfen im Parco del Jesy bei der Gruppe. Er ist Bergarbeiter wie seine polnischen Genossen und ist mit ihnen aus den französischen Gruben gekommen.

Selims Anwesenheit hatte einen besonderen Zug in das Leben gebracht. Sobald sie Moros gegenüberlagen, betrieb Selim eine besondere Art von Propaganda. Er steckte eine grüne Fahne mit dem Halbmond heraus, und rief hinüber: „He, ihr Kapitalshunde, kennt ihr diese Fahne? Schießt nur drauf, wenn sie euch nicht mehr heilig ist. Knallt nur auf eure eigenen Volksgenossen, ihr seid ja schon lange nicht mehr würdig, euch Mohammedaner zu nennen, seitdem ihr Francos Hunde geworden seid!" Und er fluchte und schimpfte auf arabisch, daß es ein jeder der gegenüberliegenden Mohren hören mußte.

Diese schrien dann zurück: „Was suchst du bei den verfluchten Roten, bei den Christenhunden?"

Selim antwortete: „Ich bin hier, um euch, Kapitalshunde, die unseren Unterdrückern die Hände lecken, für den Verrat an unseren Brüdern in Marokko zu strafen. Ich werde gleich in euch hineinfeuern, daß keiner von euch Marokko wiedersieht!"

Selim fluchte und schimpfte weiter. „Ihr könnt euch noch so verstecken, ich sehe einen jeden von euch, und wenn ich will, liegt einer nach dem anderen tot. Ich gebe euch aber Zeit rüberzukommen und versprech euch, daß keinem ein Leid geschieht. Wer aber nicht herkommt, auf den knall ich mit dem Maschinengewehr, bis er nicht mehr aufsteht!"
Die Mohren riefen: „Du bist doch Mohammedaner!"
„Natürlich bin ich Mohammedaner", rief Selim. „Aber mein Glaube soll durch keinen Mord an einem Bruder besudelt werden! Ich schieße nur auf meine Feinde, zu denen ihr gehört, wenn ihr drüben bleibt!"
Auf diese Weise brachte Selim gar manchen Marokkaner und einmal sogar vierzehn zugleich dazu, mit ihren Waffen herüberzulaufen.
Die anderen aber, die zurückblieben, lernten Selims Feuerkunst und seinen Haß und Mut kennen. Mehr als einer blieb im Parco del Jesy tot liegen und verweste unbegraben vor den Drahtverhauen und Schützengräben, die sie dutzende Male gestürmt und nie erreicht hatten. Und vielleicht hat es manchen der Sterbenden nach Selims Hand verlangt, nach einem Wort, nach einem Trunk aus seiner vollen Feldflasche, ehe er elend zugrunde gehen mußte.

Alarm!
Das Dombrowski-Bataillon saust auf Lastautos ab. „An die Jaramafront!" sagt man. Es ist erst Februar und eiskalt. Die Autos rasen auf der großen, asphaltierten, eigentlich letzten Straße, die Madrid mit dem Hinterland verbindet. In der Ferne krachen die Donnerschläge der beginnenden Schlacht. Die Faschisten haben angegriffen und irgendwo ist ihnen ein Einbruch in die Front der Regierungstruppen gelungen.
Die Camione hasten durch eine Stadt, es ist die nächstgefährdete, Araganda. Drüben zieht sich der Fluß, werden mehrere Brücken sichtbar. Aus den Bergen und Olivenhainen hinter dem Fluß blitzt es und flutet etwas heran — Marokkaner!
General Lukács erwartet das Bataillon Dombrowski in der Nähe der einen Brücke. Er steht trotz des rasenden Feuers aufrecht, das Glas an den Augen. „Besetzt rasch die vorderen Häuser", befiehlt er. „Schießt Visier achthundert!"
Selim, Abraham, Königsmann und Adamowitsch lösen einander beim Schießen ab. Aus den oberen Fenstern und vom Dach des Hauses knattert es, fünf oder mehr Maschinengewehre. Ringsum platzen die kleinen Granaten der aus dem Olivenhain feuernden faschistischen Panzerwagen, die den Sturm der Mohren unterstützen.
„Vierhundert Meter!" befiehlt der General.
Sie reißen am Visier und halten auf das Flußufer, wo es plötzlich von Gestalten wimmelt. Selim flucht und schimpft.
„Dreihundert Meter!" übertönt die Stimme des Generals den Feuerlärm. Er bleibt bei ihnen. Das gibt ihnen Ruhe und die Überzeugung, daß die Mohren nicht herankommen werden. Ringsum brüllt die Schlacht. Das Haus kracht

und schüttelt sich, droht einzustürzen. Feuersäulen steigen vor ihren Augen auf. Dreck spritzt gegen das Haus. Die Haut der Hände versengt an dem glutheißen Lauf, man keucht und stöhnt wider Willen. Die Mohren kommen über das Ufer nicht hinaus, Selim und Abraham schießen wie wahnsinnig, alle hören die wilden Schmerz- und Todesschreie der Angreifer, hören ihren General: „Stellt rasch auf vierhundert Meter!“
„Fünfhundert!“
„Achthundert Meter!“
Der Olivenhain flammt unter den einschlagenden Granaten. Die Welle flutet zurück. In Haufen zusammengeballt, mit jammervollem Geschrei, rennen die Mohren wie sinnlos zwischen den Bäumen vor und zurück, greifen in die Luft, schlagen wie vom Blitz getroffen hin.
Selim flucht, schimpft und schießt. Alle keuchen vor Aufregung. Selim schreit wütend hinüber: „Ich hab es euch ja gesagt, ihr krepiert für Franco, weil ihr seine Hunde geworden seid!“
Das Ufer zu beiden Seiten der Brücke ist bedeckt mit toten und sterbenden Mohren. Im Fluß schwimmen ihre Leichen. Bis an den Olivenhain ist die Erde bedeckt mit ihren Toten und Verwundeten. Der Durchbruch ist nicht gelungen.

Der General befiehlt heiser: „Sie kommen wieder. Geht aus den Häusern raus und baut euch draußen ein!“
Ein Teil des Erdgeschosses ist durch eine Granate zerstört, die Mannschaften müssen ihre Maschinengewehre und sich selbst an rasch geknüpften Stricken hinunterlassen. Kaum sind sie unten, da kracht es von neuem und das Haus stürzt vollends zusammen. Sie schanzen sich schnell ein und warten.
Es ist vier Uhr nachmittags, die Sonne wird groß und rot und sinkt langsam hinter die westlichen Berge. Die faschistische Artillerie beschießt die rückliegenden Transportwege, wo die Munitionsträger hin und her laufen, Melder jagen, Verbindungsleute Drähte legen. Die Front hat sich wieder geschlossen; die 11. Brigade hat durch die internationalen Brigaden, die 12. und 14., Hilfe bekommen. Über dreißig Nationen liegen in einer Linie, Europäer, Amerikaner und Asiaten.
Wütendes Geheul schreckt Selim aus dem Schlaf, dem er sich für einige Minuten überließ. Abraham liegt schon hinter dem Maschinengewehr, schießt. Drüben aus dem Olivenhain bricht eine Masse Pferde hervor, marokkanische Kavallerie in rasendem Galopp, mit geschwungenen Säbeln.
Ein seltsames, grausiges Schauspiel, ein wahnsinniges Unterfangen. Dennoch lähmt es, läßt es für Momente das Blut erstarren und den Atem aussetzen.
„Schießt, rasch, sonst sind sie bald hier!“
Die Maschinengewehre bellen los. Einzelne Reiter überkugeln sich mit ihren Pferden. Hier und dort wirbelt ein Klumpen von Pferdeleibern und schreienden Reitern durcheinander, löst sich auf, stürzt vor oder hastet zurück. Die Masse rast und schnaubt vorwärts.

„Schießt! Sechshundert Meter, schießt vor die Gäule!“
Die Stimme des Generals?
Über zweitausend Pferde und Reiter jagen schnaubend und brüllend auf den Fluß zu. Jetzt stocken sie, quirlen durcheinander, Pferde steigen in die Luft, überschlagen sich, andere hetzen kreuz und quer, ihre Reiter an den Steigbügeln nachschleifend, wiehern in Todesangst und stürzen in dem vernichtenden Feuer der Maschinengewehre zusammen.

Selim flucht, des Gewehr ist glutheiß, versengt seine Hände. Abraham löst ihn ab, Königsmann den Abraham, Selim den Königsmann. Sie stöhnen vor Aufregung, es geht um Sekunden — dann ist die erste Reitermasse heran, zermalmt sie, erreicht die Straße, die letzte Straße, die nicht verloren gehen darf, denn dann ist Madrid vom Hinterlande gänzlich abgeschnitten!

Aber die nächsten Reiterwellen kommen nicht mehr so gut vorwärts. Die ersten haben umgedreht, liegen in Haufen tot, versperren den Weg, und der General führt immer mehr Maschinengewehre heran; er hat, größere Angriffe vorausahnend, für genügend Munition gesorgt. General Lukács macht nicht den ersten Krieg mit, er ist ein alter Honvedoffizier, hat im russischen Bürgerkrieg ein rotes Reiterregiment angeführt und Koltschak durch einen kühnen Reiterstreich den geraubten Goldschatz wieder abgejagt. Lukács kennt die Bedeutung eines Kavallerieangriffs, er wirkt auch dann, wenn man darauf vorbereitet ist, furchtbar erregend und demoralisierend. Das Bataillon hat aber den ersten, lähmenden Schrecken schon überwunden, die Maschinengewehre mähen die wiehernden und wild aufbäumenden Gäule und ihre Reiter zusammen. Selim schreit in den wüsten Lärm hinaus: „Ich hab es euch ja gesagt, daß ihr für Franco krepiert, weil ihr seine Hunde geworden seid!“
Was von der Reitermasse übriggeblieben ist, flutet zurück, einzelne Gäule rasen noch, vor Angst irrsinnig, umher, schleppen sich mühsam über den Boden, versuchen sich zu erheben, sinken aber wieder um, werfen sich auf den Rücken, brüllen und stöhnen und schlagen mit den Hufen in der Luft umher. Die Maschinengewehre geben nur noch kurze Salven ab, verstummen eins nach dem anderen. Selim starrt auf die Masse toter und sterbender Reiter und Gäule, die jenseits des Flusses den Boden bedeckt. Es ist ein großes Sterben, es sind seine Mohammedaner, seine Marokkaner, aber er fühlt kein Mitleid, er hat sie ja immer ermahnt, nicht für Franco zu kämpfen, der sie so elend krepieren läßt.

„Wir haben viel Munition verschossen“, sagt Adamowitsch. „Wir müssen schnell neue heranholen, sonst können wir den nächsten Angriff nicht abwehren.“

Sie wissen alle, die Offensive geht weiter. Die Faschisten lassen es bei der zerschmetterten Reiterattacke nicht bewenden. Die Munitionsträger kriechen zurück, laufen gedeckt über das Land. Sie kommen nicht wieder, die Wege liegen unter Artilleriefeuer.

„Wir müssen das nächste Mal sparsamer schießen“, sagt Adamowitsch besorgt.

Sie liegen hinter dem Maschinengewehr und sehen hinaus auf die Masse der toten Mohren und auf den Olivenhain, wo die nächsten Kolonnen herausbrechen werden. Ihre Gesichter sind wie geräuchert, voller Dreck, die Augen blicken müde. Abrahams große Gestalt wirkt neben dem zierlichen Selim noch mächtiger. Abraham ist einer der größten Juden unter den Internationalen, er hat einen kraftvollen, schönen Körper und edle Züge. Abraham hat viele Länder und viel Gefängnisse hinter sich, er liegt seit seiner Kindheit im Kriege gegen seine Unterdrücker.

Abraham weiß, es geht um die letzte Straße ins Hinterland, um die Einkreisung Madrids, und er kennt Adamowitsch: die Faschisten können nur über ihre Leichen zu der Straße gelangen.

Jemand sagt: „Der General ist da!“

Sie sehen ihn nicht, aber ihr General ist unter ihnen. Er wacht mit ihnen, wacht über sie, über die Straße, er wacht über Madrid. Ihr General läßt den Befehl durchgeben, sich durch nichts schrecken zu lassen; die Front ist verstärkt worden, sie ist geschlossen und auf den nächsten Angriff vorbereitet. Keiner sieht ihn, aber alle wissen, daß er irgendwo hinter einer der im Feuer liegenden Anhöhen über einer Karte nachdenkt, mit dem Bleistift Striche und Punkte hineinzeichnet. Sie spüren ihn trotzdem um sich, wie während des ersten Ansturms der Mohren, in dem zusammengeschossenen Hause.

Nachmittags fünf Uhr.
„Sie kommen“, ruft jemand.
Die Marokkaner stürmen. Nein, diesmal sinds andere, österreichische Legionäre. Sie kommen langsam, aufrecht, ohne sich auch nur einmal in dem auf sie einprasselnden Feuer hinzuwerfen. Sie fluchen und drohen von weitem: „Wartet, ihr verfluchten roten Schweine, jetzt geht es euch an den Kragen. Wir machen diesmal Matsche aus euch!“
Die ersten schlagen hin, wälzen sich am Boden. Die anderen rücken unentwegt weiter vor, ohne an Deckung zu denken. Selim, der am Gewehr steht, ist wie gelähmt. Man löst ihn ab. Adamowitsch ermahnt, sparsam zu schießen, die Legionäre ruhig näherkommen zu lassen.
„Visier sechshundert“, ruft einer.
Der General?

„Stellt auf vierhundert!“
Das Geschrei der Legionäre wird lauter. Selim versteht ihre deutschen Flüche und Drohungen nicht, er weiß aber, daß sie nicht herankommen dürfen. Diese Leute kommen aus den Übungslagern Hitlerdeutschlands, sie sind verhetzt und verroht, sie sind furchtbarer und grausamer als die Marokkaner. Immer häufiger schlagen Granaten ganz in der Nähe der Gruppe ein. Einer der polnischen Kumpels seufzt auf, legt den Kopf auf die Erde und seufzt nochmal laut und lang. Er ist tot.

Bald legt sich der zweite hin, stöhnt, er blutet am Kopf.

Adamowitsch ruft: „Dreihundert Meter!“
Die Legionäre fluchen schon ganz nahe. Sie liegen jetzt hinter Erdhügeln, schreien aus Löchern: „Wartet, ihr roten Hunde, wir werden bald Matsche aus euch machen. Wir schneiden euch die Schwänze ab, wenn wir euch kriegen.“
„Unsere Munition geht zu Ende“, bemerkt Abraham mit Schrecken und will rasch weg, um neue Munition herbeizuholen. Er fällt zurück, die Kugel ist quer durch den Beckenknochen gegangen. Königsmann zuckt zusammen. Ein Explosivgeschoß hat ihm die Hand zerschmettert. Adamowitsch macht alle Handgranaten bereit. Die Legionäre schreien ihre Flüche herüber: „Bald drehn wir euch roten Hunden die Hälse und das Gedärm um, wartet!“
Selim schießt auf die Köpfe, die sich da und dort hinter den Erdhügeln zeigen. Der dritte Kumpel streckt sich, durch den Kopf geschossen.
„Wir werden uns mit Handgranaten verteidigen müssen“, sagt Adamowitsch, wirft einen Blick auf die toten Kumpels, einen zweiten auf Abraham und Königsmann, die Selim trotz ihrer Verwundungen helfen.
„Ich denk, wir bringen das Maschinengewehr aus diesem Loch ein wenig zurück, damit die Legionäre es nicht kriegen“, sagt Adamowitsch und befiehlt Abraham und Königsmann, mit dem MG zurückzukriechen.
Die beiden schleppen, ihre Schmerzen verbeißend, das Maschinengewehr weg. Es ist eine mühselige und gefahrvolle Arbeit, denn die Kugeln sausen immer dichter und immer mehr Granaten schlagen rings um sie ein. Adamowitsch bleibt bei den letzten paar Mann liegen und belauert, die Handgranaten wurfbereit, die herankriechenden Legionäre. Ihre Stimmen klingen schon ganz nah, wilde, heisere, blutrünstige Stimmen. Stimmen von Bestien, die sie erbarmungslos zerreißen werden, sobald der letzte Sprung, zu dem sie ansetzen, gelingt. Da springen sie . . .
Adamowitsch wirft. Die Handgranaten krepieren vor den ersten Gruppen, die sich wieder hinwerfen. Ihre Flüche sind gemein und zotig. „Wartet, wir werden euch die Schwänze ausreißen und in den Rachen stecken, ihr Bolschewistenschweine!“
Die paar Mann schleudern ihre Handgranaten. Adamowitsch hört wieder das gräßliche Fluchen, holt zum Wurf aus. Eine Kugel schlägt in seinen Arm, der kraftlos herabsinkt. Die Granate krepiert in Adamowitschs Hand.
Selim allein ist unverletzt geblieben. Er wirft noch seine Handgranaten, dann . . .
Dann hört er hinter seinem Rücken den Boden erdröhnen, Bajonette klirren und das vielstimmige laute „Hurra . . . !“ seiner polnischen Kumpels. Sie gehen zum Gegensturm vor. Die Legionäre sind entsetzt aufgesprungen und heben die Hände hoch —
In breiter Welle fluten Polen und Italiener des Garibaldi-Bataillons über die toten Kumpels, über den sterbenden Adamowitsch, über die totenbleichen Legionäre hinweg, unaufhaltsam, gewaltig.

WIEDERKEHR

Alfred Kurella

Schön war es an diesem Tage des Jahres 1938 in Palermo, schön wie immer im März, wenn der von Zitronen- und Apfelsinengärten ewig dunkelgrüne Grund der Conca d'Oro, der „Goldenen Schale“ sich mit den weißen und rosenfarbenen Flecken der blühenden Mandel-, Aprikosen- und Pflaumenbäume überzieht. Die Sonne brennt in diesen Frühlingstagen noch nicht so unbarmherzig, wie später im Sommer, aber die Nächte sind doch schon warm und ein milder Wind weht dann den Duft der blühenden Saubohnen von den Feldern in die Stadt.
Schön war es auf den Plätzen der Stadt, vor der Oper, in den Anlagen der Villa Giulia, auf dem Domplatz, und schön auch im Dom, wo sich den ganzen Tag lang Scharen feingekleideter Bürger und herausgeputzter Schwarzhemden bei den Gottesdiensten ablösten.
Schön war es aber auch in der kleinen Kirche San Cosmo e Damiano, wo eine ebenso dichtgedrängte Menge, eine Menge abgehärmter, ärmlich gekleideter Leute, meistenteils Frauen, manche mit Säuglingen auf dem Arm, der Abendmesse folgten. Gewiß war es hier nicht so prächtig wie im Dom. San Cosmo e Damiano ist eine kleine und arme Kirche, ebenso arm wie ihre Besucher, die Bewohner der zahllosen Gassen und Cortile, deren Gewirr den Stadtteil zwischen dem Dom und dem „Hospital der Empfängnis“ ausfüllt. Der Pater predigte heute besonders eindrucksvoll. Vielleicht weil er selber Giuseppe hieß? — Denn es war ja der neunzehnte März, der St. Josefstag. Deshalb war es auch so voll in der Kirche. In welcher Familie gab es keinen Josef? Die meisten waren nicht zu Hause: die einen in der Fremde auf Arbeitssuche, die anderen in Ostafrika, wieder andere noch weiter fort, in Spanien, wie man sagte. Gott mochte wissen, wie es ihnen allen ging. Besonders gut sicher nicht — da konnte ein Gebet zu ihrem Schutzpatron nichts schaden.
Wirklich schön also predigte Vater Giuseppe. Wie er das ausmalen konnte: die Freuden des Himmelreichs, die derer warten, die treu in die Kirche und zur Beichte gehen und auch sonst ihre Christenpflichten vor den Nächsten und dem Staat erfüllen. Manch eine von den Frauen weinte still vor sich hin: ihr Josef würde nicht wiederkommen. Er war in Amerika verschollen oder seine Gebeine bleichten in der Sonne Afrikas oder faulten in Spanien, wo, wie die Leute sagten, die verhaßten Mauren Krieg führten. Aber wie der Pater so sprach, trockneten die Mütter und Schwestern ihre Tränen. Jetzt hatte es ihr Josef doch besser, drüben in der andern Welt, von der der Prediger sprach. Besser jedenfalls, als er es sein Leben lang hier gehabt hatte, in der

Via Carrettieri, Gianferrara, Giojamia oder einem der zahllosen engen Cortile dieses Stadtteils, wo die ärmsten der armen, die fleißigsten der fleißigen Palermitaner hausen.
Dorthin jetzt zurückzugehen aus der gewiß bescheidenen Pracht der kleinen Kirche, wo die im Lichte der Altarkerze flimmernden vergoldeten Schnitzereien und die bunten Farben der Heiligenbilder eine Vorahnung von den Herrlichkeiten des ewigen Lebens gaben — das war keine schöne Vorstellung. Aber dann ging die Messe doch bald zu Ende und die alten Männer und die Frauen mit den kleinen Kindern mußten in ihre lichtlosen Gassen zurück. Es begann schon zu dämmern.
Die Cortile sahen jetzt besonders trostlos aus. Die schmalen vorhanglosen Fenster blickten melancholisch aus den rissigen und fleckigen grauen Mauern auf das mit Unrat bedeckte Kopfpflaster herab, in dessen Mitte in einer Steinrinne stinkende Abwässer standen. Zwischen den nackten Eisenbalkons, über deren rostigen Geländern abgewetzte Flickenteppiche zum Lüften gebreitet waren, baumelten in jedem Stockwerk an den Häusern entlang und kreuz und quer über die Straße endlose Ketten vielfach geflickter grauer Wäschestücke und verbargen den schmalen Streifen blauen Himmels, die einzige Andeutung, daß es noch andere Farben als Grau in dieser Welt gab.
Ärgerlich über die Wiederbegegnung mit dem ewigen Dekorum ihres Alltagslebens, trieben die Frauen eine Schar von Kindern auseinander, die es vorgezogen hatten, statt in die Kirche mitzukommen, dem Bänkelsänger zuzuhören, der an der Ecke der Via Gianferrara und Beati Paoli Aufstellung genommen hatte. Die Kinder stoben lachend und schnatternd nach allen Seiten. Sie kannten ja ohnehin längst die Mordgeschichte von dem bösen Grafen und von den edlen Richtern der Feme in den Katakomben der Stadt auswendig; nicht zum erstenmal hatten sie heute die grellen Bilder auf der Leinwand gesehen, welche der Sänger jetzt fluchend zusammenrollte, um sein Glück an einer anderen Straßenecke zu versuchen.
Eine stattliche Horde von Burschen und Mädchen fand sich schnell wieder zusammen und rannte geschlossen vor den Eltern her in die Via Carrettieri hinein. Nach einer Weile machten die Kinder halt und steckten die Köpfe zusammen. Bevor die Erwachsenen herangekommen waren, liefen sie schon wieder weiter. Doch jetzt hatte sich ihr Durcheinandergeplapper in einen Kriegsruf verdichtet. den sie schnell hintereinander im Chorus ausstießen: „San Giusepp, San Giusepp!“ Man merkte, sie führten etwas im Schilde.
Es dauerte auch nicht lange, da sah man die Bande, die sich inzwischen in die Nebengäßchen zerstreut hatte, in der Via Garrettieri wieder zusammenkommen. Sie erschienen nicht mit leeren Händen. Dieser brachte eine alte Kiste mit, jener ein paar Stuhlbeine, ein Mädchen kam mit einer Schürze voller Hobelspäne angerannt und ein kleiner Bursche schwenkte triumphierend ein Petroleumkännchen. Es wurde viel gestritten, aber schließlich hatte sich die immer noch wachsende Schar auf eine Stelle in der Mitte der Straße geeinigt und hier wurden nun die Beutestücke des ersten Bettel- und Raubzuges zum Haufen getürmt.

Manche Mutter und mancher Großvater hatte den Kopf geschüttelt, als die Kinder gekommen waren und um etwas Brennbares, irgend etwas, irgendein Stück Gerümpel, gebettelt hatten. Einige machten sogar Krach: „Verrückt seid ihr wohl! Ein Feuer mitten auf der Straße anzuzünden!"
Daß St. Josefstag war und daß man früher jedes Jahr an diesem Tage in den Gassen Freudenfeuer angezündet hatte, das wußten sie ebenso gut wie die Kinder, die sie daran erinnerten. „Das braucht ihr uns nicht zu erzählen, ihr Rotznasen! Ihr habt es ja gar nicht mehr erlebt. Ja früher — aber seit zehn Jahren ist es verboten. Wollt ihr uns vielleicht die Miliz auf den Hals ziehen?"
Verboten war es wirklich. Gott mochte wissen, warum sich die faschistischen Behörden im Jahre 1928 ausgedacht hatten, den Kindern dieses Viertels, wo das St. Josefsfeuer eine uralte Volksüberlieferung war, diese kleine Freude zu verbieten. Aber eben deshalb, weil es zehn Jahre lang kein Josefsfeuer mehr gegeben hatte, war es höchste Zeit, endlich wieder einmal eins anzustecken. So meinten jedenfalls die Kinder. Und die Mehrzahl der Erwachsenen gab ihnen recht. Mußte man sich denn ewig alles gefallen lassen? So gaben sie her, was sie Brennbares im Hause hatten, und wer ganz und gar nichts Entbehrliches besaß, stiftete ein paar Soldi für Petroleum.
Es wurde schnell dunkel. Auf der Gasse, in die nur aus ein paar erleuchteten Fenstern spärliches Licht fiel, wuchs nach nud nach ein hübscher Scheiterhaufen in die Höhe. Als dann schließlich aus den mit Petroleum getränkten Hobelspänen, die ganz unten kunstvoll angeordnet waren, knisternd die erste Flamme aufschlug, sah man, daß hinter der großen Kinderschar auch eine ansehnliche Menge von Erwachsenen sich zu dem Schauspiel versammelt hatte. Die Flamme kletterte schnell an den Stuhlgeflechten, Spankörben, öligen Lappen und Papierknäueln in die Höhe, die überall zwischen dem Lattenwerk verteilt lagen, und bald stand eine mächtige Feuersäule wie ein wildes Tier im Käfig zwischen dem Gitterwerk der noch nicht vom Feuer erfaßten Stangen und Bretter.
Langsam drängte der Kreis der Umstehenden auseinander: die Glut wurde zu heiß. Die Blicke, die zuerst dem Schauspiel des fressenden Feuers gefolgt waren, richteten sich jetzt hinter schützend emporgehobenen Armen hervor in die Höhe, auf den Tanz der aufwirbelnden Funken.
Und da stieg ein unwillkürliches „Aaah!" aus vielen Kehlen zugleich auf, wie wenn bei einem Feuerwerk die schönste Rakete ihre bunten Kugeln knallend in die Luft streut. Es war aber auch wirklich erstaunlich, was da zu sehen war! Alle diese Leute, groß und klein, kannten ihre elende Gasse. Vorhin erst noch hatte sie die aus der Kirche Heimkehrenden mit der ganzen Last ihrer Trostlosigkeit empfangen. Wo war sie nun? Verschwunden war sie, weggezaubert. Was sich jetzt den Augen darbot, war ein Bild, wie es jeder der hier Stehenden von den Umschlägen der Jahrmarktshefte, von der Leinwand des Bänkelsängers, von den Wänden der buntbemalten sizilianischen Karren her kannte: kein Zweifel, man war auf einem glanzvollen Fest aus der Ritterzeit.

Flatterten nicht dort oben im Feuerschein prächtige goldglitzernde bunte Fahnen? Lagen da nicht auf den Brüstungen der herrschaftlichen Logen, die den Festplatz einsäumten, reichgestickte Schabracken und Decken? Und wer beugte sich da herunter — das war ja nicht Paola, die dicke Bäckersgattin, und nicht Carlotto, der Kärrner, nein, das waren in Prachtgewändern eine Herzogin mit ihrem Minister. Und ringsherum auf den Balkonen der Hofstaat der Ritter, Edelfrauen und Knappen. Leutselig lächelnd neigte die fürstliche Dame sich über die Brüstung zum Volk herab. Selbst das Volk unten, zwischen dem man stand, war prächtig angezogen und die rosigen Gesichter der Leute von gegenüber, hinter dem Feuer, und der Nachbarn neben einem, strahlten glücklich und zufrieden ...
Es war tatsächlich ein Wunder geschehen. Schönheit und Glück waren plötzlich vom Himmel auf die Erde herabgestiegen!
Aber der Zauber währte nicht lange.
„Platz machen, Platz — was ist denn hier los?"
Alle Köpfe drehten sich in die Richtung, aus der von der Seite der Via del Noviciato her diese groben Stimmen ertönten. Bewegung kam in die Menschenmenge, eine Gasse öffnete sich und nun standen zwei Carabinieri, herausfordernd Umschau haltend, vor dem Scheiterhaufen, dessen Gipfel eben raschelnd niederbrach.
Die beiden paßten mit ihren von bronzenen Agraffen auf der Brust zusammengehaltenen schwarzen Capes und ihren Zweispitzern eigentlich noch ganz in das Bild des Ritterfestes. Aber diese Silhouetten und diese Gesichter waren den Bewohnern der Via Carrettieri gar zu bekannt und riefen sie in die Gegenwart zurück.
„Wer hat das Feuer angesteckt?" polterten die verhaßten Stimmen wieder los.
Es kam keine Antwort. Niemand hatte es angesteckt und alle. Was ging das die Kerle an? In jeder Brust schlug hier das Herz der Sizilianer, die, an tausendjährige Fremdherrschaft gewöhnt, sich lieber die Zunge abbeißen, als daß sie einem Vertreter der „Macht" Auskunft über etwas geben, was Sache des Volkes ist.
„Na, wirds bald? Wer hat das Feuer angesteckt? Wißt ihr nicht, daß es streng verboten ist, auf der Straße Feuer zu machen?"
Wieder folgte Schweigen auf die Frage. Aber dann rief irgendwo hinten in den Reihen eine Stimme: „San Giusepp!" Andere Stimmen nahmen den Ruf auf und dann schrie die ganze Menge, erst durcheinander und dann im Chor skandierend, wie vorhin die Kinder: „San Giu-sepp! San Giu-sepp!"
Das Rufen wurde lauter und lauter und der Rhythmus drohender. Die Carabinieri wurden unruhig. Instinktiv griffen sie nach den Revolvertaschen.
Da gellte plötzlich ein Schrei.
Wie es gekommen war, hätte keiner sagen können. War es eine ungeschickte Bewegung gewesen, hatte einer der Carabinieri zugepackt — jedenfalls sahen die Vornestehenden und die Leute auf den Balkons, wie Girolamo Forsetti, der schwächliche Junge des Sargmachers, der dicht vor den Gendarmen stand, plötzlich stolperte, auf das Feuer zutaumelte, sich im letzten Augenblick zur

Seite riß und dann der Länge nach aufs Pflaster schlug, wo er stumm und zuckend liegenblieb.
Eine Totenstille folgte dem Schrei, der den Fall begleitete.
Und in diese Stille drang auf einmal ein neuer Laut: ein trockenes, hastiges Klopfen: tuck-tack, tuck-tack . . .
Die Carabinieri drehten sich erschrocken nach dem ungewöhnlichen Geräusch um. Es kam aus der offenen Tür des Hauses, vor dem der Scheiterhaufen errichtet worden war. Jetzt wandten sich alle Köpfe in diese Richtung — Verwunderung, ja Furcht lag in den Blicken der meisten Leute und der Kinder, und nur über einige Gesichter huschte etwas wie ein böses Mitwissen oder ein Triumph.
„Das ist Pepe, Pepe kommt . . .“ hörte man flüstern.
Und da stand er auch schon. Hoch aufgerichtet stand er in der Türöffnung, eine riesige, breitschultrige Gestalt. Die eine Schulter war etwas höher als die andere, die Schulter, unter der auf dem verblichenen Waffenrock ohne Achselklappen die Kriegsmedaillen im Feuerscheine glänzten — spitz stach die magere Schulter in die Ecke des Türrahmens vor, denn unter ihr steckte die Krücke, die als drittes Bein neben den zwei anderen stand, einem gesunden und einem hölzernen. Oben auf den Schultern aber saß der hagere Kopf mit der dichten, strubbligen Mähne, und aus dem Kopf blickten unter den böse zusammengezogenen schwarzen Brauen zwei aufgerissene Augen auf den am Boden zuckenden Cirolamo.
Die Carabinieri zuckten zusammen und auch durch die Menge der Umstehenden ging eine Bewegung.
„Canaillen!“
„Pepe . . . Pepe Morgari!“
Ja, da stand er wirklich, Giuseppe Morgari. Es war also wahr, was man seit Wochen geflüstert hatte. Pepe war wiedergekehrt. Von zwei Schwarzhemden begleitet, war er eines Tages angekommen. hatte man sich erzählt. Über ein Jahr war er fort gewesen, seitdem er eines Tages auf Arbeitssuche losgezogen war. Er hatte sich nach Ostafrika anwerben lassen, berichtete seine zu Hause gebliebene Schwester. Dann hatte er aus Spanien geschrieben. Später war lange keine Nachricht von ihm gekommen, bis eines Tages Marie ihren Nachbarinnen schluchzend mitteilte: Pepe war verwundet, es hatte ihm ein Bein abgerissen. Schließlich also sollte er zurückgekommen sein, aber mit einem Holzbein, der schöne große Pepe als Hinkefuß! Niemand hatte ihn gesehen, aber man sagte so. Maria war eines Tages totenstumm geworden. Sie, die sonst stundenlang von Balkon zu Balkon mit den Nachbarinnen schwatzen konnte, ging plötzlich allen aus dem Wege. Wenn sie das Haus verließ, sperrte sie die Tür ab, was sonst niemand hier tat. War sie zu Hause, so verschloß sie die Tür von innen und ließ niemanden in die Wohnung hinein. Die Fenster waren immer verhängt, auch in der Nacht, wo man sie jetzt schon überall offenstehen hatte, um die kühlere Nachtluft in die dumpfen Wohnungen zu lassen.
„Canaillen verdammte!“

Ja, das war seine Stimme, die jeder kannte. Es war also wahr, Pepe war zurückgekehrt! Dann stimmte es wohl auch, was man gemunkelt hatte: daß die Schwarzhemden Pepe verboten hatten, sich auf der Straße zu zeigen und mit irgend jemandem zu reden. Sie hatten gedroht, ihn und Maria nach Pentelleria auf die Verbannungsinsel zu bringen, oder gar wirklich nach Ostafrika, wenn er das Verbot überträte.
Diese Gedanken durchkreuzten Hunderte von Köpfen zugleich während der wenigen Sekunden, in denen Giuseppe Morgaris Gestalt in der Türöffnung stand.

Auch die Carabinieri hatten schnell begriffen. Während der eine sich zu Girolamo hinabbückte, trat der andere auf Morgari zu. Aber der verließ die Türschwelle und ging, von aller Augen begleitet, an dem einen Gendarmen vorbei auf den anderen zu, der erschrocken von dem am Boden liegenden Knaben abließ und sich aufrichtete. Breitbeinig, den Kopf vorgestreckt, stand der Soldat vor ihm. Langsam griff seine Rechte nach der Krücke.
„Du“, sagte Pepe gedehnt, „du, laß den Jungen in Ruhe!“
Er sprach zögernd, jede Silbe von der andern absetzend, und seine Stimme wurde mit jedem Worte lauter und drohender.

„Es ist wohl noch nicht genug, daß ihr uns die Kinder in Spanien abschlachten laßt — jetzt wollt ihr noch unsere eigenen Kinder umbringen ... Kindermörder!“

Sobald Giuseppe Morgari zu reden angefangen hatte, war es wieder ganz still geworden, so daß man seine Stimme die ganze Via Carrettieri auf und ab hören konnte.

Seine letzten Worte lösten in der Menge ein beifälliges Murmeln aus. Ein kleiner Junge, der die Situation nicht recht verstand, sprang vor und warf mit einem lauten „Evviva San Giusepp!“ eine Ladung Hobelspäne in das immer mehr zusammenfallende Feuer. Aber er wurde schnell zurückgerissen, und auf einmal waren alle Kinder vom Feuer verschwunden, verschluckt von der Menge, aus der eine Anzahl kräftiger Männer nach vorne getreten war, die Väter und die Brüder, die inzwischen von der Arbeit heimgekehrt waren. In einem immer enger werdenden Kreis umstanden sie die Gruppe neben dem unbeweglich, aber leise wimmernd daliegenden Girolamo.

Neue Rufe wurden laut, andere Rufe: „Evviva Giusepp ... Giusepp Morgari ... ! Hände weg von unseren Kindern ... ! Hier ist auch kein Spanien!“
Giuseppe Morgari hatte bei diesem letzten Wort den Kopf gehoben; er blickte über die Umstehenden hin.
„Spanien ...?“ rief er, und seine Stimme hatte jetzt einen ganz anderen Ton als vorhin, wo er zu den Carabinieri sprach. „Spanien? Sagt das nicht! Hört mich an, Genossen ... !“ (Genossen sagte er! Seit fünfzehn Jahren hatte niemand dieses Wort hier mehr so laut auszusprechen gewagt!) „Hört mich an, Genossen! Laßt mich euch sagen ... ich kann ja jetzt zum erstenmal mit euch sprechen, seit ich von dort zurück bin. Spanien sagt ihr? Ich wünschte, hier wäre Spanien! Wünschte, ich und ihr, wir alle zusammen hätten es so

gemacht wie die Arbeiter und die Bauern in Spanien! Hört auf mich ... Oho!“

Giuseppe brach plötzlich ab. Er hatte nicht gesehen, wie der andere Carabinier, während er sprach, von hinten an ihn herangetreten war. Er merkte es erst, als jener die Hand an seine Krücke legte. Aber der hatte sich verrechnet! Giuseppe stand schon lange auf seinen eigenen Beinen, auf dem richtigen und auf dem hölzernen, und ehe der Gendarm auch nur den Versuch machen konnte, ihm die Stütze fortzuziehen, um ihn zu Fall zu bringen, hatte Giuseppe die Krücke mit der Rechten unter der Schulter vorgerissen, ließ sie, indem er sich blitzschnell umwandte, behend durch die Hand gleiten und stand nun, die Waffe schlagbereit über dem Kopf schwingend, vor seinen beiden Gegnern.

Die Carabinieri erkannten die Gefahr: bisher war noch Frieden gewesen — jetzt war Krieg ausgebrochen! Während der eine Gendarm, jener, der durch einen unbedachten Griff nach Giuseppes Krücke die Grenze überschritten hatte, seinen Revolver zog, riß der andere die Signalpfeife an die Lippen. Giuseppe schlug zu. Er traf den Friedensstörer mit voller Wucht auf den Oberarm. Die Hand mit dem Revolver flog hoch und ein Schuß ging los. Der Nachhall des Knalls verklang in dem Trillern der Pfeifen. Dann brach auch dieses plötzlich ab.

„Schlagt sie nieder! A basso il fascismo! Nieder mit den Kindermördern!“ Von allen Seiten andrängend, stürzten die Männer sich auf die Gruppe am Feuer. Aus dem Gluthaufen stob unter den schweren Stiefeln noch einmal ein Funkenschwarm empor und man sah für einen Augenblick, wie die Gendarmen entwaffnet und zu Boden geworfen wurden. Girolamo schrie laut auf. Das Ende des Handgemenges verschwand in dem tiefen Dunkel, das jetzt wieder über die Gasse hereingebrochen war.

In das Geschrei, mit dem die Hintenstehenden die Vordersten anfeuerten, tönte eine Stimme.

„Achtung, sie kommen!“

Die Menge, durch die erregte Untätigkeit kampflustig geworden und zusammengeschweißt durch die Dunkelheit, drängte in die Richtung, aus der der Ruf erklungen war. Richtig, da kam die Via Quattro Coronati herauf ein Trupp Schwarzhemden gerannt. An der Gassenecke stießen die beiden Gruppen aufeinander. Die Faschisten, nicht darauf gefaßt, auf eine so große und so kampfeslustige Schar zu stoßen, machten halt, sie fuchtelten mit ihren Revolvern und Knüppeln mehr demonstrativ als ernsthaft drohend in der Luft herum und begannen auch ihrerseits zu schreien. Aber dann traten sie langsam den Rückzug an. Die Menge, Männer, Frauen, Kinder, drängte nach.

Die Via Carrettieri und die Stelle, wo das Feuer gebrannt hatte, waren nun fast menschenleer geworden. Als einige Augenblicke später aus der entgegengesetzten Richtung sechs Carabinieri angelaufen kamen, die der Schuß und das Pfeifen herbeigelockt hatte, wie die Milizionäre auf der anderen Seite, stießen sie zunächst auf keinen Widerstand. Vor Giuseppe Morgaris Tür

stolperte einer von ihnen. Da lagen ja Menschen auf der Erde! Sie machten sich eben daran, ihren Fund näher zu betrachten und die Körper aufzuheben, als sie entdeckt wurden. Mit dem Ruf: „Hierher, hierher . . . hier sind noch welche!“ liefen ein paar Kinder, die eben nach Girolamo sehen wollten, in die Via Quattro Coronati zurück.

Einige Männer und Frauen, die dort in der Gasse ohnehin nichts zu tun bekommen hatten, rannten zu Giuseppes Haus zurück. Jetzt strömte es auch schon von allen Seiten aus den Nebengassen hervor.

„Nieder mit dem Faschismus . . . Schlagt sie tot!“

Die Carabinieri hatten ihre Hüte und Capes abgeworfen; auch sie sahen sich jetzt einer Übermacht gegenüber und dachten an Rückzug. Die neu angekommenen Bewohner wußten noch nicht recht, was los war. Die meisten rannten gleich weiter zur Via Quattro Coronati, wo neue Schüsse gefallen waren. In der Finsternis war es schwer, etwas zu erkennen und so gelang es den Carabinieri, sich mit ihrer Last an den Häusern entlang zurück zur Via Beati Paolo vorbeizudrücken.

Das ganze Viertel war jetzt auf den Beinen. Eine erregte Masse wogte durch die dunklen Gassen auf und ab. Aber nur am Rande des Viertels, an der Via del Noviciato und der Via Beati Paoli waren noch Gegner zu sehen. Sowohl die Carabinieri als die Milizionäre schienen inzwischen Befehl erhalten zu haben, das gefährliche Labyrinth der Cortile ganz zu räumen. Der Kampf in der Nacht war aussichtslos. Am Morgen, wenn es hell wurde und die Männer zur Arbeit mußten, würde man weiter sehen.

Die Bewohner ihrerseits verließen ihre Gassen nicht. Einige Männer, die über die Grenze des Viertels vorstoßen wollten, wurden von den Frauen zurückgehalten.

„Was wollt ihr in der Stadt? Bleibt hier bei uns!“

Ja, was sollten sie in der Stadt? Da waren die Straßen breit und erleuchtet und man kannte sich nicht aus. Was wollte man überhaupt? Als der Kampf sein unmittelbares Objekt verloren hatte, erschien er auf einmal sinnlos. Die Erregung war allgemein. Aber nur wenige wußten, was eigentlich geschehen war. Nach und nach legte sich die Spannung. Man schimpfte noch ein bißchen in die Stadt hinaus. Dann standen die Männer und die Frauen und zwischen ihnen die erwartungsvoll aufgeregten Kinder herum, ein wenig verlegen, der eine oder der andere lachte, eine Mutter riß ärgerlich ihr Kind am Ohr und schickte es mit einem Schubs nach Hause . . .

Erst jetzt erinnerte sich irgend jemand, der mit vorne am Feuer gestanden hatte, an die Vorgänge, die den Anlaß zu dem ganzen Tumult gegeben hatten. Jetzt war wenigstens Gelegenheit, mehr von Giuseppe, vom Kriege von Spanien zu erfahren. „Auf, Genossen, zu Giuseppe Morgari! Zurück in die Via Garrettieri . . . !“

Aber dort war es dunkler als je. Die Gasse war leer. Das Feuer war vollends erloschen und die Glut auseinandergetreten.

Eine ständig wachsende Menge sammelte sich vor Morgaris Haus. Von Mund

zu Mund flogen die Berichte über seine Wiederkehr und sein Auftreten. „Giuseppe Morgari ...“

Aber nichts rührte sich, kein Giuseppe war zu sehen, aus dem Hause kam keine Antwort. Endlich erschien auf das wiederholte Rufen eine Gestalt in der Türöffnung — Maria.

„Wo ist Giuseppe?“

Auch Maria wußte es nicht. Sie konnte überhaupt nichts sagen. Während der ganzen Vorgänge hatte sie zitternd oben im Zimmer gesessen.

So war auch hier nichts mehr zu tun. Langsam zerstreute sich die Menge. Was würde der nächste Tag bringen? Eine Strafexpedition. Haussuchungen. Verhaftungen ... man kannte das schon. Jeder wußte, daß ihn das Schicksal treffen konnte. Und ein Entrinnen gab es nicht: alle Ausgänge des Viertels waren von Miliz und Carabinieri besetzt und wurden streng überwacht.

Erst noch erregt, dann immer nachdenklicher sich miteinander unterhaltend, kehrten Männer und Frauen in die Häuser zurück. Ja, was mochte wohl mit Morgari geschehen sein? Daran, daß ihn das Geschick schon ereilt haben könnte, dachte eigentlich keiner. Es gab geheimnisvolle Gänge unter der Stadt, das wußten alle. Dort hatten sich seit Menschengedenken die Tapfersten der Palermitaner versammelt, wenn es galt, einen neuen Befreiungskampf gegen den jeweils neuesten Unterdrücker — die Mauren, die Normannen, die Neapolitaner, die Burbonen — zu organisieren. Vielleicht war Morgari dorthin entkommen? Vielleicht gab es dort unten eine unterirdische Verbindung zu jenem Spanien, von dem Giuseppe gesprochen hatte ... aber nein, das war doch wohl zu weit. Warum zu weit? Gab es nicht auch einen unterirdischen Gang bis zum Monte Pellegrino, bis zur Grotte der Heiligen Rosalie ... ? Doch, doch, den gab es. Und die heilige Rosalie hatte auch die Stadt vor der Pest gerettet ...

„Hört doch auf mit eurem Weibergewäsch, marsch ins Bett ...“ Nach und nach sank wieder die Stille in die finstern Gassen.

Aber dann wurde es noch einmal lebendig. Eine dunkle kleine Gestalt schlich aus dem Hause hervor, wo oben im dritten Stock Maria Morgari weinend in ihrer Ecke kniete und ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten ließ. Der Knabe verschwand im Nachbarhaus. Bald huschte eine ganze Schar von Kindern auf leisen Sohlen von Haus zu Haus. Und dann flammte auf einmal das Feuer wieder auf an der alten Stelle, wo vorhin Giuseppe Morgari von Spanien erzählt hatte. Es war ein kleines Feuer, das die Kinder angezündet hatten und um das sie schweigend herumstanden. Es reichte nicht aus, um die flatternde Wäsche und die leeren Balkons mit ihren fleckigen Teppichen noch einmal in einen Turnierplatz zu verzaubern.

Aber es glimmte noch, als das grünliche Licht des neuen Morgens langsam den Himmel zu überziehen begann.

TE TRAÎS!

von

J. Mihaly

In der Morgendämmerung traten fünfzehn Mann rumänische Infanterie in dem weißummauerten Hofe zum Appell an. Die Nacht war noch nicht völlig gewichen, so daß der gerade ausgestreckte Körper eines Mannes, der unter den Kellerarkaden des zum Hofe gehörigen Hauses lag, nur durch das Weiß seiner sommerlichen Leinenkleidung erkennbar war.
Die fünfzehn Mann militärisch geschulten Bauernnachwuchses hatten indessen keine Zeit, sich um den Farbfleck zu kümmern, sondern präsentierten Rock, Stiefel und Gamaschen, während der Sergeant vor ihren Augen eine Art hüpfenden Hahnentanzes vollführte, indem er bald dem einen, bald dem anderen Infanteristen die Knöpfe langzog, den Daumen zwischen Waden und Gamaschen schob oder das Riemenzeug zurechtrückte. Dennoch wurde dem ruhevoll Hingelagerten insofern eine Art Aufmerksamkeit zuteil, als der morgendliche Appell beinahe in völliger Lautlosigkeit vor sich ging, ganz im Gegensatz zu sonst, wo der Sergeant Proben gewaltiger Stimmkraft abzugeben pflegte. Man respektierte den Schlafenden also durch Schweigen, und das hatte insofern seine Berechtigung, als sowohl dem Sergeanten wie dem durch eine Fensternische lugenden, noch im Nachtgewande befindlichen Offizier der Schlaf des Mannes höchst bedenklich, ja folgenschwer erschien: der Mann war tot.
Er war sozusagen aus Versehen gestorben. Es hatte keineswegs die Absicht bestanden, ihn während des Verhöres totzuprügeln. Es galt einzig und allein, dem Verstockten das Maul zu öffnen, um ihn nach dem entflohenen Bauernführer Stefan Varesku zu befragen, von dem man gute Gründe hatte anzunehmen, daß er sich bei der Zigeunersippe Michalski aufhielt. Zwar hatte das Flugzeug des Aufklärungsdienstes seine Anwesenheit in dem verlausten Lager nicht ermitteln können, und auch sonst hatte sich kein anderer Anhaltspunkt für sein Verbleiben ergeben, als sein vollkommenes Verschwinden in der Tiefebene der Walachei. Von Norden kommend, war er nach Osten gewandert, an dieser Tatsache war nicht zu zweifeln. Genaue Nachforschungen hatten ergeben, daß er von einem Hirten, der inzwischen gefangengesetzt worden war, Hut, Mantel und Schuhe erhalten hatte. Von dessen Lehmhäuschen aus hatte er dann den Weg in die Steppe gewagt. Dort aber hatte zu jener Zeit ein Stamm reisender Schmiedzigeuner gerastet: eben die Sippe Michalski. Eine unbescholtene Sippe, dagegen war nichts zu sagen.
Aber so gern die Regierung, an Konflikte mit Zigeunern gewöhnt, einem neuen Zusammenstoß mit ihnen aus dem Wege gegangen wäre, so zwingend waren die Gründe, sich in diesem Fall mit den Zigeunern zu befassen, und zwar —

gemäß ihrer Verstocktheit — handgreiflich. Denn wenn auch anzunehmen war, daß sich Varesku nicht mehr in ihrer Gemeinschaft befand, so war gleicherweise anzunehmen, daß man im Stamme seinen jetzigen Aufenthaltsort kannte, und dieses Wissen war zu erforschen, gründlich, in allen Einzelheiten. Die Vorsicht, mit der sich die Karawane der Stadt Calarasi genähert hatte, das umsichtige Vorausschicken von Boten hatte die Behörde in ihrem Verdachte bestärkt. So war der erste Kundschafter, Kaliman, abgefangen und peinlich verhört worden, und so hatte sie Hand an den zweiten Boten gelegt, mit dem ihr das bedauerliche Mißgeschick geschehen war.
Ebenso wie der erste Mann, hatte sich der zweite unter den Schlägen gekrümmt und geschwiegen. Aber während der erste, Kaliman, den Anschein wahrer Unschuld erweckt hatte und — hinkend zwar, doch noch lebend — auf freien Fuß gesetzt worden war, hatte der zweite, Stolojan, die Augen mit fanatischer Hingabe auf den Steckbrief an der Mauer geheftet und sein Gesicht nur dann in den Händen vergraben, wenn die Lederkoppeln und Gürtelschnallen allzu empfindlich auf Stirn, Nase und Wangen niederschmetterten. Je inbrünstiger er schaute, desto hartnäckiger vertiefte sich sein Schweigen, so daß er am Ende nicht einmal mehr winselte und schrie, sondern nur noch in langen Pausen stöhnte. Schließlich war er ganz verstummt, und, auf den Knieen liegend, die Arme rechts und links flach über den Erdboden gebreitet, zur Seite gekollert.
Stolojan hatte, wenn er überhaupt je an den Tod dachte, gewünscht, recht ehrenwert zu sterben, ehrenwert nach zigeunerischen Begriffen. Nun war es ihm gelungen, den Ehrbegriff über eigenes Erwarten auszudehnen, bis er zum kostbaren Gut aller Erniedrigten und Geschlagenen geworden war. Dem Offizier wie dem Sergeanten blieb es allerdings rätselhaft, aus welchen Gründen der Zigeunerspitzbub aus dem zweifach verschlossenen Hof in das höllische Fegefeuer entwischt war — möglich, daß es ihm gelinder schien als das Feuer aus Schlägen und Blut, in dem seine Lebenskraft verglüht war.
Auf alle Fälle stand die Prügelmannschaft in Schweiß gebadet, mit roten und aufrichtig erschrockenen Gesichtern, vor dem Opfer ihrer Dienstwilligkeit, dessen ehemals angenehm hübsches Gesicht langsam fahl zu werden begann. Die blutverklebten Augen blickten gebrochen, mit dem Ausdruck starren Vorwurfes in die über ihn geneigten Gesichter seiner Peiniger, während der Mund unter der eingeschlagenen Nase so fest und zu unverbrüchlichem Schweigen geschlossen war, daß ihm nicht einmal ein Todesseufzer zu entschlüpfen vermochte. Dabei sah es aus, als ob er höhnisch, kalt und ungeheuer überheblich lächelte, so daß es zuerst niemand wagte, seinen zusammengezogenen Leichnam auszustrecken, damit er auf anständige Weise in sein Grab hineinpasse. Als die Mutigsten es endlich dennoch wagten und ihn bei den Schultern und Füssen ergriffen, um ihn wie einen Hasen in die Länge zu dehnen, zugleich auch um ihn fortzutragen, da er an jenem Platze nicht liegenbleiben konnte, knackte es in seinem Innern, und ein Schwall hellroten Blutes ergoß sich aus dem heruntergeklappten Kiefer, dem ein klebriges Gerinnsel dunkleren Blutes folgte. Das hatte die Soldaten, allesamt junge Tröp-

fe, entsetzt innehalten lassen, so daß der Tote eine Weile unbelästigt blieb, bis ihm der Offizier mit der Stiefelspitze sachte den Mund wieder zudrückte. Jetzt lächelte der Zigeuner nicht mehr, sondern sah vielmehr auf sonderbare Weise zufrieden aus, als hätte es ihn erleichtert, den Mördern zum Schlusse sein Inwendiges vor die Füsse gespien zu haben.

Die ganze Nacht, die er in großem Frieden auf den Fliesen unter den Arkaden zugebracht hatte, besprachen der Offizer und sein Sergeant den Fall in die Länge und Breite. Sie waren sich darüber einig, daß der Kompanie an dem Vorfall keine Schuld zuzumessen war, sondern daß es sich um einen einfachen Unglücksfall handelte, den Seiner Majestät, dem König, zu verschweigen allerdings besser war. Es war schon betrüblich genug, daß die Sache zu Protokoll gegeben werden mußte, da der Mannschaft in Dingen der Übereinstimmung mit den Vorgesetzten nicht zu trauen war und sie Gerüchte in Umlauf setzen konnte, nach denen der Zigeuner — ein Mann des Volkes, Handwerker und rumänischer Staatsbürger — aus viehischer Rohheit der Organe einer Militärbehörde niedergeknüppelt worden wäre.

Das Protokoll, das endlich zustande kam, sprach von einem Herzschlage während des Verhörs, dem der Betroffene sich infolge seines heruntergekommenen körperlichen Zustandes durch Unterernährung nicht gewachsen gezeigt hätte. Es besagte ferner, daß der Tote, dessen Name nicht bekannt war, um vier Uhr morgens auf dem Friedhofe von Calarasi beigesetzt worden wäre.

Das letzte entsprach der Wahrheit und war der Zweck des frühen Appells.

Nachdem der Sergeant die Zeugmusterung beendet hatte, hieß er die fünfzehn Infanteristen den Toten in eine Zeltleinwand einnähen und auf eine bereitstehende Bahre legen. Die Soldaten, sämtlich Bauern aus dem Prahovatal, bekreuzigten sich, als sie den Leichnam, der infolge der großen Schwüle in Verwesung überzugehen begann, in das Zelttuch schlugen. Sie begannen, ihn mit großen Stichen, von den nackten Zehen an aufwärts, einzunähen und wagten des süßfäuligen Geruches wegen, der seinem geblähtem Leibe entströmte, kaum zu atmen. Als sie die Schnüre über seiner Mannheit zuzogen, murmelte ein grobknochiger Soldat, der nicht bei dem Verhör zugegen gewesen war: „Eine Schande!“ Und als die verkrampften Hände unter der Leinwand verschwanden, knurrte ein anderer einen Fluch. Aber der Sergeant, der mit unruhigen Schritten den Hof von einem Winkel zum anderen durchmaß, befahl in scharfem Flüsterton Stillschweigen, so daß der Kopf des jungen Stolojan ohne Kommentar hinter dem Grabtuch verschwand. Es verschwand zuerst das sanftgerundete Kinn, das so lieblich seine Jugend bekundete, dann der Mund, der das Geheimnis um Varesku hinter dunkelbefleckten Lippen barg, die zerschlagene Nase, die vor kurzem noch vollen, jetzt tief eingesunkenen Wangen. Und es verschwanden die offen starrenden Augen, die sich bis zuletzt bemühten, über den Rand des Tuches hinweg mit eisiger Anklage zum Himmel hinaufzublicken, der sich über dem Viereck des Hofes bleigrau zu färben begann.

Die Armbanduhr des Sergeanten zeigte genau vier Uhr, als der steife Leib

auf die Bahre gehoben wurde, wobei es sich erwies, daß sich unter ihm eine Lache gebildet hatte, als hätte es den Körper, nach einer letzten, gründlichen Reinigung von aller Erdennot verlangt.

Danach bewegte sich der Trauerzug schwerfällig durch die Gassen der Stadt Calarasi, die um diese Stunde noch schlief oder doch tat, als ob sie schliefe. Ein Landarbeiter aus den Maisfeldern, der auf einer Lehmbank am Brunnen genächtigt hatte, erwachte verwirrt von dem monotonen Gleichschritt der Soldaten und verschwand auf alle Fälle hinter dem nächsten Hause. Ein Glöckchen bimmelte, sonst war alles still. Der tote Zigeuner schwebte auf den Schultern seiner sechs Träger, die sich um ihn Gedanken machten, von denen er nichts ahnte. Die schmal zusammengelegten Füße voraus, das eingenähte Profil der Morgenröte zugewandt, blickten seine erloschenen Augen unter dem Zelttuch nach oben, immer nach oben.

So ging es ein paar weißstaubige, äußerst ärmliche, baumlose Häuserzeilen entlang, bis der Friedhof erreicht war, von dessen eingesunkenen Grabsteinen dutzende von Krähen aufflatterten.

Hier also sollte der Leichnam bestattet werden, von dem niemand wußte, welchen Glaubens er war, und ob er nicht am Ende mohammedanisch begraben werden mußte. Das beste war, so schnell wie möglich eine Grube auszuheben und ihn darein zu versenken. Einen Grabstein sollte er später erhalten, und zwar, wie der Sergeant gerührt versicherte, eine granitene Tafel mit dem dreifachen Kreuz, damit ihm dreimal die ewige Seligkeit sicher wäre. Vorerst galt es aber, das Ginster- und Dornengestrüpp, das überall reichlich wucherte, mit dem blanken Messer zu roden, um die Erde für den Spatenstich freizulegen. Doch ehe es so weit kam, entblößte einer der Soldaten mit der Hacke ein Vipernnest, und das Knäuel zusammengerollter Schlangen entwirrte sich rascher, als es sich der Menschenverstand träumen ließ. Die Vipern, sieben oder acht an der Zahl, flitzten mit Blitzesschnelle nach allen Seiten auseinander, mit ihnen die Soldaten. Einer von ihnen stolperte bei seinen hohen Sprüngen rücklings über die Reste einer Grabeinfassung und schlug sich den Hinterkopf blutig. Während ihm der Sergeant das Sacktuch auf die Wunde drückte, und die anderen Soldaten, endlich couragiert, mit Messer und Spaten auf die Viperjagd gingen, stand die Bahre ganz allein zwischen Unkraut und verdorrtem Gesträuch. Es war, als säumte der Tote mit geheimer Absicht über der Erde, als trachtete er danach, Zeit zu gewinnen, um einen Zeugen für sein namenloses Verschwinden herbeizulocken — einen Zeugen unbedingt, da jeder Mord einen Mund finden muß, der davon kündet.

Er fand ihn. Nicht etwa, daß einer der verstörten Bewohner der unglückseligen Stadt Calarasi auf den Einfall gekommen wäre, der geheimnisvollen Bestattung von ferne beizuwohnen. Dazu fehlte einem jeglichen der Mut, seit das Geschrei der Geschlagenen schlimmer als Eselsklagen die Luft durchgellt hatte. Es wollte auch keiner der fünfzehn Infanteristen gut Freund mit dem Leichnam sein, obwohl Stimmen laut geworden waren, die offen seine Partei ergriffen hatten. Wer sich einzig und allein zum Zeugen der Gewalt machte,

die ihm angetan wurde, waren die Krähen, die in schwarzen Scharen zurückgekommen waren und die Kreuze gleich Trauerrändern säumten, von wo aus sie mit kluger und gelassener Neugierde alle Vorgänge der Bestattung verfolgten.
Es mußte eine gewisse Beziehung zwischen dem eingenähten Manne und den Krähen bestehen, zu welcher Vermutung vielleicht seine Herkunft berechtigte. Die Krähen jedenfalls, die an jenem frühen Morgen den Friedhof bevölkerten, waren schuld daran, daß das Grab des so unheilig Verscharrten bereits eine Stunde später an Michalskis Sippe verraten war. Sie umschwärmten es in rastlosen Kreisflügen, indem sie sich bald zu großer Höhe erhoben, bald mit lautem Schelten zur Erde niedergingen; niemals aber ließen sie die Luft ohne einen Rufer, der das Unrecht in die vier Winde schrie. Der unentwegt krächzende, auf und nieder tanzende Vogelschwarm mußte schließlich den Zigeunern auffallen, die es gewohnt waren, die geringsten Veränderungen innerhalb des gewohnten Bildes der Natur zu vermerken.
Borries, der Alte, Michalskis dritter Bote, stand, nach seiner Art stockbeinig und auf den Knotenstock gestützt, schon lange unbeweglich zwischen Maisstauden im Wasser und beobachtete die steigenden und fallenden Vögel. Er ließ sich Zeit mit seiner Wahrnehmung, kaute jungen Mais und störte nicht einmal die Reiher, die seitab in den trüben Rinnsalen fischten und schnalzten. Er, der so alt war, daß ihn die Jahre ehrwürdig machten, fürchtete weder Menschen noch den Tod; deshalb war er wie ein Baum, den die Vögel liebten, von großer Ruhe umgeben. Wie Stolojan und die meisten Männer seines Stammes, trug er zu dieser Jahreszeit eine weißleinene, grobe Jacke, die eher ein Hemd zu nennen war und seine Schenkel fast bis zu den Knien bedeckte; ein roter, gewobener Gürtel, zweihändebreit, mit Muscheln und Schnecken benäht, hielt sie über der Hüfte zusammen. Still stand er, das volle Greisenantlitz mit dem weißen, rundgeschnittenen Bart leicht auf die rechte Schulter geneigt, und schaute blinzelnd in die Höhe.
Dabei dachte er immerzu an Stolojan. Es war nicht so, daß er es geahnt hätte, welch einen Abgang der Vetter genommen hatte. Er umgab ihn nur mit gewissen düsteren Vorstellungen, während er den Tanz des Krähenvolkes unklar mit seiner Person verband. Vor allem sah er überall, in den grünen Maisblättern, in der Luft und über den fernen Dächern von Calarasi sein Gesicht — das geduldige, schöne, jungmännliche Gesicht unter dem schwarzen, blumengeschmückten Hut, das warme Oval seiner Haut, die gutanliegenden, feingerundeten Ohrmuscheln, in deren rechter ein goldener Ring mit einer Koralle hing; sah er den ganzen Mann in seiner Liebenswürdigkeit und seinem Ernst, der ihn bedeutender Erlebnisse würdig machte. Und da er ihn so deutlich wahrnahm, verlor er sich mehr und mehr an seinen Anblick, wobei er den Kopf immer schiefer hielt und die Lippen fragend öffnete, bis plötzlich eine Träne aus seinem Auge rann und er, dem Sinnesbild zunickend, vor sich hinmurmelte: „Te traís!" (Du sollst leben!)
Darauf ging er langsam, die vorgenommene Richtung sicher beibehaltend, durch das Labyrinth des Maisfeldes, durchwatete fußtiefes Schlammwasser,

erklomm einen kleinen Hügel und betrat den Friedhof eine Viertelstunde später, nachdem die Abteilung Soldaten ihn verlassen hatte.
Der Krähenschwarm stellte bei seinem lautlosen Nahen den Rundflug um ein gewisses Fleckchen frischgeebneter Erde ein und entwich mit knatterndem Flügelschlag. Nur der Rufer blieb zurück, flatterte seitwärts und ging kopfnickend auf und ab, die dunkelbefiederte Brust gebläht, den Schwanz erregt erhoben. Borries näherte sich dem Grabe, das kaum als solches erkennbar war, blieb vor ihm stehen und sah darauf hinab. So verweilte er lange, indem er nichts anderes tat als — lauschen. Er lauschte dem Rascheln der trockenen Blätter im Gestrüpp, dem Nagen der Käfer und Raupen, dem Schleifen der Schneckenleiber über Sand, vor allem aber der Stille über dem Grabe. Schließlich kniete er nieder, machte die Hände zu Schalen und schöpfte die lockere Erde wie schwarzes Wasser fort. Er hatte noch nicht lange gegraben, als seine Finger das Zelttuch berührten und er den vermummten Kopf des Leichnams bloßlegte.
Tapferer Stolojan! Jetzt widerfuhr ihm die Umkehrung der Ereignisse; war er von den Füßen aufwärts eingenäht worden, so trennte nun das Zigeunermesser die Nähte über seinem Antlitz und machte es frei. Der Alte fuhr zurück, als das geliebte Gesicht unverhüllt vor ihm lag. Stolojans Augen stierten durch ihn hindurch und an allem vorbei . . .
Borries lag auf den Knien, die Arme flach auf den Boden gestützt, aus tiefverwundeter Brust stöhnend, nicht anders als Stolojan gelegen hatte, ehe er ohne Todesseufzer zur Seite gerollt war. Das Greisenhaupt mit den weißgeringelten, langen Haaren war drei Schuh über ihn erhoben, tränenlos, aber zitternd. Der Knotenstock, Ast einer Eberesche, des Baums der Sippe, lag im Grase. Über Borries gebeugten Rücken blies der Gluthauch des neuen Tages, den der Tote noch einmal gläsernen Auges sah. In den zerborstenen Spiegeln glänzte kein Himmel.
Nachdem Borries ihn lange unverwandt betrachtet hatte, schnitt er eine Strähne des feuchtkühlen, glatten Haares ab, löste den Korallenring aus seinem Ohr, was nicht ohne Mühe geschah, und barg beides in dem abgewetzten Fellsack an seiner Seite. Er murmelte wieder: „Te traís!“, nahm einen Beutel mit Talismanen vom Halse und schob ihn dem Vetter zwischen Grabtuch und Wange. Dann schaufelte er vorsichtig, die weißen Augenbrauen wie in großem Schmerz in die Höhe gezogen, Erde über des Jungen Gesicht, stand auf und stampfte den Boden mit den Sohlen glatt.
Was noch kam, war zigeunerische Art, den Stammesgenossen zu ehren: er pflanzte, da der Baum nicht in der Nähe war, den Ebereschenstab in sein Grab, auf daß das Reis beim Stamme wäre. Dann warf er das Messer nach der Stelle, unter der er das vergrabene Herz vermutete. Es fuhr in den Sand und blieb dort stecken. . .
„Te trais!“

BALLADE
VOM KÖNIGLICHEN LUFTSCHUTZKELLER

von

Ludwig Adam

Der König sitzt in Buckingham
und zeichnet die Befehle.
Der Grenadier klipp-klapp, klipp-klapp
geht vor dem Tore auf und ab,
bewacht Alt-Englands Seele.

Der Grenadier bleibt plötzlich stehn —
bei Gott, — 's ist nicht geheuer!
Schläft drum seit Tudors Zeit das Schloß,
daß jetzo bricht ein frecher Troß
mit Meißeln ins Gemäuer?

Er nimmt den Säbel vom Gehenk,
will jagen die Gespenster. —
Die stemmen, hacken lustig drein
und kümmern sich nicht um sein Schrein
vermauern schon die Fenster.

Ein Meister tritt zu ihm und lacht:
Begreif doch etwas schneller!
Zum Wundern ist es schon zu spät,
wir bauen Seiner Majestät
des Königs Luftschutzkeller.

Der Grenadier sperrt auf den Mund,
die Nase und die Ohren. —
Ob er bei Tag den Dienst versieht,
Ob er bei Nacht auf Wache zieht,
hört hämmern er und bohren.

Der Keller wächst und wächst und wächst
in riesge Dimensionen.
Soll doch der Hof samt Königin,
der König (und was drum und drin)
gar herrlich in ihm wohnen.

Beton fünf Meter. Eisen drauf —
und gut zu ventilieren!
Ein Thron ist da. Ein Marmorklo.
'ne Cocktailbar, 'ne Kirche. So
kann man schon vegetieren.

Der Grenadier denkt manchmal: Ach
— und kratzt sich seine Glatze —
für meinen Herrn ist hier wohl Platz,
doch wer hilft mir, und wer dem Fratz, —
der Mary, meinem Schatze?

Was wird aus meinem Vater und
aus Johnny und der Schwester?
Wenn ich so unser Häuschen seh,
und dann das Ding da von der Näh:
Ich glaub das hier ist fester.

An mir liegts nicht, daß überhaupt
der Krieg kommt von der Kette.
Ich leb ganz gern. Schön ist die Welt
und Mary süß. Ich bin kein Held
und stürbe gern im Bette.

Wenn Dynamit vom Himmel fällt,
wo soll ich mich verstecken?
Die Majestät — weiß Gott! — hats leicht
wo sie kein Gelbkreuz mehr erreicht.
(Nur London kann verrecken.)

Der König sitzt in Buckingham
und zeichnet die Befehle.
Der Grenadier geht hin und her,
er hat im Arm ein gut Gewehr —
und Blut in seiner Seele!

SECHS CHINESISCHE GEDICHTE

Übertragungen

von

Bertolt Brecht

Unbekannter Dichter (100 v. Chr.):

DIE FREUNDE

Wenn du in einer Kutsche gefahren kämst
und ich trüge eines Bauern Rock
und wir träfen uns eines Tags so auf der Straße
würdest du aussteigen und dich verbeugen.
Und wenn du Wasser verkauftest
und ich käme spazieren geritten auf einem Pferd
und wir träfen uns eines Tags so auf der Straße
würde ich absteigen vor dir.

Po (772—846):

DIE DECKE

Der Gouverneur, von mir befragt
was, den Frierenden unserer Stadt zu helfen, nötig sei
antwortete: eine zehntausend Fuß lange Decke
welche die ganzen Vorstädte einfach zudeckt.

DER POLITIKER

Ich ging zur Stadt, die Kräuter zu verkaufen
die ich gepflückt. Da es noch früh am Tag war
verschnaufte ich vom Weg mich unter ein
paar Pflaumenbäumen am östlichen Tor.
Dort wars, daß ich die Wolke Staubs gewahrte.
Herab die Straße kam ein Reiter geritten.

Gesicht: grau. Blick: gejagt. Ein kleiner Haufe,
wohl Freunde und Verwandte, die auf ihn
gewartet hatten, Lebewohl zu sagen
drängten sich eifrig um ihn. Aber
er wagte nicht zu halten. Ich, erstaunt,
fragte die Leute um mich, wer er war
und was ihm zugestoßen war. Sie sagten:
Das war ein Staatsrat. Einer von den größten.
Zehntausend Käsch Diäten jährlich auf den Tisch. Der Kaiser
kam dreimal täglich in sein Haus. Erst gestern
aß er zur Nacht noch mit Heroen. Heute
ist er verbannt ins hinterste Yai-chou.
So ist es immer mit den Räten der Könige.
Gunst und Ungnade zwischen zwölf Uhr und Mittag.
Grün, grün das Gras der östlichen Vorstadt, durch das
die Straße zu den Hügeln führt! Zuletzt
hat er den „Coup" gemacht, der nicht fehlgehn kann.

DER DRACHE DES SCHWARZEN PFUHLS

Tief sind die Wasser des schwarzen Pfuhls und
tintenfarbig. Es heißt, ein sehr heiliger Drache
wohne hier. Kein menschliches Auge
hat ihn je gesehn, aber neben dem Pfuhl
hat man einen Schrein gebaut und die Behörden
haben ein Ritual eingerichtet. Ein Drache
bleibt vielleicht ein Drache, aber die Menschen
können aus ihm einen Gott machen. Die Dorfbewohner
betrachten gute Ernten und Mißwachs
Heuschreckenschwärme und kaiserliche Kommissionen
Steuern und Seuchen als Schickungen des sehr heiligen Drachen. Alle
opfern ihm kleine Ferkel und Krüge mit Wein, je nach den Ratschlägen
eines der ihrigen, der das Zweite Gesicht hat.
Er bestimmt auch die Morgengebete und die
Feierabendhymnen.

Gegrüßt seist du, Drache, voll der Gaben!
Heil dir im Siegerkranz
Retter des Vaterlands, du
bist erwählt unter den Drachen und erwählt ist
unter allem Wein der Opferwein.

Fleischstücke liegen auf den Steinen am Pfuhl herum
das Gras vor dem Schrein ist von Wein befleckt.

Ich weiß nicht, wieviel von seinen Opfergaben
der Drache ißt. Aber die Mäuse des Gehölzes
und die Füchse der Hügel sind beständig betrunken und überfressen.

Warum sind die Füchse so glücklich?
Was haben die kleinen Ferkel getan?

Daß sie geschlachtet werden sollen Jahr für Jahr, nur
um die Füchse zu hofieren? Der sehr heilige Drache
in der neunfältigen Tiefe Seines Pfuhles, weiß Er
daß die Füchse Ihn berauben und fressen Seine kleinen Ferkel
oder weiß Er es nicht?

Ts'ao Sung (870—920):

EIN PROTEST
IM SECHSTEN JAHRE DES CHIEN FU

Die Hügel und Bäche der Ebene
machtet ihr zu eurem Schlachtfeld.
Wie, glaubt ihr, wird das Volk, das hier lebt
sich versorgen mit „Brennholz und Heu"?
Bitte verschont mich mit eurem Gewäsch
Von Ernennungen und Titeln.
Eines einzigen Generals Reputation
heißt: zehntausend Leichen.

Su Tung-p'o (1036—1101):

BEI DER GEBURT SEINES SOHNES

Familien, wenn ihnen ein Kind geboren ist
wünschen es sich intelligent.
Ich, der ich durch Intelligenz
mein ganzes Leben ruiniert habe
kann nur hoffen, mein Sohn
möge sich erweisen als
unwissend und denkfaul.
Dann wird er ein ruhiges Leben haben
als Minister im Kabinett.

Ernst Moritz Arndt

1769—1860

E. M. Arndt gehörte zu den Vertretern jenes Deutschland, die sich im Freiheitskriege 1813 nicht nur für die nationale Befreiung sondern auch für die soziale Revolution einsetzten, jedoch von den deutschen Fürsten um den Lohn ihres Kampfes betrogen wurden. Sein mutiges Auftreten gegen die Leibeigenschaft hatte Arndt schon früh den Haß des Adels zugezogen. Als Arndt im Jahre 1803 seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" herausgab, in der er schonungs- und rücksichtslos die zum Teil miterlebten Greuel der Leibeigenschaft darstellte, konnte er sich den Verfolgungen nur durch die Flucht nach Schweden entziehen. Im Jahre 1805 kam er zurück, und fand Deutschland in Not und Elend vor. Er erkannte, daß das deutsche Volk nicht nur unter Napoleon litt, sondern vor allen Dingen unter der Herrschaft seiner eigenen Fürsten. 1806 begann er seine Kampfschrift „Geist der Zeit". Der erste Band dieser Schrift erschien 1807. Sie wurde ein europäisches Ereignis, von dem wir uns heute keine Vorstellung mehr machen können. Diese Schrift war eine Tat, die zündete und das Volk aufweckte. Nach dieser Tat mußte Arndt, geächtet von Napoleon und verfolgt von den deutschen Fürsten, abermals fliehen. Es war ihm nicht gegeben, sich auf die höchste Höhe zu erheben, die die revolutionäre demokratische Idee in der Vormärzzeit erreichte. Aber er blieb ein aufrechter Fürstenfeind und als er 1848 das Frankfurter Parlament betrat, erhob sich alles von den Plätzen. Er empfand die Niederlage von 1849 als seine Niederlage und brachte seine Enttäuschung, aber auch sein Vertrauen in den endlichen Sieg der Kräfte des Volkes in dem schlichten, starken Gedicht „Mai 1849" zum Ausdruck, das wir veröffentlichen.
E. M. Arndt gehört zu den Gestalten der deutschen Vergangenheit, die wir alle Veranlassung haben, von den Entstellungen und Verdrehungen zu befreien, mit denen sie uns die reaktionäre Geschichtschreibung überliefert hat. *K. O.*

AUS „DAS STUDIUM DER GESCHICHTE"

Das Studium der Geschichte ist die erste und letzte aller Wissenschaften, je nachdem man es treibt . . .
Will man den langen Faden der Geschichte verfolgen von ihren Anfängen rückwärts bis auf die Zeit, worin wir leben, um gleichsam die Entstehung des Menschengeschlechts aus allen früheren Geschlechtern zu zeigen; kurz, will man die lange Reihe der Jahrtausende abwärts wandeln, ohne auf dem Wege zu viel anzustoßen und irre zu gehen, so betrachte man diese Entwicklung und Fortbildung des ganzen Geschlechts einmal bloß physisch und behandle

die Menschengeschichte auf eben die Art, wie der Naturforscher die verschiedenen Verwandlungen und Verpuppungen der Insekten, oder die verschiedenen Alter der Metalle und Bergarten behandelt. Man denke sich, um durch Liebe und Haß nicht auf jedem Schritt gestört zu werden, alle Begebenheiten und Menschen bloß durch ein unwillkürliches Gesetz einer geheimen Macht der Natur so bestimmt und geschaffen, daß gar keine Frage entstehen kann, warum sie gerade so sind und nicht anders. Man sieht dann bloß die Wirkung und das Verhältnis der Einzelnen zum Ganzen, ohne daß von Tugend und Laster, von Hoheit oder Niedrigkeit, von Verbrechern oder Heroen der Menschheit die Rede sein kann. Dieser Weg ist vortrefflich, um das Ideale in der Geschichte, oder die große Wahrheit des Geistes zu finden, der durch die verschiedenen Zeiten geht. Da hängt alles, die größte Begebenheit wie der größte Mensch, nur als Glied an einer langen Kette der Notwendigkeit. Sie wirkten und mußten so wirken, weil sie nicht anders konnten. In dieser Ansicht hat Kolumbus kein Verdienst, daß er vor dem kastilischen Rat das Ei auf den Kopf stellte, Newton keines, daß er den Apfel vom Baum fallen sah, Marat kann nicht dafür, daß er nach Blut schreit, noch Bonaparte, daß er ein Freiheits- und Kronendieb ist: sie tun ihren Dienst als die Werkzeuge einer höheren Macht. Hier sieht man die Menschen bloß an als notwendige Naturgeburten, alle ungeheuren Revolutionen, welche die Welt verändert haben, als physische Ausbrüche, als Erdbeben, Vulkane, Wolkenbrüche, die hier etwas zerstören, um dort etwas zu schaffen. Wie der Naturforscher Krokodil und Klapperschlange, Hyäne und Tiger neben den Elephanten und das Pferd, den Hirsch und den Stier stellt; wie bei ihm Taube und Falke, Weizenhalm und Schierlingstengel arglos nebeneinander stehen; wie er ganz ruhig erklärt, was jedes in seinem Trieb und Gebrauch bedeutet, ohne zu ergrimmen, daß die Hyäne und Klapperschlange tückisch, der Falke und Schierling mörderisch sind: so stehen in dieser Geschichte Trajan und Bonaparte, Mahomet der Zweite und Friedrich der Zweite, Gustav Adolf und Julius Cäsar friedlich nebeneinander, als bloße Figuren des großen Puppenspiels der Dinge, wo sie, was ihr stolzes Auftreten und ihre kühne Beweglichkeit dem Zuschauer auch anders einbilden mag, doch irgendwo an einer Stange oder einem Faden mit den Füßen fest sind. In dieser Physik der Geschichte sieht man die verschiedenen Gestalten in dem klarsten Spiegel, insofern sie Teile eines großen Ganzen sind! Kein Trieb, keine Leidenschaft, kein Urteil darf hier verführen und das Auge von dem Allgemeinen auf das Einzelne ziehen ...

Ohne den Glauben und die Anschauung dieser Notwendigkeit ist es unmöglich, die Entwicklung und Ausbildung des Menschengeschlechts durch den Lauf der Zeiten zu verfolgen und nicht ein Zweifler und ein Hasser seines eigenen Geschlechts zu werden; ohne sie ist es unmöglich, die Hieroglyphen des Schicksals zu enträtseln und große Charaktere, die ganze Zeiten und Völker darstellen, richtig zu würdigen. Denn wie sollte man gerecht sein können und nicht entweder zu viel oder zu wenig geben, wenn man nicht sehen will, wo auch der Größte in ein allgemeines Schicksal mit eingefloch-

ten, in einer allgemeinen Ordnung der Dinge mit eingereiht steht? Was Luther vollbrachte, konnte Huß nicht vollbringen, wenn er auch derselbe Mann gewesen wäre; Marius konnte nicht August, Dumouriez und Carnot konnten nicht Bonaparte werden, auch wenn sie es gewollt hätten: denn die Zeit und das Glück und der Keim, der gerade in der Stunde liegt, worein das Leben und die Kraft des Einzelnen zufällig geworfen werden, entscheiden und entwicklen jedes, wie es eben wird.
Elendes, feiges und verworfenes Gezücht, das seine Schlechtigkeit und Faulheit, seine Feigheit und Dummheit selbst mit den höchsten Namen entschuldigen möchte, ich will dir sagen, was der Wille der Vorsehung ist. Wie sie dem Zahn der Schlange das Gift und dem Tiger die Klaue, wie sie dem Despoten den Stolz und dem Tyrannen die unruhige und blutige Seele gab, so gab sie auch in jedes Menschen Brust eine Kraft und ein Gefühl, daß er das Rechte tun soll, ohne ihre verborgenen Wege meistern und erklären zu wollen. Für den Schlangenzahn und die Tigerklaue gibt es Eisen, für Despoten und Tyrannen Dolche und Stricke; denn solches Ungeziefer sollte billig nur den gemeinen Tod des Stranges sterben; für alles Böse endlich und alles Gewaltige, das in Stolz und Übermut sich zu Gottgleichheit aufrichten möchte, gibt es Kraft und Mut, gibt es mitgeborenes Gefühl von Pflicht und Recht, die mir sagen: streite und ringe auch du, und solltest du darüber verderben. Laß eine ungeheure Begebenheit, einen gewaltigen Mann mit der kolossalen Furchtbarkeit aufstehen, daß es so aussicht, sie werden alles überwältigen und zertrümmern, laß die Vorsehung sie selbst dazu ausersehen haben: was geht es mich an? Ich weiß es nicht, ich sehe nur den Schein. Aber eines geht mich an, eines weiß ich, daß ich das Meine tun und eher untergehen soll, als mich einer fremden Kraft blind ergeben.

AUS „GEIST DER ZEIT“

Die Zeit ist auf der Flucht, die Klügeren wissen es lange. Ungeheure Dinge sind geschehen, große Verwandlungen hat die Welt still und laut, im leisen Schritt der Tage und in den Orkanen und Vulkanen der Revolutionen erlitten; Ungeheures wird geschehen, Größeres wird verwandelt werden. Geh' zwanzig Jahre zurück, du, der eine klare Erinnerung der Vergangenheit hat, durchlaufe sie mit deinen Gedanken und Empfindungen. Es ist, als wenn du in einem wundervollen Traum wärest, wo Ungetüme und Irrgestalten dich umringen, wo durch endlose Wüsten tausend Wege laufen, von welchen alle dir bekannt dünken und du doch auf jedem zu verirren fürchtest. Endlich kommt die Katastrophe, du mußt einen Weg nehmen. Siehe! da fliegen eine Unendlichkeit von ahndungsvollen und unnennbaren Bildern vor und hinter dir, verdüstern das Licht und den Weg, und werden endlich zu Schreckgestalten mit Schnäbeln und Klauen. Ohne Pfad, ohne Hülfe verzweifelst du, bis die Angst dich von dem Schlaf und dem Traum erlöset.
Ich nenne euch, was ganz Europas Weh ist, das Schlimmste von dem Schlim-

men. Wie die größten Berge endlich den Quellen und Strömen nachstürzen, die sich aus ihren Füßen ergießen, so drängt die ewige Schwere des Herrschens unaufhaltsam weiter, je weicher sie die Dinge findet. Denn die Herrschaft wirkt nach ewigen physischen Gesetzen, wie die Luft und das Wasser. Ihr kurz ausgesprochenes Gesetz ist: *ich herrsche, wo ich kann* und das des Beherrschten: *ich diene, weil ich muß*. Die Regierungen haben in den letzten Jahrhunderten alles gekonnt, die Republiken sind vernichtet, die Monarchien sind größtenteils Despotien geworden ... Man tut den Regierungen gewaltiges Unrecht, wenn man langsame Schlauheit, schleichende Absicht, schändliche Betrügerei voraussetzt, wodurch es geworden sein soll, wie es ist. Der alberne Glaube, als wenn Klugheit und List der große Grund der Weltregierung wäre, hat diese Beschuldigungen erzeugt. Nein, diese allmächtige Klugheit ist nirgends in der Welt, deren Leben und Leiden viel tiefere Gründe hat. Sie ist aus den hohlen Köpfen und kümmerlichen Eingeweiden der Herren aufgedunstet, die von Kathedern Weisheit perorieren oder hinter den Schreibtischen der Minister und Könige die unverstandenen Orakel eines mächtigen Willens, der wohl weiß, was die Welt zusammenhält, durch die Feder und Finger laufen lassen. Die Sache ist ganz einfach. Die Herrschaft ist vorgedrungen, wie der Widerstand ausgewichen ist, und die Regierungen sind geworden, was sie sind, ohne so viel dabei gedacht zu haben, als man sie gewöhnlich denken läßt. Aber in der dritten Ordnung der Kräfte herrschte und herrscht die Klugheit allerdings mehr, als sie sollte, nämlich in den Instrumenten der Herrschaft, und gerade dies ist der beste Beweis, daß die Regenten von Anfang an nichts so Böses gemeint und gewollt haben, als man sie gewöhnlich meinen und wollen läßt.

... Die meisten (Regenten), gut meinend, einige auch arglistig, gingen gleich mit der Zeit und so ist endlich eine solche überkünstliche Staatsmaschinerie entstanden, daß selbst die Gescheitesten die Maschine nicht mehr im Gang erhalten können. So viele Netze mit mannigfaltigen Stricken, Fäden und Verknüpfungen sind sichtbar und unsichtbar gestellt, daß Jäger und Wildpret zugleich darin gefangen werden und bei der vergeblichen Arbeit sich loszuwickeln sich nur immer tiefer zum Verderben darein verwirren. Dem schon geschwächten Menschengeschlecht hat diese Umgarnung die letzte Kraft genommen. Von tausend unsichtbaren Ketten gehalten, von tausend künstlichen Kräften behext, im Hause, auf der Gasse, hinter den Gardinen, belauert und beschätzt, haben sie endlich geglaubt, es müsse so sein; mit diesem Glauben war alles Herrliche dahin, Klugheit und List regieren nun wirklich die Welt. So ist Despotismus gekommen zufällig, nicht absichtlich, aber die Wirkungen haben dieselben sein müssen. So ist es dahin gekommen, daß seit den letzten hundertfünfzig Jahren die Klugheit wirklich ein Scheinregiment in Europa gehabt hat; sie hat regiert, weil man geglaubt hat, sie regiere. Dies haben die Gescheiteren von jeher benutzt. Sie, die Klugen, heuchelten mit den Dummen den Glauben an ihre Majestät und weil sie doch die Klugheit am klügsten hinstellen konnten, so konnten jene ja gegen ihren eigenen Glauben nicht sündigen und mußten dieser zu Gefallen tun, was sie haben wollte. Hieraus

erklärt sich Friedrich des Einzigen Größe und Rettung. Er wußte wohl die Gaukelei, wodurch er seine Feinde behexte. Großen Menschen kommt aus ihnen selbst die Einfalt der Welt und ihrer Bewegung und Beherrschung, denn eben Einfalt ist aller Größe Grund.
Allein nicht bloß verkümmert und entwürdigt sind die Menschen durch die Künstlichkeit und das Maschinenwesen des Regiments der neueren Zeit, woraus allmählig Despotismus geworden ist, sondern auch schwer belastet. Wir wissen und fühlen es alle. Die Menge der Zurüster, Helfershelfer und Diener der Gewalt ist unendlich. Für sie muß der Bauer pflügen und der Bürger schwitzen, und doch könnte man sicher in den meisten Ländern zwei Drittel von ihnen ausstreichen und sein Wunder würde man sehen, wie die Dinge sich wohl besser hielten und trügen, als mit allen diesen Lückenbüßern, Altflickern, Ausrufern und Häschern der Regierungen.

MAI 1849

Hinweg! Die besten Streiter matt,
die stärksten Arme todeswund.
Hinweg! Satt ist und übersatt
gelebt — es kommt die Sterbestund!

Weg! Keinen Augenblick gesäumt!
Sonst stirbst du wie ein feiger Hund.
Du hast von Kaiserstolz geträumt —
vergrab einstweilen deinen Fund.

Die Besten wissen, wo er liegt,
einst heben sie ihn ans Sonnenlicht.
Wir sind geschlagen, nicht besiegt.
In solcher Schlacht erliegt man nicht.

EIN DEUTSCHER DICHTER AUS FRANKREICH

Zum 100. Todestag Adelbert von Chamissos am 21. August 1938

von

Karl Kreisler

Chamisso ist die seltsame Gestalt eines französischen Emigranten gewesen, der zum freiheitlichen deutschen Dichter wurde und die Sprache, die er sich zuerst mühsam aneignete, dann mit einer Leichtigkeit und Formvollendung handhabte, die mit Staunen erfüllen muß. Aber dieser Dichter ist zugleich ein lebendiger Beweis dafür, daß Kultur und Kunst nicht an Blut und Boden

gebunden sind, sondern auch durch freies Bekenntnis, durch Hingabe an ein Vaterland, das nicht das der Geburt ist, in Seele und Gefühl aufgenommen werden können.

Louis Charles Adelaide, später Adelbert von Chamisso, ist am 30. Januar 1781 auf dem Schloß Boncourt in der Champagne aus gräflicher Familie geboren. Die Eltern verlassen als Flüchtlinge zur Zeit der Revolution die Heimat, der Vater wird Oberstleutnant in einem Emigrantenkorps zu Düsseldorf. Dort lernt der Knabe die Tischlerei, die Miniaturmalerei und ist in Bayreuth „wohldressierter Blumenverfertiger und -Verkäufer", wie er später sagt. In Berlin wird er mit neunzehn Jahren Page der Königin und Schüler am französischen Gymnasium, dann Fähnrich und Leutnant. In den Wachtstuben zu Potsdam und am Brandenburger Tor lernt er in wenigen Monaten Griechisch. 1804 schreibt er: „Ich möcht mit Fäusten mich schlagen. Ein Kerl von vierundzwanzig Jahren und nichts getan, nichts erlebt, nichts genossen, nichts erlitten, nichts geworden, nichts erworben... Nichts, rein nichts in dieser erbärmlichen, erbärmlichen Welt." Er lernt aus Goethe, Klopstock, Schiller und dem deutschen Shakespeare die Sprache der neuen Heimat, schreibt einen „Faust im Studierzimmer" der Fragment bleibt, mit einem guten und einem bösen Geist, wird Freund Varnhagens und des Gerichtsrats Hitzig und schließt mit ihnen den Nordsternbund, der einen Musen-Almanach herausgibt. Hier erscheinen die ersten Gedichte des jungen Menschen, der noch mit der deutschen Sprache kämpft und schon in ihr dichtet. In Hameln, wo sein Regiment als Besatzung liegt, besucht ihn Varnhagen. Im Überschwung eines mächtigen Gefühls, fällt er seinen Freunden um den Hals und erklärt fest und feierlich, er wolle nun ganz zu ihnen gehören, ihre Studien und Geschicke teilen, ihnen nach Halle folgen, den Abschied fordern. Er beginnt das dramatische Gedicht „Fortunatis Glückssäckel und Wunschhütlein". Er ist in großer Gefahr, da Napoleon den Franzosen, die für den Feind die Waffen ergriffen, im Falle der Gefangennahme standrechtliche Erschießung androht. Nach der Kapitulation von Hameln entgeht er diesem Schicksal nur durch den Nachweis, daß er schon vor der Kundmachung um seinen Abschied ansuchte. Chamisso zieht die preußische Uniform aus. Seine Zukunft ist ganz unsicher. Er schreibt zu dieser Zeit an Varnhagen:

> „Ich begehre nach Frankreich, dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter euch mich einfinde, denn ein Deutscher, aber ein *freier* Deutscher bin ich in meinem Herzen und bleibe ich auf immerdar."

Er erhält einen Paß, reist nach Paris, wo er Ceres Duvernay wiederfindet, die französische Gouvernante, die er vor Jahren in Charlottenburg geliebt und der er damals einen Heiratsantrag gemacht hat. 1807 kehrt er nach Deutschland zurück, fährt mit Varnhagen nach Hamburg, lebt dann in Berlin, „alt, verschollen, unnütz", wie er es nennt. Er soll Professor an einem Lyzeum in der Bretagne werden, schließt sich aber plötzlich der Frau von Stael an, reist

mit ihr in Frankreich umher und ist bei ihr in Coppet am Genfersee. Seit 1812 studiert er, ein verspäteter Student, in Berlin Naturwissenschaft und Medizin. Dann stürzt ihn der Krieg von 1813 in innerlichste Zerrissenheit. Zu dieser Zeit reift in ihm das Märchen „Peter Schlehmihls wundersame Geschichte"; seine wertvollste Dichtung und die am längsten bleiben wird, die Geschichte vom Mann, der seinen Schatten an den Bösen verkauft und dafür Fortunatis Glückssäckel eintauscht. Und der sich dann vom Bösen lossagt und die Siebenmeilenstiefel erhält, mit denen er über die Polarzone, durch China, das südöstliche Asien, über Fluren, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüsten hinschreitet. Es ist ein Symbol für sein eigenes Schicksal. Denn der Mann ohne Schatten ist Chamisso selbst, der Mann ohne Vaterland, zwischen zwei Nationen gestellt, der einen zugehörig durch Abkunft, der andern durch die Bande des Herzens. Aber durch die Natur wird ihm ein Teil von dem ersetzt, was er verloren, durch Weltwanderung und Wissenschaft wird er erlöst. Noch war es nicht so weit, noch fühlte er sich nicht glücklich, noch hatte er nicht festen Boden unter den Füßen. Er schreibt 1814 an einen Freund:

„Ich welke hin, Blatt für Blatt, und habe keine Frucht angesetzt, und treibe kein frisches Reis mehr."

Endlich kam die Befreiung. Er schloß sich 1815 auf dem Schiff „Rurik" des russischen Kapitäns von Kotzebue einer Weltreise an, die er in einem gründlichen Reisewerk beschrieben hat. Die Fahrt ging von Kopenhagen nach Brasilien, Chile, dann durch die Inselwelt der Südsee, die damals fast ganz unbekannt war, nach Kamtschatka, durch die Beringstraße ins Eismeer. Nach diesem Abstecher in den Polarkreis wurde die Weltumseglung fortgesetzt. Das Schiff durchquerte den Großen und Indischen Ozean, umfuhr das Kap der Guten Hoffnung und kehrte, an St. Helena vorbei, wo noch Napoleon lebte, nach Europa zurück. Auf dieser Fahrt sah Chamisso die Südseeinsel Juan Fernandez, den Schauplatz seiner Dichtung „Salas y Gomez".

Als Chamisso 1818 nach Berlin zurückgekehrt war, erhielt er die Stelle eines Adjunkten in den botanischen Gärten. Er heiratete die Pflegetochter Hitzigs, Antonie Piaste, und verlebte nun ruhige und glückliche Jahre. Es entsteht der Zyklus „Frauenliebe und -leben", Gedichte der Liebe, einer Frau in den Mund gelegt, „Lebenslieder und -bilder". Unter den vermischten Liedern und epischen Gedichten finden wir häufig solche mit sozialem Einschlag wie „Die alte Waschfrau" und „Der Bettler und sein Hund", andere von skurrilem Humor erfüllt wie „Der rechte Barbier"; die späteren sind deutlich von Béranger und seinen Stegreifgedichten beeinflußt, vom jungdeutschen Geist der Freiheit erfüllt. Neben Nachdichtungen fremder Lyrik stehen Bearbeitungen von Stoffen der nordischen, litauischen, französischen und deutschen Volkssage, unter letzteren das bekannte „Riesenspielzeug", das Lied von Wert und Würde des Bauern und seiner Arbeit. Es ist der gleiche Gedanke, der sich am Schluß des Ich-Gedichtes „Schloß Boncourt" zu so schöner Resignation erhebt: der Dichter segnet die Hand des Bauern, die über die Stätte den Pflug führt, an der einst das Schloß seiner Väter stand.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teuerer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segne ihn zweifach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Chamisso hatte besondere Vorliebe für die Formen der italienischen Renaissance; er schrieb viele Sonette und Terzinen, darunter die eigenartige „Erscheinung", in der der Dichter, in der ganz modernen Form der Ichspaltung, nach wüstem Zechgelag sich selbst, sein böses anderes Ich, daheim findet und ihm weinend weichen muß. Besonders populär wurden „Die Kreuzschau", wo ein Pilger demütig erkennt, daß er wider das Kreuz, das ihm zu tragen auferlegt wurde wie einem jeden, nicht murren dürfe und der „Szekler Landtag", in dem humorvoll über die Beratungen berichtet wird, die den der Ernte schädlichen Regen beenden sollen — bis die Sonne von selber kommt. Lange umfangreiche Terzinengedichte behandeln Stoffe aus der indianischen Welt, aus Spanien und Korsika, darunter „Mateo Falcone", die Geschichte von dem Vater, der den verräterischen Sohn erschießt.

Im Jahre 1825 reiste Chamisso nach Paris, wo ihm eine Entschädigung von 100 000 Franken für den Verlust seiner Güter ausbezahlt wurde. In der Zeit, die dieser Reise folgte, erreichte Chamisso den Gipfel seines Ruhms. Er gab 1833 bis 1838 den „Deutschen Musenalmanach" heraus, der zum Sammelpunkt deutscher Lyrik jener Zeit wurde. Am 21. August 1838, ein Jahr nach seiner Frau, ist er gestorben.

Das war der Dichter, der als Franzose zur Welt kam und zum Deutschen wurde.

„Ich bin Franzose in Deutschland, Deutscher in Frankreich",

schrieb er einmal. Er ist so recht ein Zeugnis dafür, wie Nationen ineinander aufgehen und sich in Menschen miteinander verschwistern könnten. Was ihn endgültig an Deutschland band, war — das Erlebnis der Weltreise:

„Doch keines von den Ländern allen
hat wie das deutsche mir gefallen.
Und das war meiner Reisen Frucht,
daß mir gefiel die deutsche Zucht."

ruft er aus. Ein männlicher Charakter, ein edler Mensch, vielgeprüft, und darum nicht ohne Bitterkeit, sich aus dem Konflikt zur tiefen Menschlichkeit durchringend, die erkennt, daß einem Volk angehören nicht heißt, das andere hassen, und aus dem einen stammen nicht ausschließt, daß man in das andere hineinwächst.

LITERATURVERNICHTUNG —VERNICHTUNGSLITERATUR

von

Karl Obermann

In den fünf Jahren seiner Herrschaft hat es der deutsche Faschismus zu erheblichen Leistungen auf dem Gebiet der Vernichtung geistiger Werte und dem Abbau der geistigen Bildung gebracht. An die Stelle der „heißen" Methoden vom 10. Mai 1933 sind „kalte" Methoden getreten. „Reinigungs-Kommissionen" durchsuchen ständig die Bücherbestände der Verlage, Buchhandlungen und Bibliotheken; Zensoren haben Hochkonjunktur.

Die Ergebnisse dieses Kampfes gegen den Geist machen sich bereits deutlich bemerkbar. Der Präsident der Industrie- und Handelskammer in Hamburg muß gestehen, die Prüfungen der Kammer hätten ergeben,

daß die Leistungen gerade in den Realfächern der Schulbildung nicht den Ansprüchen gerecht werden, wie sie heute und morgen von der neuen Kaufmannsgeneration verlangt werden müssen".

Der ehemalige sächsische Staatsminister Hartnacke macht die Feststellung, daß ein Primaner bei der Abiturprüfung erklärt, den Namen Mörike nie gehört zu haben. Die „Kölnische Zeitung" sah sich am 3. Februar 1938 genötigt, von Abiturienten zu sprechen,

„die in einem technischen Betrieb nur schwer mit der Logarithmentafel umgehen können", und „im historischen Seminar keine französisch geschriebenen deutschen Urkunden mehr lesen können".

Aufsatzthemen wie: „Meine Abenteuer in der Hitlerjugend" oder „Was ich in Nürnberg sah" sind diesem Niveau entsprechende Themen für die Abiturprüfungen geworden. Auf einer Tagung der Arbeitskammer im Gau Sachsen wurde erklärt, daß „die abgehenden Volksschüler bei weitem nicht über genügende Kenntnisse verfügen". Sind das Einzelerscheinungen? Die „Kölnische Zeitung" vom 3. Februar 1938 muß dies selbst verneinen und erklären:

„Es ist so, daß der *Durchschnittswert* selbst, der für einfache Bewährung im sozialen Leben oder für die Fortsetzung der weiteren Vermittlung des Wissens nötig ist, zu *sinken* begonnen hat."

Die faschistische „Kulturpolitik" bleibt aber nicht bei der Vernichtung der Bildungswerte stehen — sie geht darauf aus, mit Hilfe einer faschistischen Literatur, Wissenschaft, Kunst, den Geist der Vernichtung und des Krieges in die Hirne der Menschen zu pflanzen, den Vernichtungswillen in der Menschheit hochzuzüchten.

Der Faschismus braucht für diesen Zweck eine neue Erklärung der Literatur. In seiner sogenannten „Kulturrede" auf dem Nürnberger Parteitag

1937 bezeichnete Hitler das, was früher den Stolz der deutschen Literatur ausmachte, die Menschheitsgedanken und das fortschrittliche Streben als „Blasiertheit". Darstellungen, die das Leben in seiner wahren Gestalt und den Menschen selbst zum Gegenstand haben, werden als „zersetzend", als jüdische und marxistische Machwerke bezeichnet. Alfred Rosenberg, der Theoretiker der „nationalsozialistischen Weltanschauung" bezeichnet die gesamten bedeutenden Schriftsteller unserer Zeit als „unfruchtbare Zersetzer einer Zeit, zu der sie selbst innerlich gehören". Diese in der ganzen übrigen Welt anerkannte große deutsche Literatur hat nämlich die für Faschisten unerträgliche Eigenschaft, eine realistische, von der Wirklichkeit ausgehende Kunst zu sein.
Eine Literatur dagegen, die die Aufgabe hat, aus „Bluterbe" und „Heldengeister der Ahnen" Kriegs- und Vernichtungswillen zu entwickeln, kann nur den Sinn haben, von der Wirklichkeit abzulenken. Indem sie an das sogenannte Rasseempfinden appelliert, sucht sie das Bewußtsein des Lesers von seinem gesellschaftlichen Sein loszulösen. Diese Literatur darf sich mithin keiner realistischen Darstellungsweise bedienen, darf sich nicht mit sozialen Problemen beschäftigen, sie muß alles vermeiden, was Kenntnisse vermittelt und zum Denken anregt, sie muß von „Urinstinkten", von „heroischen Gefühlen", von der „Macht des Bluts" sprechen und erzählen. Sie hat dabei noch nicht einmal die Möglichkeit, das gewünschte Gefühl durch realistische oder psychologische Methoden darzustellen, es aus konkreten Voraussetzungen zu entwickeln; sie muß dieses Gefühl als ein voraussetzungsloses, unerklärbares ewiges Etwas hinstellen, und Handlungen und Erscheinungen aus ihm ableiten.
Das bringt natürlich eine bestimmte stoffliche Begrenzung mit sich. Die Großstadt und der Betrieb sind keine geeigneten Gegenstände für den Rassenmythus; das Dorf läßt sich als Idylle darstellen, aber es bietet dann keine Möglichkeiten, heroische Gefühle anzubringen. Der geschichtliche Roman erfordert zu viel Auslegung, bei der Gefühle zu wenig durchdringen. Die nationalsozialistische Bewegung ist zu arm an brauchbaren Ereignissen und Handlungen, so daß sich nicht viel Stoff daraus gewinnen läßt. So ist der einzige „große Stoff" des Nationalsozialismus der Krieg. Zwar ist es nicht der Krieg, wie ihn der einfache Soldat in dem Schmutz der Gräben, im Trommelfeuer der Schlachten erlebte und empfand, sondern der Krieg der Hurrapatrioten, der Generalstabsoffiziere, der Krieg der immer „siegreichen tapferen Truppen", der Krieg der Kriegsberichterstatter. In der Ausschlachtung und Abwandlung des Stoffes Krieg sieht der Faschismus die große Möglichkeit für eine seinen Zielen dienliche Literatur.
Die Kriegsdichtung ist also die Dichtung des Nationalsozialismus schlechthin. Die Kriegsdichter haben ihre besondere Vereinigung erhalten, um sich als literarische Führerschicht des nationalsozialistischen Deutschland zeigen zu können. Als Anfang Oktober 1936 unter dem Protektorat der „Nationalsozialistischen Kriegsopferversorgung" in Berlin das erste „Kriegsdichtertreffen" veranstaltet wurde, sprach man von einem „kulturellen Ereig-

nis“, welches „für die weitere kulturelle Entwicklung ausschlaggebend“ sei. Das „kulturelle Ereignis“ bestand darin, daß sich die Kriegsdichter zu einer „Mannschaft Kriegsdichter“ formierten, deren literarische Tätigkeit im Dienste der Kriegsvorbereitung wirklich als „ausschlaggebend für die weitere kulturelle Entwicklung“ bezeichnet werden kann. In die „Mannschaft Kriegsdichter“ ist alles eingereiht worden, was schreibt und einmal eine Uniform anhatte oder noch anhat. Wer früher Landschaftsromane schrieb, wie zum Beispiel Otto Brües, ist heute „Soldat“ in der „Mannschaft Kriegsdichter“ und schreibt Kriegsnovellen.

Das Kommando ist gegeben, die „Mannschaft Kriegsdichter“ ist angetreten und hat ihre Anordnungen empfangen. Kriegsliteratur „marschiert“ aus ihren fleißigen Federn und „eilt zu neuen Siegen“. Seit 1933 ist nicht nur der Anteil der wehr- und kriegswissenschaftlichen Schriften an der gesamten deutschen Buchproduktion ständig im Steigen begriffen — die Zahl der kriegs- und wehrwissenschaftlichen Abhandlungen vermehrte sich 1936 um 13,2% gegenüber 1935, während die Zahl der philosophischen Abhandlungen um 19%, die der Rechtswissenschaft um 20,4% abnahmen — auch bei der schönen Literatur, bei den Jugendschriften und Schulbüchern hat das Thema Krieg die Vorherrschaft erlangt. Doch das genügt noch nicht. Die Kriegsliteratur-Produktion soll weiter gesteigert werden. Man hat es sogar eilig damit. Da Romane zu lange Zeit in Anspruch nehmen und zu viel Darstellung erfordern, hat man die „Mannschaft Kriegsdichter“ beauftragt, Kriegsnovellen zu schreiben. Zwei Bände mit 47 Kriegsnovellen von 47 Kriegsdichtern sind inzwischen unter dem Titel „Die Mannschaft, Frontsoldaten erzählen vom Front-Alltag“ von der „Nationalsozialistischen Kriegsopferversorgung“ herausgebracht worden. Ein weiterer im Herbst 1937 erschienener Novellenband mit 41 Novellen heißt demagogisch: „Frontsoldaten wollen den Frieden.“

Diese ersten Kollektiv-Werke der Elite der faschistischen Dichtung erheben den Anspruch, beispielgebend zu sein. Sie sind es wirklich — im faschistischen Sinne — als Musterbeispiele der literarischen Verdrehung eines Stoffes nach einer von Anfang an festgelegten und gewünschten Ideologie. Die Mannschaft kündigt im Titel an, vom Front-Alltag erzählen zu wollen, also von dem, was sich zwischen Graben und Etappe abspielte. Der stellvertretende Führer der „Mannschaft“, Jürgen Hahn-Butry, erklärt den Begriff „Front-Alltag“ im Vorwort mit folgenden Worten:

„Als ein junger Kamerad, der nun heute wieder stolzer Soldat des wehrfreien Deutschlands sein darf, mich einmal fragte, was ich unter dem „Front-Alltag“ verstünde, da antwortete ich ihm gefühlsmäßig und ganz spontan: „Den Sonntag meines Lebens!“

Dementsprechend erscheint der „Front-Alltag“ in Gestalt von Witzen, Anekdoten, Berichten von Abenteuern und Vergnügungen. Otto Paust, der Führer der „Mannschaft“ beginnt die Novellensammlung mit einer Novelle „Die Frauen von Béthuneville“. Der Krieg erscheint in dieser Novelle nur als ein angenehmes Gesprächsthema. Trommelfeuer wird mit einem schlechten Schulwitz über Sodom und Gomorra und den Oberlehrer Haferkorn abge-

tan. Plump hingestellte, nicht gestaltete Figuren treten mit langen Reden auf. Aus aneinandergereihten Gesprächen und Redensarten werden Vorgänge, eine Handlung konstruiert. Diese „Handlung" ist stets das Ergebnis von Gedanken und Gesprächen, in denen von Kameradschaft und Heldentum die Rede ist. Das Wort „Kameraden" wird zur Zauberformel, durch deren Anwendung die schwierigsten Situationen im Handumdrehen gelöst werden. Der gebrüllte Befehl, der „große Gedanke", die lustige Unterhaltung treten an die Stelle wirklicher Ereignisse oder Konflikte. Die Ereignisse und Vorgänge sind also stets nur indirekt vorhanden, sie sind nur aus den konstruierten Gesprächen zu entnehmen. So muß zum Beispiel einmal ein deutscher Fähnrich allein achtzig gefangene Franzosen zurückbringen. Diese Tatsache erfährt man aus dem Selbstgespräch des Fähnrichs, wobei dieses Selbstgespräch gleichzeitig die Größe und die Schwierigkeit der Aufgabe erklären soll:

„Der kleine Major lacht. Kann er auch. Er führt ja bloß ein Regiment deutscher Infanterie. Er braucht ja nur noch in die gestürmten Stellungen. Aber ich, der Fähnrich Leuthen, muß achtzig Franzosen in ihre Betten bringen. Gute Nacht."

Das ist der Stil dieser Novellen. Alles findet seine Lösung und Erklärung in angeblich großen Gedanken und Äußerungen deutscher Soldaten. Deutsche Soldaten werden zu Helden erklärt und man läßt sie große Worte aussprechen. Darin besteht die schriftstellerische Aufgabe der Kriegsdichter.
Zu den Kriegsdichtern der „Mannschaft" gehört auch der oberste Parteirichter des nationalsozialistischen Regimes, Major a. D. Walter Buch. Seine Beiträge „Kleine Erlebnisse aus dem großen Krieg" sind in der Befehlssprache geschrieben. Aus telephonischen und mündlichen Anordnungen baut er unter dem Titel „Helden, eine Skizze in Grau" das Bild einer Schlacht auf, wie sie sich von einem zwölf Meter unter der Erde gelegenen Nachrichtenunterstande des Kommandostabs aus darstellt. Man gibt Befehle, unterhält sich über die hervorragende technische Einrichtung des Nachrichtenunterstandes und man schließt mit der Verlesung des Heeresberichts: „In zähem Ringen ist es unseren Helden an der Somme gelungen ..."
Ein anderer der „Mannschaft", Kurt Arnold Findeisen, verwandelt ein Schlachtfeld in eine idyllische Landschaft mit alten Weibern, jungen Mädchen und gemütlich die Pfeife rauchenden Landsturmleuten. Selbst das Feldlazarett wird zur Idylle mit blauen Blumen in den Vasen. Von den Verwundeten erfährt man nur, daß sie Opfer eines unglücklichen Unfalls oder eines widrigen Schicksals sind.
Der stellvertretende Führer der „Mannschaft", Jürgen Hahn-Butry, liebt die rauhe gefühllose Sprache. Im Spiel der Worte verschwindet die Wirklichkeit vollständig. Mit rauhen, derben Ausdrücken weiß er alles abzutun, was schmerzhafte Gefühle und Ängste hervorrufen könnte.
Der Novellenband „Frontsoldaten wollen den Frieden" hat die Aufgabe, die Losung: „Der Soldat ist die Höchstform des Mannes", literarisch zu beweisen. Dem Frontsoldaten wird eine besondere soldatische Haltung zugeschrieben, die als höchste Form der Lebensäußerung Auslegung findet. Jede Er-

zählung, jede Novelle führt zu der Schlußfolgerung, daß nur der Soldat Träger der Zukunft, Träger eines neuen Europa sein könne. Durch die verlogene Darstellung seiner Haltung im Kriege wird „der Soldat“ zu einem „Garanten des Friedens“ gestempelt, wobei natürlich das Soldatentum, der soldatische Kadavergehorsam zum Ideal erhoben wird. Die Frontereignisse sind im Rahmen dieser Erzählungen nur noch technische Angelegenheiten, man erlebt in ihnen nicht den Krieg, man erfährt nur von einzelnen „Abenteuern“; man lernt nicht die Menschen kennen, man sieht nur ihre Bewegungen, man hört nur die ihnen in den Mund gelegten Worte. Das Sprechen und Sprechenlassen ist auch hier die Methode, mit der man zum Ausdruck bringt, was man nicht gestalten kann. Gefühle und Ideen werden aus Worten konstruiert. sie haben keine Beziehungen zur Wirklichkeit, sie stehen da als reine Wort- und Satzgebilde.

Die sogenannte Literaturkritik des Faschismus bemüht sich nun, diesen Methoden der nationalsozialistischen Kriegsdichtung die Bedeutung einer neuen literarischen Ausdrucksform zu verleihen. Da wird von einem „Ringen nach lebendiger Neugestaltung“, vom „Suchen nach gültigen Formen“ gesprochen. Aber das Bemühen, dem Krieg eine schmackhafte Form zu geben — und mit nichts anderem beschäftigen sich die Dichter der „Mannschaft“ — hat nichts mit literarischen Bemühungen um neue Ausdrucksformen zu tun. Den Kriegsdichter Wolf Justin Hartmann, der kürzlich in Berlin im Rahmen einer von der Hitlerjugend veranstalteten Erzählerwoche auftrat, lobt man wegen seiner Methode, seinen Erzählungen „den abenteuerlichen Schwung der Vorkriegsjugend“ zu geben. Einen besonderen „Reiz“ sieht man darin, daß solche Erzählungen „unmerklich gegen Ende ins Jägerlatein abgleiten“. Ein anderer der „Mannschaft“, Friedrich Bethge, erhielt den Nationalpreis für Literatur 1937, weil er verkündete, Sinn und Ziel der Dichtung sei, „den wirklichen Kriegshelden in den Mittelpunkt des Geschehens zu stellen“:

„Vieles Heroische, was man so zu sehen bekomme“, meint Bethge, ist „erschlichen, nicht erlebt, vollends aber. die dumpfen. trüben Helden seien unecht. der echte Held lacht viel und er lacht nicht nur der Gefahr. Nirgends ist mehr gelacht worden als im Krieg.“

Auch die Hitlerjugend-Dichter, die begeisterte Gedichte und Hymnen von Fahne und Kampf schreiben und zum Teil wie Eberhard Wolfgang Möller dafür preisgekrönt wurden, sind in die „Mannschaft Kriegsdichter“ eingereiht worden. Das ist nicht etwa nur eine Formsache oder eine organisatorische Angelegenheit, das geschah im Interesse der allen gestellten Aufgabe, den Krieg zu verherrlichen. Jürgen Hahn-Butry begrüßte diese Jungen mit den Worten:

„Wir sind gar nicht so weit auseinander, wir die alte, und ihr, die junge Mannschaft! Ihr seid ja eigentlich nur unsere Ablösung!“

Um diesen „Jungen“ einen besonderen Ansporn zu gehen, hat die „Mannschaft Kriegsdichter“ für das Jahr 1937/38 drei Preise ausgesetzt, und zwar einen Preis für „das beste Drama soldatischen Charakters“, einen Preis für das „beste Gedicht“ und den dritten Preis für „die beste Pressearbeit“ — das

heißt Werke agitatorischen Charakters. Romane, die eine breitere Darlegung erfordern, wurden nicht verlangt.
Die sehr um Verbreitung der Kriegsliteratur bemühte „NS-Kriegsopferversorgung“ beteiligt sich neuerdings auf eine besondere Art an der Schaffung neuer Kriegsliteratur, durch Herausgabe von Soldatenbriefen aus dem Weltkrieg. Die Aktion wurde durch einen Aufruf des Reichserziehungsministers und der NS-Kriegsopferversorgung eingeleitet und wie dem neuen Verlagsprospekt des Verlages Albert Langen — Georg Müller, München, zu entnehmen ist, sind auf diese Aufrufe „Tausende und Abertausende von Briefen, einzeln oder in Bündeln sorgfältig gesammelt“, eingegangen. Aber von diesen „Tausenden und Abertausenden von Briefen“ ist der größte Teil für die nationalsozialistischen Zwecke offenbar nicht brauchbar gewesen. Das Werk, das die NS-Kriegsopferversorgung im Herbst 1937 unter dem Titel „Der deutsche Soldat“ und mit dem Motto „Vermächtnis“ herausgebracht hat, enthält nämlich nur Briefe von 244 Personen, wovon etwa 90% Offiziere, zum großen Teil sogar höhere Offiziere sind. (Den Offizierstitel hat man bei der Veröffentlichung fortgelassen!) Unter den Briefschreibern befinden sich Generalfeldmarschall August von Mackensen, ein Harry Freiherr von Wolff, Hans Graf von der Goltz und ähnliche Herrschaften, die von einem „Kreuzzug des deutschen Volkes“ schreiben. In dem Vorwort zu diesem Buch ist verdächtig viel von „Sichtung“ die Rede und noch auf der Bestellkarte des Verlages heißt es:

„Das Ziel des Werkes ist, nach umfassender Sammlung und Sichtung das Beste... vor dem Untergang zu bewahren.“

Die NS-Kriegsopferversorgung zensiert also nachträglich die Kriegsopfer, selbst die Toten des Weltkrieges.
Im Herbst 1938, so lautet die Vorankündigung, soll ein zweiter Band unter dem Titel „Die Front“ erscheinen. Aber die „Sichtung“ der „Abertausende von eingegangenen Briefen“ hat für diesen Band noch nicht genügend brauchbares Material ergeben und so wiederholte man die Aufforderung, bis März 1938 Briefe und Tagebücher aus dem Kriege einzusenden.
Für diese Art Propaganda-Literatur besteht jedoch außer dem Stoff- und Formproblem noch ein weiteres Problem: das des Absatzes. Der Absatz dieser Produkte kann allgemein nur noch auf dem Zwangswege, über Organisationen usw. erfolgen. Im Vorwort zum zweiten Band der Novellensammlung der „Mannschaft“ heißt es zum Beispiel: „Das erste Buch der Mannschaft ist heute in allen Dienststellen und Abteilungen des Reichsarbeitsdienstes.“
Der Nationalsozialismus sucht heute nach neuen Methoden, um die Kriegsliteratur an das deutsche Volk heranzubringen. Man weiß, die Methoden des Zwangsabsatzes, der Verpflichtung in den Betrieben und in den Arbeitslagern bringen nicht den gewünschten Erfolg. Selbst wenn die Bücher genommen werden müssen, bleiben sie ungelesen liegen. Die Hitlerjugend hat daher die Einrichtung der „Erzählerwochen“ geschaffen; das heißt, die Jugend wird zwangsweise in die Vorlesungen der Kriegsdichter geführt. Weiter hat man eine große Organisation, den sogenannten „Soldatischen Vortragsdienst“

aufgebaut, der am 8. Dezember 1937 in Tätigkeit getreten ist. Es handelt sich hierbei um eine „Arbeitsgemeinschaft" die im Auftrag des Reichskriegsministeriums und des Luftfahrtministeriums durch die Abteilung Schrifttum des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda im Rahmen der Soldatenbünde, also von Soldatenbund, Luftwaffenbund, Marinebund, Reichskriegerbund, NS-Kriegsopferversorgung, NS-Fliegerkorps, Reichsarbeitsdienst und der Mannschaft Kriegsdichter gebildet wurde, und deren Aufgabe es ist, „Dichterlesungen und Schriftstellervorträge aus dem Gebiet der soldatischen Dichtung" im Bereich dieser Verbände und der Wehrmacht zu veranstalten.

Durch diese Organisation soll also die Kriegsdichtung an die „ehemaligen Soldaten und aktiven Wehrmachtsangehörigen" herangetragen werden, um sie für den nächsten Krieg zu begeistern. Durch das Vortragsamt der Reichsschrifttumsstelle beim Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda soll ein Programm der Dichterlesungen und Schriftstellervorträge an die örtlichen Leiter der beteiligten Wehrverbände ausgegeben werden, so daß die Schriftsteller zur „soldatischen Dichterlesung" täglich nach diesem oder jenem Ort abkommandiert werden können. Weiter beabsichtigt der „Soldatische Vortragsdienst":

„in Zusammenarbeit mit dem örtlichen Buchhandel dasjenige Schrifttum, das die Werte des soldatischen Menschen verkündet, in lebendige Beziehung zu den aktiven und ehemaligen Soldaten"

zu bringen, was nichts anderes heißt, als Organisierung des Zwangsvertriebs der Kriegsliteratur in den Kasernen, im Arbeitsdienst und in den sogenannten Soldatenbünden. Die Einrichtung „Soldatischer Vortragsdienst" ist kennzeichnend für die außerordentlichen Anstrengungen, die nötig sind, um diese Kriegsliteratur an den Mann zu bringen.

Die Vernichtung der Literatur ist eben leichter als die Anbringung der Vernichtungsliteratur. Mit dem Zuckerbrot der Literaturpreise und Ehrungen für die Willigen und der Peitsche des literarischen Tods für die Widerspenstigen kann man wohl auf dem Papier eine neue „eigenartige" faschistische Literatur erzeugen— aber die Massen des deutschen Volkes hat man damit noch nicht für den faschistischen Vernichtungswillen gewonnen.

„WEHE DER KUNST, DIE KEIN MENSCH KRITISIERT!"

von

Paul Westheim

Am 27. November 1936 ist bekanntlich durch Erlaß von Goebbels im Dritten Reich die *Kunstkritik abgeschafft* worden. An die Stelle der Kunstkritik sollte die „Kunstbeschreibung" treten und der Kunstkritiker mußte „Kunstschriftleiter" genannt werden. „Der Kunstbericht", so hieß es in dem Erlaß

noch, „soll weniger Wertung als vielmehr Darstellung und damit *Würdigung* sein.“ Nach anderthalb Jahren darf man fragen, wie diese Staatsaktion sich ausgewirkt hat und was damit erreicht worden ist.

„C'est une morte que l'on tue“, hatte damals (am 29.11.36) „Le Temps“ festgestellt. „Sie ist schon seit vier Jahren tot.“ In der Tat, allen, die im Verdacht standen, ein selbständiges Urteil zu haben (was ja wohl Voraussetzung für jede Art von Kritik ist) und die in dem schwereren Verdacht standen, diese ihre eigene Meinung zu sagen, waren längst aus der deutschen Presse entfernt, soweit sie nicht vorgezogen hatten, sich vorher selbst zu entfernen. Nach dem Goebbels-Erlaß brauchte auch in keiner einzigen deutschen Schriftleitung ein Personalwechsel zu erfolgen; an dem Redaktionszimmer des Herrn Kunstkritikers wurde einfach ein neues Schild angebracht: „Kunstschriftleiter“.

Das Erstaunlichste an dem Vorgehen des Herrn Propagandaministers war nicht einmal das Verbot selbst, Verbieten und Unterdrücken ist doch fast synonym mit NS-Kulturpflege: Ausstellungen werden verboten, Malern wird das Malen verboten, Museen werden geschlossen, Bücher wurden verbrannt usw. Das Verblüffendste war, daß eine solche Extra-Staatsaktion gegen die kaum noch vorhandene Kunstkritik in einer Presse, in der ohnehin kein Wort gedruckt werden darf, das dem Propagandaministerium nicht genehm wäre, überhaupt für notwendig befunden wurde.

Sollte es unter den Kunstschreibern des Dritten Reichs etwa heimliche Börnes und Heines gegeben haben, die den Mut und gar das Talent gehabt hätten, zwischen den Zeilen die wahre Volksmeinung zu sagen? Und besaß man ihnen gegenüber nicht auch alle die Mittel, die bestimmt sind, den heimischen Blätterwald zur, mit Goebbels zu reden, „freiesten Presse der Welt“ zu machen?!

Das „Untragbare“ an der Kunstkritik war offenbar, daß die Herren Kunstkritiker immer noch in dem Irrglauben befangen waren, sie hätten ihre eigene Kunstmeinung oder gar die ihrer Leser zum Ausdruck zu bringen. Noch störender war, daß sie sich dabei *auf die „nationalsozialistische Weltanschauung“ beriefen*, konfuses Durcheinander, das bekanntlich jede Auslegung zuläßt. Schlimm war schließlich, daß sie sich im Einzelnen *auf die Kunstmeinungen der maßgebenden Führer berufen zu können glaubten*, die nicht nur untereinander der total verschiedensten Meinung waren, die auch, zum Beispiel Goebbels, ihre eigene künstlerische Überzeugung ständig wechselten. So hatte Goebbels anfänglich sich ostentativ für ein — contradictio in adjectio — „vergeistigtes Ariertum“, für Barlach, für Nolde eingesetzt, um sich dann schnellstens zu Rosenbergs ungeistigem Ariertum zu bekehren, als er merkte, daß das der Geisteshaltung des „Führers“ mehr entsprach. Und dann war es äußerst peinlich, daß gewisse Kunstkritiker, nicht ganz so wendig wie ihr Herr und Meister, noch festhielten an der inzwischen total überholten Überzeugung des Herrn Ministers, gar noch sich darauf beriefen.

Bezeichnend ist eine Auseinandersetzung über *Barlach* in der DAZ vom 3.III.34. Da hatte die der Rosenbergschen Ästhetik huldigende münchner Akademie einen geharnischten Protest losgelassen, die DAZ entblöde sich nicht, Barlach immer noch als Künstler hochzuschätzen. Die mehr der Goebbels-

schen Ästhetik huldigende DAZ hatte das unter Berufung auf den „Führer" und Zitaten aus seinen Kunstreden zurückgewiesen, was nun wiederum die Rosenbergsche Richtung veranlaßt hatte, beim „Führer" gegen die Goebbels-Richtung anzugehen. Und da die NS-Führer keinen Wert darauf legen, auf ihre Weltanschauung oder auch nur auf die Grundsätze ihres Parteiprogramms festlegt zu werden, so war es schon das Einfachste, diesen Kritikastern, die. ohne sich was dabei zu denken, die Systemlosigkeit des Systems offenbar machten, den Mund zu stopfen.
Oder: während der Herr Propagandaminister den Untertanen einzureden versucht, der Nationalsozialismus habe „die schöpferischen Kräfte bloßgelegt" und überhaupt sei ein Blühen der Kultur ausgebrochen, *stellten die Kritiker sach- und wahrheitsgemäß fest,* daß das, was gerade auf dem Theater, im Film oder in den Ausstellungen herausgekommen war, *bloß talentlos und stupide* war. So hatte im *essener Folkwang-Museum* Graf Baudissin, ein naher Verwandter des Gestapo-Chefs Himmler, mit beispielhaft nationalsozialistischem Elan die „entarteten" *Fresken von Schlemmer entfernt* und einen Wettbewerb ausgeschrieben, der der Welt endlich mal die bloßgelegten schöpferischen Kräfte zeigen sollte. Was dabei zutage gekommen war (244 Entwürfe) war so kläglich, daß die „Kölnische Zeitung" (vom 14.XI. 34) ihren Bericht: „*Wettbewerbskatastrophe im Essener Folkwang*" überschrieb. „Eine solche Ansammlung von Unvermögen", hieß es in der Notiz, „eine solche Ohnmacht hätten wir uns nie und nimmer vorgestellt."
Oder: Herr Rosenberg persönlich hatte in Berlin eine Kunstausstellung zusammengestellt, die den stolzen Namen „*Die Auslese*" trug und verheißungsvoll angekündigt war als Auswahl des Besten, was der NS-Geist hervorgebracht habe. Über dieses „Beste" hieß es dann in der „Nachtausgabe", die Parole der Ausstellung sei offenbar: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht"; was man sehe, sei „lau erwärmte Sachlichkeit, die sich ins romantische Idyll flüchtet". Und der Kunstkritiker der DAZ schrieb noch unumwunden: „*Gesamteindruck Mittelmaß, Zimmerschmuck mit unterhaltsamer Wirkung.*" Da man die Anlässe, das heißt das trostlose Niveau der NS-Kunstleistungen nicht ändern konnte, so verbot man einfach die Feststellung des Tatbestands, nämlich die Kritik.

Der als Ersatz dafür zugelassene „Kunstbericht" ist entweder *ahnungs- und hemmungslose Lobhudelei* oder bei einigen wenigen Zeitungen und einigen wenigen Kunstberichterstattern, die eine gewisse Scham vor ihrer Leserschaft oder auch vor sich selbst nicht ganz unterdrücken können, ein *verkniffenes Drumherumgerede*, dem man anmerkt, wie sauer es dem Schreiber ankommt, sich etwas herauszuwürgen, was wie „Würdigung" klingt. Als typisches Beispiel dafür ein paar Stellen aus dem Bericht der „Kölnischen Zeitung" (vom 25.VII.37) über die Ausstellung im münchener Kunsttempel:

„Stärkste Beachtung finden die Gemälde Adolf Zieglers, des Präsidenten der Reichskammer der Bildenden Künste; die naturgetreue Darstellung von Frauenakten erinnert an die Genauigkeit, mit der die Photographie arbeitet ... Die repräsentativsten Säle dieser Ausstellung erhalten nicht zuletzt durch Gemälde Max Zäpers ihr Gepräge. Der

Künstler beschreitet insofern einen neuen Weg, als er alle seine Bilder auf große Ebenholzplatten malt . . . Es erübrigt sich, auf jeden einzelnen Künstler einzugehen, da sich fast durchweg die Leistungen untereinander entsprechen. . . Diese Ansprüche (die das neue Deutschland an die Kunst stellt) werden von der Meinung her verwirklicht, daß das Gemälde in erster Linie guter Heimschmuck zu sein habe. Dafür spricht auch das Vorwalten des Gemüthaften und Besinnlichen. . .“

Die andere Sorte, die allgemein übliche, die blindwütig drauflos lobhudelt, hat man in der „Frankfurter Zeitung“ (vom 19.VII.37) wo Benkhard über denselben Gegenstand schreibt:

„. . . bleibt kein Zweifel übrig, daß das, was am Außenbau tektonische Fanfare ist, erst in den Innenräumen als durchgeführte Melodie dem Auge ertönen soll. In dem mit nüchterner Kraft gezeichneten neuen Tempel wird nicht nur ein einziges Götterbild Wohnungen nehmen, vielmehr sind seine Räume der Bildnerei einer ganzen Nation errichtet.“

Als in Frankreich in der Mitte des 18. Jahrhunderts Graf Caylus in dieser Art Berichte über den „Salon“ zu schreiben versuchte, sprach man von *„dem leeren Schema der legitimen Lobausteilung“*.

Dieser ganze Windmühlenritt gegen die Kunstkritik erinnert überhaupt stark an den *im Frankreich des ancien regime* unternommenen *Versuch, die Kunstkritik zu verbieten*, wenigstens die „Laienkritik“, das heißt die von Kunstkennern, von Nichtkünstlern ausgeübte Kritik. Die Academie des Beaux-Arts, von der der Vorstoß ausging, wollte nur eine von den Künstlern selbst ausgeübte Kritik zulassen, in der Annahme, daß eine Krähe der anderen nicht die Augen aushacke, will sagen, daß der kritisierende Künstler das Schaffen der Kollegen eher zu „würdigen“ geneigt sein werde. Um dieses Verbot der Kunstkritik durchzusetzen, kam es einmal, im Jahre 1749, sogar dazu, daß die Mitglieder der Akademie — streikten. Sie erklärten, lieber überhaupt nicht ausstellen zu wollen; und in der Tat mußte in diesem Jahr der „Salon“ ausfallen. Auch das nationale Interesse wurde vorgeschützt. Der Direktor der Akademie, der Maler Coypel, sagte in einer (1747 erschienenen) Broschüre, die Kritik sei eine empfindliche Schädigung nicht nur für den Künstler persönlich, sondern auch für die französische Kunst überhaupt, deren Ruf im Auslande darunter leiden müsse, wenn von ihren Erzeugnissen so viel Ungünstiges gesagt werde.

Der eigentliche Grund für diesen Versuch, die Kritik zu unterdrücken, lag, abgesehen von dem Wunsch der Künstler, gelobt und nur gelobt zu werden, in der Organisation des Académie des Beaux-Arts, die unter ihrem ersten, sehr doktrinären, sehr autoritären Präsidenten, dem Maler Le Brun, sich Befugnisse anzumaßen suchte, die an die Zwangskunstwirtschaft der Reichskulturkammer denken lassen — bis auf die subalterne Wachtmeisterhaftigkeit und banale Ungeistigkeit, die, versteht sich, in Frankreich, sogar im absolutistischen Frankreich nicht möglich waren. Aber das, was in dem jüngsten Goebbels-Erlaß (vom April 1938) als „ausschließliche Kammeraufgabe“ bezeichnet worden ist: „einen bis an den einzelnen Berufsträger heran *überwachten Berufsstand*“ zu schaffen, das hatte zweifellos auch dem ersten Präsidenten der Académie des Beaux-Arts vorgeschwebt. Wenigstens als Wunsch-

traum! Und wenn er auch nicht nach dem „Führerprinzip" dekretieren und mit Hilfe einer Gestapo seinen Anordnungen Geltung verschaffen konnte, so waren die *Privilegien*, mit denen Colbert die Akademie ausgestattet hatte, doch so groß, daß jeder Künstler das entschiedenste Interesse daran haben mußte, mit der Akademie und ihren Anordnungen nicht in Streit zu geraten. Die Akademie war mit dem positiven und produktiven Ziel eingerichtet worden, die für die großartigen Baupläne Ludwigs XIV. benötigten künstlerischen Kräfte im Lande selbst heranzubilden, so daß es nicht mehr wie noch im 16. Jahrhundert nötig wäre, sie aus dem Ausland, aus Italien, zu berufen. Zu dem Zweck war die Akademie mit verschiedenen Privilegien ausgestattet worden: Unterrichtsmonopol, Ausstellungsmonopol (nur die Mitglieder der Akademie durften im „Salon" ausstellen, die anderen konnten ihre Werke auf der Place Dauphine, dem Trödelmarkt feilbieten), den Mitgliedern der Akademie waren die Staatsaufträge vorbehalten, sie verfügten über die Titel, die Pensionen, die Amtswohnungen, die Rom-Preise usw. Und darüber hinaus wollte sie — um mich im münchener Jargon auszudrücken— „richtungsweisende" *Regeln festlegen, die als verbindlich für das Kunstschaffen gelten sollten.* So sollte bei Gemälden lediglich die Zeichnung ausschlaggebend sein, während die Farbe nur als ausschmückendes Beiwerk angesehen wurde. Dementsprechend hatten Poussin und Raffael als Vorbilder zu gelten, während die Koloristen Rubens oder Tizian, wenn auch nicht gerade als „entartet" so doch als irreführend, abgelehnt wurden. Dieser Versuch, das Kunstschaffen durch „richtungsweisende" Vorschriften einzuengen oder an einen sterilen Akademismus zu ketten, war es, der die Kritik herausforderte. Und die Akademie, die ihre Autorität bedroht sah, die befürchten mußte, daß ihre „richtungweisende" Kunst als öde Rezeptmalerei abgetan würde, glaubte *ihre künstlerische Diktatur nicht anders aufrechterhalten zu können als durch die Unterdrückung der Kritik.* Sogar die Person des Königs mußte dazu herhalten: da die Künstler, so argumentierte man, durch „das Vertrauen des Königs" in die Akademie berufen wären, sei eine abschätzige Kritik als „Majestätsbeleidigung" anzusehen. Der Vorgesetzte der Académie des Beaux-Arts, der Generalbaudirektor Lenormand de Tournehem, ließ sich allerdings auch durch dieses Argument nicht beirren, sondern gab den Künstlern die Antwort, er beklage zwar, daß sie durch derartige Dummheiten Verdruß hätten, rate ihnen aber als bestes Gegenmittel, die Kritik — durch Leistung zu entwaffnen.

Es war ein Kampf, der — mit wechselnden Etappen — über hundert Jahre ging. Zeitweise konnte die Akademie ihr Unterdrückungsgelüst durchsetzen. Im großen und ganzen erlebte sie bei diesem Bestreben, die öffentliche Meinung zu verfälschen, nur Niederlagen und zuletzt waren es *die Künstler selbst, die nach der Kritik verlangten.* Sie hatten die Erfahrung gemacht, daß ihre Ausstellungen verödeten und, von den offiziellen Kreisen abgesehen, sich kein Mensch mehr um ihre Produktionen kümmerte. Was die eingeschüchterte Kritik, die nichtssagende und nur „würdigende" Kunstberichterstattung schrieb, diente ihnen nicht, sondern schadete nur, weil niemand es ernst nahm

und weil es auch niemanden veranlassen konnte, sich die belobhudelten Werke anzusehen. Im Jahre 1746 erschien im „Mercure de France“ ein offener Brief, um nicht zu sagen ein Notschrei, des Herrn de Bonneval, in dem der gefeierte Porträtmaler den Wunsch aussprach, der bevorstehende Salon solle wieder kritisiert oder, wie er sich ausdrückte, „einer einsichtigen Prüfung“ (un examen judicieux) unterzogen werden. Was auch durch La Font geschah.
Die Folge war, daß das Publikum in die Ausstellung strömte, daß die Werke der Künstler aufs leidenschaftlichste diskutiert wurden. Und die weitere Folge, daß in den nächsten Jahren bereits, die berühmten „Salons“ von Grimm und Diderot zu erscheinen begannen, die in der ganzen Welt aufmerksame Leser fanden und zur vorzüglichsten Propaganda für die französische Kunst wurden. Wenn im Hinblick darauf gesagt werden konnte, daß die Kunst „erst dann, als sie Objekt der Kritik wurde, in den Kreis des allgemeinen Interesses rückte und Gegenstand allgemeiner Teilnahme wurde“, so darf auch gesagt werden, daß von dem Augenblick an, wo die unterdrückte Kunstkritik wieder an die Stelle der nur öden Kunstberichterstatterei treten konnte, Frankreich das führende Kunstland Europas geworden ist.
Das entscheidende Wort zu dem Thema „Verbotene Kunstkritik“ hat 1773 der Mercure de France gesagt: *„Malheur a toute production que personne ne critique“*.
Was genau so auch für 1938, auch für Berlin und München gilt.

ERINNERUNG AN OSSIETZKY

von

Bela Balazs

Ich war zugegen als er den Tod auf sich nahm. Ich kann bezeugen, daß es keine naiv-romantische Heldengeste gewesen ist, wenn Ossietzky nach seiner Amnestierung nicht aus Deutschland floh. Wenn er Hitlers Schergen zu Hause erwartete, so geschah das nicht in dem Glauben an die wundertätige Kraft des Märtyrerblutes überhaupt. Er wußte wohl, daß ein lebendiger Kämpfer der Sache meist mehr nützen könne. Aber nicht immer. Ossietzky meinte auch nicht — wie es in einem Nachrufe behauptet wird — er würde „als Eingesperrter am unbequemsten sein“. Er war nicht so kindlich, mit dem Gewissen oder dem Schamgefühl seiner Gegner zu rechnen. Carl von Ossietzky war nicht nur einer der gescheitesten Zeitgenossen, sondern auch einer der vernünftigsten. Wenn er doch Märtyrer geworden ist, so geschah es nicht in trotziger Aufwallung und nicht mit romantischer Heldengebärde.
Ossietzky entschloß sich im Winter 1932/33 in Deutschland zu bleiben — und er wußte, daß es um sein Leben ging — auf Grund bestimmter, genauer, nüchterner, sachlich-politischer Erwägungen. Er hatte einfach berechnet, daß es in diesem besonderen Falle vorteilhafter wäre, sich umbringen zu

lassen. Vorteilhafter für seine Sache: für die Sache der Demokratie und des Friedens. In einem Gespräch, daß ich mit ihm im Januar 1933 im Berlin hatte, setzte er mir seine Gründe auseinander. Er stellte mir die Frage, die er sich selber gestellt und die er von sich aus bereits entschieden hatte. Ich war zugegen, als er den Tod auf sich nahm.
Ich war gerade für kurze Zeit aus der Sowjetunion wieder nach Berlin gekommen. Ossietzky war zum Abendbrot bei mir, und ließ sich von der Sowjetunion erzählen. Es war ein Gespräch mit langen Pausen. Man hatte das Gefühl: es ist das letzte Mal. Ich wußte, daß ich aus der Sowjetunion nun so bald nicht wiederkäme; und was inzwischen in Deutschland geschehen würde, wer konnte es wissen?
Ossietzky hatte auch sonst eine nervös-verhaltene Art. Er war nicht einer, der laut sprach, kräftig schrie und lachte. Er sprach auch sonst immer sehr leise, wobei seine wie mit dem Messer geschnittenen, schmalen Lippen sich kaum zu öffnen schienen. Auch sonst klatschte sein Blick einem nicht mitten ins Gesicht. Wie verschämt, ja betreten blickte er meist zu Boden, wenn er sprach. Diese kleine, etwas verwachsene, nervöse, immer fast verlegen erscheinende Gestalt sah so gar nicht nach einem gefährlichen und verwegenen Kämpfer aus. (Oft mußte ich später entsetzt an diesen gebrechlichen Körper denken — als ich ihn in den Tatzen der Nazi-Tiere wußte.) Nur an dem unerbittlich harten Schnitt seines Mundes war zu erkennen: Carl von Ossietzky.
Auch sonst. Jedoch an diesem Abend schien er noch stiller, noch verhaltener, noch verlegener zu sein. Merkwürdig war es, daß er immerfort die beinahe schüchtern vorgebrachte, verschämte Frage stellte: wie man sich eigentlich in Kommunistenkreisen zu ihm verhalte? Er wurde ja von unserer Seite damals leider zu oft und zu scharf angegriffen. Aber niemals früher merkte ich an diesem harten, stolzen Mann, daß er sich aus der Meinung anderer etwas machte. Nach seiner tegeler Gefängniszeit schien ihm aber dies eine wichtig zu sein: was sagen die Kommunisten von ihm? Ich teilte ihm mit, soviel ich wußte. Ich hatte das Gefühl, daß ich ihn beruhigen müsse. Ja beruhigen. Und plötzlich erschütterte mich die Erkenntnis, daß dieser bleiche Mann mit dem Kopf zwischen den Schultern und den niedergeschlagenen Augen *besorgt war um sein Andenken*. Nicht etwa überhaupt. Es scheint ihm besonders viel daran zu liegen, gerade bei den Kommunisten kein schlechtes Andenken zu hinterlassen. In seinem engeren Kreis war — außer Alfons Goldschmidt — ich der einzige Kommunist gewesen.
In unserem Gespräch traten nun noch längere Pausen ein. Er wußte, daß ich seine Absicht und den inneren Abschied in seiner Haltung erkannt hatte. Er fühlte meine Frage: Warum? Mit niedergeschlagenen Augen, mit seitwärts geneigtem Kopf schwieg er eine Weile und sagte dann plötzlich als Antwort auf meine unausgesprochene Frage:
„Ich möchte Ihre Meinung hören über eine Sache."
„Bitte?"
„Meine Freunde und mein Rechtsanwalt drängen mich, sofort ins Ausland

zu fahren. Denn man würde mich ganz gewiß bald wieder verhaften und dann nicht so bald wieder freilassen. Und ich zweifle selber nicht daran. Soll ich fliehen? Es ist alles vorbereitet und gesichert. Ich könnte morgen abreisen. Ich glaube aber, ich muß bleiben. Was ist Ihre Meinung als Kommunist darüber?“

„Ihre Verhaftung und der Protest, den sie auslösen müßte, würden gewiß einen großen propagandistischen Wert haben, doch nicht so viel, wie Sie selbst als frei wirkender Publizist.“

„Gerade mit der Wirkung wird es aber hapern. Ich wäre ja ohne viel zu überlegen, am nächsten Tag nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis geflohen, wenn nicht der Mann, mit dem zusammen ich die Artikel über die schwarze Reichswehr und die geheime Aufrüstung Deutschlands schrieb, schon vor mir nach Paris geflüchtet wäre und nicht unser Material an nationalsozialistische, reaktionäre französische Blätter verkauft hätte. ‚Vaterlandsverräter‘ — schreien sie nun. Nicht gegen den Krieg, sondern für die französischen Kriegstreiber hätten wir das Material gesammelt und publiziert. Solange ich noch hier bin, kann ich mich von diesem Lumpen abgrenzen. Ich kann zeigen, daß ich keine Angst habe vor der Anschuldigung des Vaterlandsverrats. Ich kann die Ehre unserer Kampagne und die Ehre der ‚Weltbühne‘ verteidigen. Fliehe ich aber auch aus Deutschland, dann scheint meine deutschfeindliche Absicht bewiesen. Dann werden auch die Massen, die wir für unsere Wahrheit bereits gewonnen hatten, irre an uns. Die Ehrlichkeit unserer Kampagne wird diskreditiert. Und zwar nicht nur rückläufig, sondern, was viel schlimmer ist, auch für die Zukunft. Ich riskiere meine Glaubwürdigkeit. Und was nützt der beste Publizist, wenn man ihm nicht mehr glaubt? Leider halte ich nicht sehr viel von der magischen Kraft des Märtyrertums an sich. In meinem Fall handelt es sich einfach darum, die Glaubwürdigkeit, das moralische Prestige, das heißt, die Wirkung meiner gesamten, bisherigen publizistischen Tätigkeit, sowie die ‚Weltbühne‘ überhaupt zu retten — indem ich nicht zu den Franzosen fliehe.“

Ossietzky schwieg. Auch mir fiel es schwer zu sagen, daß seine Argumente mir einleuchteten und daß ich auch der Meinung war, er müsse bleiben und . . .

„Wann bringen Sie mir die Fortsetzung Ihres Aufsatzes?“ hob er plötzlich fein lächelnd den Kopf, die schwere Stimmung schamhaft verscheuchend. Als wenn nichts geschehen wäre. Die Sitzung ging weiter.

Jener Aufsatz aber hatte auch seine Geschichte, die sehr bezeichnend für den Redakteur Ossietzky gewesen ist. Es handelte sich um die „Intellektuellen Bedenken“, eine Serie von Artikeln, in denen ich die typischen Hemmungen der linken Intellektullen gegenüber dem Sozialismus, der Revolution und der proletarischen Diktatur analysierte und aufzulösen versuchte. Als er das Manuskript gelesen hatte, sagte er: „Es wird viel Ärger geben im Haus.“ Denn ich hatte in diesem Aufsatz hier und da die ältesten Mitarbeiter der Weltbühne angegriffen. „Es wird viel Ärger geben im Haus. Aber der Aufsatz wird wohl gedruckt werden müssen. Denn die Frage ist nicht mehr zu

umgehen. Und irgendwo muß es doch eine Plattform geben, wo wir uns gegenübertreten können. Sie Kommunisten und wir liberale Demokraten. Wir schreiben ja in unseren Zeitungen getrennt, immer aneinander vorbei, für verschiedene Leser. Und in keinem Kopf begegnen sich unsere Argumente und werden gegeneinander abgewogen." — Dann fügte er hinzu (nach längerer Pause) „Aber immerhin, weil sie doch gegen den sozusagen offiziellen Standpunkt der Weltbühne schreiben, müssen Sie mir erlauben, auf den Aufsatz, wo ich nicht einverstanden bin, zu antworten. Und zwar gleichzeitig. Ich schlage sogar vor, die Seite in zwei Spalten zu teilen. Links Ihre Ausführungen, rechts meine Erwiderungen. Wo sie mir notwendig erscheinen" — hatte er bereits damals mit bescheidenem Vorbehalt hinzugefügt. „Denn die Frage ist zweifellos brennend und muß zu einer lebendigen Diskussion führen."

Ich war damit sehr einverstanden. Um so größer war meine Überraschung, als ich die nächste Nummer der Weltbühne aufmachte und meinen Aufsatz ganzseitig gedruckt sah — ohne jede Erwiderung Ossietzkys. „Nanu?" fragte ich ihn, als ich das letzte Mal in jener stillen Redaktion in der Kantstraße war.

Ossietzky wandte den Kopf ab, schlug die Augen nieder und errötete wie ein junges Mädchen: „Ich war der Meinung", er sagte es leise und verschämt wie ein Geständnis, „die Zeiten sind so, daß man diese Ausführungen lieber ungestört wirken lassen soll. Ich habe ja eigentlich nicht viel einzuwenden gehabt. Ich meine, was man heute unbedingt sagen müßte." Und so ließ Ossietzky in seinem Blatt, das nicht kommunistisch war, dessen älteste und bekannteste Mitarbeiter keine Kommunisten gewesen sind, diese selben von einem Kommunisten, seinem jüngsten Mitarbeiter, ziemlich scharf angreifen (Kurt Hiller, Tucholsky, Döblin, Friedell, Werfel). Er trug sich sogar mit der Idee, diese Artikelserie als besondere Broschüre der „Weltbühne" herauszugeben. Das war aber eben schon nach Tegel gewesen. Zweieinhalb Monate vor Hitler.

Ossietzky war nämlich auch als Redakteur ein wirklicher Demokrat. „Ärger im Haus" konnte ihn nicht davon abhalten, mir das Wort zu geben, obwohl ich auf literarischem Gebiet der einzige Kommunist unter seinen Mitarbeitern gewesen bin und weißgott, Ärger genug im Haus verursachte. Er ließ mich die schärfsten Fehden ausfechten. (Mit Arnold Zweig über „Grischa", Herbert Ihering über den Dreigroschenfilm usw.) Es war Platz in der kleinen Zeitschrift. Er strich nie eine Zeile.

Carl von Ossietzkys Entwicklung gab im Einzelschicksal das Gegenstück für die welthistorische Entwicklung in der Sowjetunion zur ersten, einzigen, wirklichen Demokratie. Denn so wie in der Sowjetunion es sich gezeigt hat, daß nur der Sozialismus zur wirklichen Demokratie führt, so hat es sich in Ossietzkys Leben erwiesen, daß die wirkliche Demokratie nur zum Sozialismus führen kann. Daß Carl von Ossietzky nur bis an die Schwelle kam, daran sind seine Mörder schuld.

GABRIELE D'ANNUNZIO

von

Rudolf Leonhard

Er hatte sich einen einzigartigen Tod zurechtgemacht, oder wenigstens ausgedacht, einen Selbstmord im chemischen Bade, das gleich den Kadaver zersetzen sollte, einen Spektakeltod nach einem Spektakelleben, einen freiwilligen — oder wenigstens, so steht das ja um die Erfüllung, halb freiwilligen — einen einmaligen und einzigartigen Tod; dann ist er ganz einfach und gewöhnlich gestorben wie jeder Marconi oder Zola oder Goethe oder Müller oder Schulze. Eine Aufregung mehr, ein Widerspruch, ein Problem mehr, er ahnte kaum, daß das keine Bedeutung mehr hatte, er war schon im Leichenpompe und ist schon im prunklosen Nichts verschwunden.
Er hatte die wirkungsvollste, heißeste, ziseliierteste Prosa geschrieben, und die dümmsten, lächerlichsten Kundgebungen feierlich in eine Welt trompetet, deren Gelächter er nicht mehr hörte. Er war mit Leidenschaft unpolitischer Ästhet gewesen und plötzlich Abgeordneter geworden. Er war aus empörtem Gerechtigkeitsgefühl — und aus einer kindischen und völlig privaten Abneigung gegen die Familie Savoyen — Sozialist, und wurde einer der Vorbereiter, einer der Einpeitscher, einer der Scheinhoheits- und Hoheitsscheinträger des Faschismus; als er nämlich glaubte und weil er glaubte, daß der Faschismus schönere — das heißt: besser abzusehende, größer stilisierte — Gefühle oder wenigstens des Besungen- und Photographiertwerdens würdigere Gesten ergäbe. Er hat über die Wollust Dinge von so weitschweifiger Preziosität und so prätentiöser, genauer, pedantischer Frechheit geschrieben, daß die Lektüre einem die Wollust verleiden könnte, und über den leiblichen Schmerz so einfach ergreifende, ergreifend einfache Sachen erzählt, daß man sich fast wünscht, auch so zu leiden, um wirklich ganz menschlich sein zu können. Er hat das sinn- und ergebnislose Unternehmen gegen Fiume erfunden und über das scheinbare Gelingen hinaus durchgeführt, und für die theatralische eroberte Stadt eine Verfassung geschrieben, die dilettantisch, aber in ihrer kurzen Vollständigkeit und sachlichen Gedrungenheit bemerkenswert ist. Er hat das hohlste, äußerlichste, leer sprudelnde Geklingel und Geklapper geschrieben, das um die Jahrhundertwende gemacht worden ist, und, außer anderm Guten, einen der größten Romane jener Zeit und vielleicht nicht nur jener Zeit. Er hat die große Frau, die ihn liebte, mißhandelt und erniedrigt, wie kein Zuhälter es mit seinem Strichmädel tut, und er hat Verse geschrieben, an deren singender Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln ist. Er war wegen seiner völlig unmenschlichen Eitelkeit, wegen seiner Komödianterei und wegen vieler anderer Dinge eine der widerlichsten Erscheinungen der Gegenwart, und er muß mitunter be-

zaubernd gewesen sein. Noch wer ihn aufs tiefste haßte, kann ihm Größe nicht absprechen. Was war mit diesem Manne?
Er erlag der ganz einfachen Tatsache, daß jedes Ding zwei Seiten hat, und viele haben mehrere. Er war — und nie lag der Fall so klar wie bei ihm — der Größe seiner Begabung nicht gewachsen. Es gibt keinen Unterschied zwischen Talent und Charakter, geschweige einen Gegensatz, es kann gar keinen geben, denn Begabung hat jeder, und es kommt darauf an, was man mit ihr anfängt und was man aus ihr macht, also auf den Charakter, ohne den die Begabung etwas wie ein physischer Zufall, eine physiologische Besonderheit wäre; aber es gibt kreiselnde und schießende, strudelnde und richtbare Begabungen, es gibt Begabungen „gegen die Natur" und gegen den Werdesinn der Welt, und Begabungen im Sinne der Weltrichtung; es gibt auch, einfach menschliche und unmenschliche Begabungen. Gabriele d'Annunzio ist — sagen wir es offen, so gefährlich es ist — den Gefahren der Kunst nicht entgangen, die von Größeren immer überwunden werden, er ist in die Fallen gegangen, die die Kunst jedem Begabten stellt, und nach deren Vermeidung oder Zertrümmerung die Kunst, ein Ding des wirklichen und täglichen Lebens, erst Kunstwert und Lebenswert hat. Das hat nichts mit „Latinität" und „Formsinn" und „romanischer Kulturtradition" zu tun; das sind ganz einfach die Umstände, derentwegen Plato, der doch kein Banause war, der aber von der Kraftvermehrung durch Assimilierung von Widerständen und von der Umschaltung zum Positiven nichts wußte, und dem Verzicht bequemer schien als Einverleibung, die Dichter aus der Republik ausschließen wollte.
D'Annunzio kannte das Menschliche, er hat es wirklich gefühlt; aber er kannte nicht oder nicht genug das Nur-Menschliche, das Außernatürlich-Soziale. Sein Hautgefühl war ungeheuer, und manchmal auch sein Herzgefühl: aber sein Stoffgefühl war ebenso groß, ja, er wertete nicht, er wußte nicht um den Unterschied zwischen Haut und Stoff, zwischen Fleisch und Brokat; er kannte und wertete Edelsteine, und was er anfaßte, wurde zum Edelstein, zum wirklich edlen Steine manchmal, aber eben doch zum Steine, und schließlich zum Steine schlechthin, edel oder nicht, das war nur noch eine Frage der Farbe und der Kälte, nicht mehr der Substanz. In einer Versteinerung des Interesses am Interessanten verwechselte er das Malerische mit dem Wesentlichen. Er erlag der Wahllosigkeit, die eine der Gefahren des Künstlers ist, in einem Gesamtgefühl, das material-religiös, das pantheistisch schien und konsequent zum Formalismus entartete.
Und er erlag der größten Gefahr der Dichter, ihrer Schauspielersehnsucht. Wer, der schreibt, hat sie nicht gefühlt: die Sehnsucht, selbst zu tun, was man erfindet, selbst zu sein, wessen Gestalt man zeichnet und formt? Nicht die häufige Tatsache ist hier gemeint, daß eine allgemeine, unpräzise, direktionslose Begabung, auf den vielen Gleisen der Ausdrucksmöglichkeiten irrefahrend, das eigentlich gemäße, aber infolge technischer, physischer, in der Ausbildung bedingter Schwierigkeiten ihr unzugängliche oder für sie unhandliche Ausdrucksmittel verfehlt und aufs falsche Gebiet gerät; nicht

die Situation des — Schauspielers ist gemeint, der spielt, weil er eigentlich schreiben müßte und schreiben möchte, aber nicht schreiben kann, und nicht das Los des Dichters, der Personen handeln läßt und Szenen und Vorgänge für sie bereitet, weil er nicht auf die Bühne, nicht zur gültigen, repräsentativen Bewegung gelangt. Das ist verwandt mit dem, was hier gemeint ist, aber das ist es nicht. Es geht um etwas allgemeiner Geltendes, tiefer Wucherndes, um die tiefste Beziehung der Wahrheiten von Kunst und Leben. Um das Paradox nämlich, daß diesen Romantikern, deren Gabriele D'Annunzio einer war, diesen „Ästheten", das Kunstwerk, das sie im Äußeren, im Edelstein- und Materialhaften, im angeblich Absoluten so ungeheuer überschätzen, weil sie seine wahrhafte tiefe Bedeutung, seine lebendige und lebenschaffende Kraft, seine soziale Funktion nicht kennen — daß gerade diesen Ästheten „die Kunst nicht genügt", eben weil sie ihre Bedeutung in der Lebensschichtung und Lebensverflechtung, weil sie ihre soziale Funktion nicht kennen. Die ästhetizistische, isolierende Überschätzung des künstlerischen Berufs, der künstlerischen Sonderleistung und — banaler — des Künstlerlebens, diese Sterilisierung der Kunst, ist untrennbar von der nervös irritierten, unheilbar skeptisch, ja zynisch machenden Verkennung der ungeheuren gesellschaftlichen, biologischen, sozialbiologischen Bedeutung der Kunst. Absolutisieren tötet. D'Annunzio behandelte die Duse so scheusälig, weil „Das Feuer" — das übrigens wirklich nicht genügt — ihm nicht genügen konnte; er hat den anachronistischen Condottierezug gegen Fiume gemacht, weil selbst „Forse che si, forse che no" seiner Begabung noch zufällig geriet und wesentlich nur für einen Teil seines schillernden Wesens war. Wer aber nicht geht, weil er den Weg weiß, sondern weil er irr flüchten muß, der muß und der wird sich verirren.

Goethe, der wußte, daß alle Figuren aller seiner Werke und noch mehrere in ihm lagen, der den Werther schrieb, um dem Wertherschicksal nicht zu verfallen, Goethe, der gesagt hat, daß er im Grunde aller Verbrechen fähig sei, hat die Gefahr gekannt und ist mehrmals tödlich vor ihr erschrocken. Wie groß ist sie in allen früheren Romanen Heinrich Manns, wie ist sie in den letzten überwunden! D'Annunzio ist tollkühn, skrupellos und frech in sie hineingelaufen und in ihr umgekommen. Er ist einer der letzten Dichter der Romantik, der immer vor seiner Umwelt und vor den eignen Werken erschrickt, der anders als es die Welt tut, „nicht fertig wird", auch mit sich nicht; er ist ein Dichter, um einen der späten Ausdrücke der Romantik zu gebrauchen, der Unmacht, der Unkraft, deshalb lärmt er so mit seiner Kraft; einer der letzten Dichter der verschellenden Zeit, in der die Kunst sich abtrennte, einrollte, einkapselte, absolutisierte, dem darum die Kunst zu eng war, und der nicht ahnte, wie weit das Leben ist, und wie groß es ist, dieses Lebens Funktion zu sein; der fast schon verschollenen Zeit, da die Kunst, blühend wie immer, aber mit tauben Blüten, funktionslos war; und ganz fern der schon heraufkommenden Zeit, da man sich nicht rettet und nicht flüchtet, sondern vorgeht, da man also weiß, daß man zum Richtigen gehn und nicht nur etwas tun, sondern das Richtige tun muß.

DIE GEFAHR DES „ZU SCHÖNEN“

Zu einer Ausstellung des Malers Ernest Neuschul in Prag

von

Werner Ilberg

Für keine Menschenschicht ist das Klassenvorurteil ein größeres Hemmnis zur Entwicklung von Kenntnissen und Fähigkeiten als für die Künstler. Es nimmt die schlauesten Verhüllungen an. L'art pour l'art ist zu solch einer Verhüllung geworden. „Das Genie schöpft aus sich selbst“, „Im Künstler schafft nur das Unbewußte“ sind weitere. Es wird blutwenig ausgesagt, wenn festgestellt wird, Assoziationen stiegen aus dem Unbewußten auf, wenn nicht erklärt wird, warum sie gerade in dieser oder jener besonderen gesellschaftlichen Situation auftauchen. Mit der rein psychologischen Anschauung wird dem Künstler eine Eigengesetzlichkeit, eine Ungebundenheit von soziologischen Zuständen suggeriert, die ihm schmeicheln soll. Er müsse, so wird ihm gesagt, sich im reinen Land der Träume bewegen. Er brauche sich nicht mit der Wirklichkeit zu beschmutzen. Das eben mache das Künstlertum aus. Flucht und Verklärung sind die Folgen dieser Verführung. — Künstler ist, wer ein starkes Mitteilungsbedürfnis und dazu eine adäquate Ausdrucksmöglichkeit hat. In besonders ausgeprägten Fällen können beide schon sehr frühzeitig, in der Pubertät auftreten. Dann kann Witterung für die Besonderheiten der Zeit im Verein mit einem ausgeprägten Formgefühl Erstlingswerke entstehen lassen, in denen, trotz mangelnder Kenntnis von der Gesetzlichkeit künstlerischen Schaffens, der Inhalt eine ihm gemäße Form findet. Kein Künstler aber darf, bei Strafe früherer oder späterer Sterilität, dabei verharren, darf weiterhin auf Glücksfälle warten. Die Formelemente sind zu studieren, auf ihre Gesetzmäßigkeit und Wirksamkeit hin zu prüfen. Eine Vernachlässigung dieser Forderung führt — mindestens — zur Verschlampung.

Akademien lehren das rein Handwerkliche. Bei der Beurteilung der Schüler gehen sie vom Nur-Technischen aus. Das ist die Kehrseite der Medaille. Der beste Techniker würde danach der beste Künstler sein. Die Idee des Kunstwerks, seine Wahrhaftigkeit gehen dabei verloren. Die Schönheit wird abstrakt. Sie wird nicht mehr gesucht, sie ist, uneingestanden und unausgesprochen, ein für allemal gefunden. Sie kann nur bewahrt, nicht mehr lebendig geschöpft werden. Sie wird nicht mehr täglich neu entwickelt, sie hat ihr Normalmaß, so daß der Kopist dem Neuschaffenden überlegen sein kann. Das Ideal liegt fix und fertig in der Vergangenheit. Um es zu erreichen, ohne di-

rekt zu kopieren, muß übertrieben werden. Kraft wird zum Protzentum, Güte zu flächigem Edelmut. Eine idealisierende Simplizität ersetzt die Vielfalt und Verschlungenheit der lebendigen Welt. Und alles nimmt Riesendimensionen an. Gigantik tritt an die Stelle des Zucht- und Maßvollen. Übertreibung und Vereinfachung gehen zusammen. Die Walkürenwaldmägdelein Hitlerscher Prägung zeigen unter anderem das, was herauskommt. Der Akademismus hat viele Wege, aber alle führen zur Unkunst.

Ernest Neuschul vernachlässigt weder die Form, noch liegt ihm an ihrer Beherrschung um ihrer selbst willen. Er studiert sie, um sagen zu können, genau sagen zu können, was er zu sagen hat. Verfolgt man an Hand der ausgestellten Bilder seinen Weg, so sieht man, wie er gleichzeitig um die Materialbeherrschung und die Klärung des Ideologischen ringt.
Er kommt, wie viele seiner Altersgenossen — er ist 1895 geboren — vom Expressionismus her. Noch 1927 war er diesem Stil vollkommen verhaftet. Eines der Bilder aus dieser Zeit ist für viele Züge des Expressionismus geradezu charakteristisch. „Simson“, ein kleiner Mensch steht unter einem Riesenbau, der über ihm zusammenbricht. Aber nicht der Mensch hat, wie in der Bibel, die Zerstörung zur höheren Ehre seines Gottes veranlaßt, sondern die schweren Brocken des antiken Tempels scheinen selbsttätig zusammenzubrechen. Sie fallen ohne statische Gesetzmäßigkeit. Es tut fast weh, zu sehen, wie größere Mauerstücke, also schwerere, über kleineren und somit leichteren schweben. Sie fallen konstruiert. Hilflos steht der Mensch im hereinbrechenden Chaos. Der Weltuntergang ist nicht sein Werk, nicht von ihm verursacht, aber der Mensch wird davon verschlungen. Typischer Ausdruck der Zeit, in der nur kleine Kadervorhuten etwas von der allgemeinen Krise des Kapitalismus wußten, die Masse aber, und mit ihr Ernest Neuschul, dem entmutigenden Geschehen kraft- und ziellos gegenübersteht.
Im selben Jahr allerdings setzt schon die Entwicklung ein. Es erscheinen die ersten Arbeiterbilder, und gleichzeitig erfolgt die Wendung zum Realismus. Es ist selbstverständlich, daß noch viele Züge der überwundenen Epoche übriggeblieben sind. Die Bilder zeigen keine Elendsmalerei, aber sie wirken doch hoffnungslos. Einzelnes erinnert an den Naturalismus. Die Bilder klagen an, zeigen die Mühsal der Arbeiterleben, die Schwere, die Gedrücktheit, im Sujet, in der Form, wie vor allem in der Farbe. Kleider und Muskeln dieser Menschen haben häufig noch breite Flächen und Eckigkeiten. Vereinzelt würden Arbeiter wahrscheinlich Einwendungen wegen unzweckmäßiger Arbeitsbewegungen machen („Sackträger“), aber im ganzen signalisieren die Werke eine Wendung. Vorübergehend macht Neuschul auch die neue Sachlichkeit mit. Dann sitzen seine Menschen in eisiger Luft, auch wenn es die verräucherte und mit Dunst geladene Atmosphäre muffiger Kneipen ist. Die Vereinzelung des Menschen im Kapitalismus wird sichtbar. Maschinen und Fabriken, die scheinbaren Herren der Menschen, werden in kalter und drohender Gigantik gezeigt.
Vom Jahre 1928 an verschwinden die Arbeiter nicht mehr aus den Werken,



„Feierabend", 1932

aber es gibt daneben auch viel anderes zu sehen. Neuschul wendet sich systematisch der Technik des Malens zu. Licht und Schatten in ihrer gegenseitigen Bedingtheit werden studiert. Eine „Frau mit Spiegel", die sich die Brauen nachzieht, fällt besonders auf. Starr und maskenhaft schaut sie sich im Glas ins Auge, während sie das lebendige Gesicht zur Maske zu machen versucht. Die eine Gesichtshälfte ist überhell, die andere verschwindet im Dunkel. Noch ist die Stellung zu konstruiert, noch wirkt der Zusammenprall von Hell und Dunkel kantig, scharf, unmotiviert. Es gibt noch keinen Übergang. Das Dämmer ist noch nicht zum gestalterischen Mittel geworden. Aber nur wenig später gibt es Aktstudien, an denen die Übergänge sowohl der Farben wie des Lichts studiert sind. Mehr und mehr lernt Neuschul die Nuancen beherrschen, und mit der Differenzierung erkämpft er sich die Möglichkeit, die Realität darzustellen. 1932 entsteht ein Bild, das herausgehoben zu werden verdient: „Ein Bergarbeiter nach der Arbeit." Im Abenddämmer zwischen Tag und Nacht kommt ein Arbeiter von der Schicht. Er blinzelt noch, trotz der geringen Helligkeit. Er geht noch gebückt, obwohl kein Berg mehr auf ihm lastet. Er ist nicht mehr schwarz vom Kohlenstaub aber auch noch nicht sauber. Eine Kraft geht von ihm aus, die nicht gewollt, nicht beabsichtigt, nicht Programm ist. Sie liegt in ihm, sie gehört zu ihm, wie seine Muskeln und Sehnen.



„Erntearbeiter“, 1936

Er ist nicht künstlich beleuchtet, er wird nicht angestrahlt, und doch geht ein natürliches Licht von ihm aus. Neuschul ist zum Realisten geworden. Er hat nicht nur gelernt, daß die Arbeiter die Geburtshelfer der neuen Welt sind, er weiß nicht nur mit dem Kopfe um ihr schweres Leben, sondern er fühlt es, er fühlt es mit ihnen. Er ist fähig geworden, ein Künstler der aufsteigenden Klasse zu werden. Dies Bild schon beweist, daß er das Zeug dazu hat. Das wirkt nicht trostlos, obwohl das Elend der Sklavenarbeit dargestellt ist, eingefangen in einem Einzelnen, der aber die Fähigkeit in sich fühlt, das Elend zu überwinden. Hier ist keine Pose, keine Stellung, die etwas darüber aussagen *will*, die absichtsvoll wirkte. Der Mann geht in zwangloser Natürlichkeit. Es ist ein klassenkämpferisches Bild, ohne daß die Absicht spürbar wird, davon zu reden.

Aus ideologischen Gründen geht Neuschul (er ist inzwischen der organisierten Arbeiterschaft nähergerückt) zur Darstellung von Arbeitermassen über. Es genügt ihm nicht mehr, einzelne Arbeiter zu zeigen, er glaubt, zur Darstellung der ihm vorschwebenden Ideen die Masse nötig zu haben. Ob das wirklich nötig ist, darüber kann gestritten werden. Wem das Bild des Bergarbeiters geglückt ist, der widerlegt diese Notwendigkeit selbst. Im Einzelnen das Allgemeine zu erfassen, das galt und gilt noch immer als das Erstrebens-



„Dammbau“, 1937

werte. Nur dort, wo die Vielheit wieder zur Einheit wird, ist sie wirklich notwendig. Im übrigen soll darüber nicht gerechtet werden, zumal Neuschul mindestens einmal ein Bild geglückt ist, in dem er seine Theorie realisiert hat. Es steht, interessanterweise, am Anfang dieser Entwicklung.

„Feierabend.“ Sechs Proleten verlassen in loser Reihe das Fabrikgebäude. Rechts und links schließen sich noch Mauern um sie, über ihnen hängt drükkend der Verbindungsgang zwischen den Gebäuden. Es ist, als seien sie in einem Gefängnishof. Sie gehen mit verschlossenen Gesichtern, von denen

aber doch List und Kraft, witterndes Umherspähen und verschlagene Lustigkeit abzulesen sind. Es ist eine Atmosphäre zwischen ihnen, die sie verbindet. Sehen wir uns die Komposition an, so erkennen wir drei Gruppen: rechts gehen zwei ältere Männer, in der Mitte ein großer flankiert von zwei kleineren, und ganz links, etwas voraus, schiebt der kleinste sein Rad. Zusammengehalten wird das Bild von zwei Horizontalen: dem Verbindungsgang und dem Schatten der Männer. Der lange Arbeiter in der Mitte ragt perspektivisch in den Verbindungsgang hinein, unterbricht so die Querlinie, ohne sie zu zerstören. Eine geradezu hervorragende Lösung des Kompositionellen. Sie entspricht, und das ist entscheidend, völlig dem gewollten Zweck: Darstellung einer Arbeitsgruppe am Feierabend, die schon aufgelockert ist, aber immer noch eine Einheit bildet. Es ist zu spüren, daß Neuschul vom Erlebnis ausging, dessen Darstellung ihm restlos geglückt ist.
Auf diesem Wege wollte er nun fortfahren. Es entstand ein Zyklus von sechzehn Bildern, von dem auf der Ausstellung noch drei zu sehen waren. Einen Teil haben die Hakenkreuzler in Berlin vernichtet, einen anderen haben ihre Zerstörungsgenossen im sudetendeutschen Gebiet während einer Ausstellung in Außig zerschnitten. Aus dem in Prag verbliebenen Rest greifen wir zwei heraus: „An der Stempelstelle“ und „Krise“.
Arbeitslose stehen an der Stempelstelle Schlange. Im Gesichtsausdruck sind

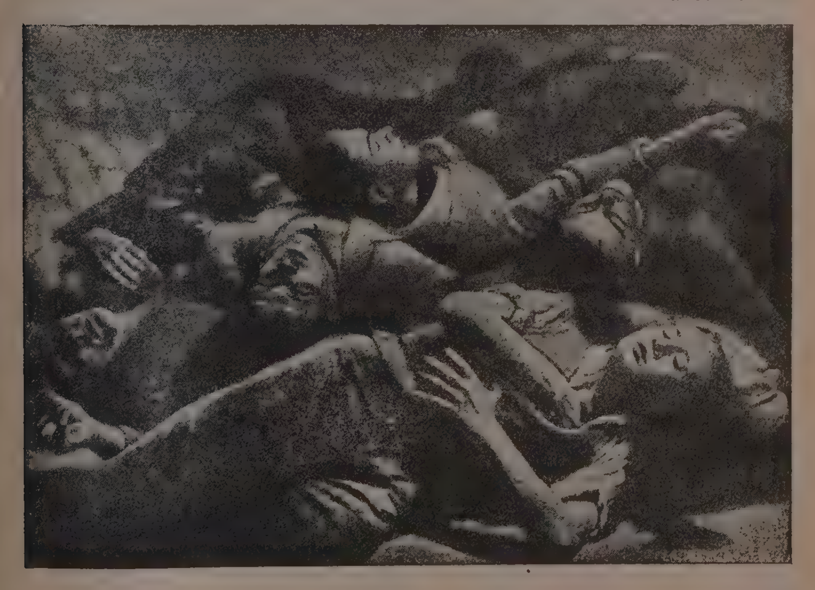


„Stachanowarbeiter“, 1937

sie nicht sehr differenziert, aber lebendig. Kompositionell sind sie soweit gut, daß man erkennt, daß sich die Schlange noch meilenweit hinziehen muß. Aber da stehen in der Mitte zwei Arbeiter in weinroten Pullovern, beide mit aufgekrempelten weißen Ärmeln, symmetrisch vor und hinter der Gestalt, die den Mittelpunk des Gemäldes bildet. Diese Symmetrie, zweimal rot plus zweimal weiß, die „zu schön" ist, signalisiert zum erstenmal eine Gefahr.
Deutlicher wird das, was gemeint ist, am nächsten Bilde „Krise". Im Hintergrund ein Fabrikgebäude. Davor zieht ein dunkler Zug in nachtblauen Arbeitsanzügen, verschwimmend, gestaltlos, kaum sichtbar, dicht zusammen, eine einheitliche Masse. Das sind die Betriebsarbeiter. Rechts im Vordergrund, aber immer noch etwas zurück, steht ein einzelner Arbeitsloser. Im Mittelbild wird eine verhärmte Frau mit einem unterernährten Kind am Rockschoß gezeigt. Links ganz im Vordergrunde aber steht ein sauberer Arbeiter im blauen Hemd mit edlem Gesicht, die Arme untergeschlagen, weil seine Hände nichts zu tun haben. Dieser Arbeiter nun scheint mir der stärkste Ausdruck dafür zu sein, daß Neuschul streckenweise auf einem gefährlichen Wege ist. Dieser Erwerbslose wirkt idealisiert. Er widerspricht sogar der von Neuschul gewollten Idee. Es gibt natürlich solche Arbeiter und solche Arbeitslosen, aber es kommt darauf an, wie sie in das Bild hineingestellt werden. Wieder ist einzuwenden, was schon zum vorigen Bilde angemerkt wurde: er ist „zu schön". Neuschul läßt sich vom Malerischen verführen. Er will die Kluft zwischen den Betriebsarbeitern und den Arbeitslosen zeigen. Wir erfahren zwar nichts über die Schuldfrage (was nicht durchaus die Aufgabe des Malers sein muß), aber die Sympathie des Beschauers wird auf diesen einzelnen idealisierten Arbeiter als Typus des Arbeitslosen gelenkt. Das war nicht die Absicht, das widerspricht ihr geradezu.
Neuschul weiß, daß der „Proletkult" abzulehnen ist. Er will ihn auch nicht, aber verführt vom Malerischen, führt er ihn unbewußt in dieses Bild ein. Es besteht die Gefahr, daß sein „Neuer Realismus", wie er seine Malweise selbst nennt, unversehens in einen neuen Idealismus umschlägt. Die Erscheinung bleibt nicht vereinzelt. Wenn „Tauziehende Arbeiter" leuchtend blaue, grüne und rote Hosen anhaben, die aus Sammet zu sein scheinen, so liegt das auf derselben Linie. Am stärksten aber zeigt sich der Fehler in einem Bilde, das im übrigen den Vorzug hat, aktuell zu sein, weil es aus Anlaß des Bürgerkriegs in Spanien entstand. „Bürgerkriegsbarrikade"; es zeigt drei Gestalten, eine Frau und zwei junge Burschen, die über dem Leib eines toten Genossen in Anschlag liegen. Die Leiche muß ihnen zur Deckung und als Gewehrauflage dienen. Jetzt aber kommt der Einwand: die drei Kämpfer auf dem Bilde liegen nicht natürlich in Stellung, sondern sie sind „gestellt". Neuschul ist offenbar nicht von der Realität ausgegangen, sondern von dem, was kompositionell als schön gilt. Er verfällt hier einer abstrakten Schönheit. Die Lage der Menschen ist unnatürlich, unwahrhaftig. Um Mißverständnissen vorzubeugen: hier wird nicht einem platten Naturalismus das Wort geredet, sondern der Wahrheit, die mit der inneren Wahrhaftigkeit zusammenfällt, die sich mit der Realität auch dann deckt, wenn sie nicht naturalistisch einfach

abschreibt. Nicht der Verwendung von Kunstmitteln wird entgegengetreten, sondern der Verwendung von falsch angewandten. In diesem Bilde hat sich Neuschul wieder vom Kompositionellen verführen lassen. Dadurch schleichen sich sogar inhaltliche Fehler in die Darstellung: die drei Freiheitskämpfer liegen so hoch, daß sie jedem Francoschützen ein bequemes Ziel bieten. So verwandelt sich unter der Hand der darzustellende Heldenmut, die revolutionäre Tugend, in leichtsinnige Sorglosigkeit, einen revolutionären Fehler, und das nur, weil die Bildwirkung es so „verlangt"; in Wahrheit verliert das Bild aber gerade dadurch an Wirkung. Es kommt Pose hinein. Das ist gerade in diesem Falle ein nicht wieder gutzumachender Schade. Die Idee ist der Bildwirkung untergeordnet. Diese Umkehrung führt in die Nähe jener Gefahr, von der wir im Anfang sagten, daß Neuschul frei von ihr sei: in die Nähe eines idealisierenden Akademismus. Nicht dies ist der Weg.
Neuschul scheint das auch selbst zu wissen. In seinen letzten Bildern ist davon wenig mehr zu bemerken. Doch ehe wir davon sprechen, müssen wir noch kurz auf die Bilder hinweisen, die 1936 während einer Reise in die Sowjetunion entstanden sind. Sie finden hier in der Tschechoslowakei, dem verbündeten Lande, natürlich besondere Beachtung. Herausgehoben werden soll das Gemälde „Kolchosarbeiter". Es verdient schon deswegen Erwähnung, weil dem Maler hier die Beherrschung des Landschaftlichen, wohl zum erstenmal, geglückt ist. Erfreulich ist vor allem die Raumaufteilung. Der kleine Traktor im Mittelbilde teilt das Feld. Der Getreidehaufen rechts und der beladene

„Opfer", 1937



Wagen links rahmen es ein. Dazwischen sitzen junge Kolchosmenschen, denen man ansieht, daß sie glücklich sind, nicht nur dadurch, daß sie lachen: ihre Haltung ist eine solch lockere, gelöste, daß schon darin die Freiheit dieser Menschen ausgedrückt ist.

In der Malerei kann immer nur Statisches dargestellt werden. Wir sehen auf einem Bilde die Ereignisse nicht im Fluß, sondern in der Ruhe, auch wenn Bewegungsvorgänge dargestellt werden. Ein Augenblick steht für viele. Ein Prozeß ist nicht sichtbar zu machen. Das Typische tritt im einzelnen Bilde an die Stelle des Differenzierten. Erst eine Vielzahl von Bildern vermag einen Querschnitt darzustellen. Noch viel schwieriger ist es, einen abstrakten Gedanken bildlich auszudrücken. Wie kann in einem Bilde zum Beispiel der Gedanke: „Der Sowjetmensch ist der Beherrscher der Technik" ausgedrückt werden? Zweifellos ist das eine fast unlösbare Aufgabe. Es ehrt Neuschul, daß er trotzdem den Versuch gemacht hat, sie zu meistern. Das Bild „Stahlwerk" zeigt einen Hochofen, der sein Produkt von sich speit. Das Werk arbeitet mit einem Minimum an Menschenkraft. Nur auf einer Art Kommandobrücke steht eine winzige Figur, die die Hand erhebt, als wolle sie einen Befehl geben. Der Gedanke, der dem Werke zugrunde liegt, ist richtig: der im Vergleich zu seinen Werken so kleine Mensch bleibt trotzdem Herr über die Giganten. Diese Überlegung aber erwächst nicht unmittelbar aus dem Betrachten des Bildes, sondern ist nachträgliche Reflektion. Hier hat die Schwierigkeit der Aufgabenstellung zu einem Ausweg geführt, der keiner ist: die Darstellungsweise nähert sich dem Symbolismus.

Im vorigen Jahre machte Ernest Neuschul eine Studienreise nach Südfrankreich. Dort erscheinen auf seiner Palette ganz neue Töne, luftige Farben. Er hat, wie schon so viele vor ihm, unter französischem Himmel das Licht und die Sonne neu entdeckt. Hand in Hand damit geht eine Abkehr vom Detail. Jetzt versteht er es, sich auf Wesentliches zu konzentrieren. Noch erfreulicher scheint mir eine Erweiterung der Themenstellung. Da gibt es „Spielende Arbeiter", einen „Kahlen Baum". Und bei beiden Bildern kann man nicht sagen, daß Neuschul seinem bisherigen Bestreben, das soziale Problem in den Mittelpunkt zu stellen, untreu geworden wäre. Es ist nur eine Ausweitung, der Beweis für die Möglichkeit einer souveräneren Darstellungsweise. Hier eröffnet sich ihm ein ganz neues Gebiet. Die leuchtenden Farben decken sich mit der Wirklichkeit, ja, sie erhellen sie. Sie stehen nicht mehr im Gegensatz zu ihr. Sie sind nicht „zu schön". Sicherlich wird die Erfahrung in Frankreich nicht ohne weiteres überall angewandt werden können, aber sie wird Neuschul sicherlich helfen, kompromißlos weiterzugehen. Die Gefahr, die für ihn in der „schönen" Komposition, in den „schönen" Farben liegt, besteht für uns alle. Welcher Schriftsteller wäre nicht schon von einem klingenden Reim in Versuchung geführt worden? Das aber hat die kämpfenden Künstler gerade von den ästhetisierenden zu unterscheiden: daß sie zwar wie diese das Handwerkliche beherrschen, daß sie es aber nur im Interesse der Wahrheit verwenden und nie zur Lüge. „Und führe uns nicht in Versuchung", auch nicht durch die Schönheit, die nicht die volle Wahrheit sagt.

DIE JUGEND DES KÖNIGS HENRI QUATRE

Heinrich Mann:
„Die Jugend des Königs Henri Quatre“, Querido-Verlag, Amsterdam

Ohne Zweifel ist dies der weitaus bedeutendste historische Roman, den die antifaschistische Literatur der deutschen Emigration bisher produziert hat. Und da bekanntlich der historische Roman immer stärker in den Mittelpunkt der Produktion der antifaschistischen Emigration aus Deutschland gerückt ist, bedeutet dies so viel, daß wir das bedeutendste literarische Produkt dieser Literatur vor uns haben.

Heinrich Manns neuer Roman unterscheidet sich gleich thematisch außerordentlich stark von den Werken anderer hervorragender antifaschistischer Schriftsteller. Die Schwäche des historischen Romans unserer Tage ist im allgemeinen die Zufälligkeit ihrer Thematik. Dies hat sehr verschiedenartige Gründe. Der hervorragendste ist die Armut der deutschen Geschichte selbst an großen revolutionären Ereignissen, an bedeutenden historischen Figuren, die den menschlichen Fortschritt in einer so prägnanten Weise vertreten hätten, daß ihre Gestalt auch heute noch volkstümlich geblieben wäre. Dieser objektiv ungünstige Umstand wird noch dadurch in seiner Wirkung gesteigert, daß im Laufe der letzten Phasen der deutschen Entwicklung die revolutionär-demokratischen Traditionen immer stärker verblaßt und dadurch bedeutende progressive Gestalten der deutschen Geschichte so gut wie vollständig in Vergessenheit geraten sind. Die antifaschistische Emigration hat diese Schwäche der deutschen demokratischen Entwicklung bis jetzt nicht vollständig überwunden. Der mitunter stark abstrakte Humanismus vieler ihrer bedeutenden Vertreter führt sie von einer konkreten Neubearbeitung der deutschen Geschichte aus dem Geiste der Demokratie weg. Sie schreiben in ihren historischen Romanen zumeist weniger eine *konkrete Vorgeschichte der Gegenwart* selbst, wie es der klassische historische Roman getan hat, sondern eher eine *Vorgeschichte jener Ideen,* die sie als die die Gegenwart beherrschenden Ideen ansehen.

Diese ideologische Einstellung paart sich bei den bedeutendsten heutigen deutschen Schriftstellern mit einem leidenschaftlichen Interesse an den Problemen der Gegenwart, mit dem leidenschaftlichen Bestreben, durch ihre Werke unmittelbar in die großen Kämpfe unserer Tage einzugreifen. Dies bringt aber bei der Zufälligkeit der historischen Thematik die Gefahr mit sich, daß die Ideen der Gegenwart allzu direkt in die vergangenen Ereignisse und Gestalten hineingetragen werden. Dadurch wird die Zufälligkeit der historischen Thematik noch gesteigert. Die Geschichte wird mitunter zu einem bloßen Kostüm, zu einem bloßen Anlaß, aktuelle Probleme des heutigen Tages kämpferisch zu propagieren.

Auch Heinrich Mann wählt sein Thema nicht aus der deutschen Geschichte. Wenn er aber die Entstehung des einheitliches Staates in Frankreich aus den großen Bürgerkriegen zwischen Katholiken und Protestanten schildert, so folgt er einer alten *deutschen* demokratischen Tradition. Schon die bedeutenden Vorkämpfer der demokratischen Entwicklung Deutschlands, vor allem Börne und Heine, haben dem in der bürgerlichen Entwicklung zurückgebliebenen deutschen Volk stets das französische Vorbild entgegengehalten. Ihre Propaganda der französischen Ideen, der französischen Geschichte, der französischen Demokratie usw. war ein wichtiges und richtiges Kampfmittel in dem bürgerlich-demokratischen Versuch, die Vereinigung Deutschlands „von unten", durch das Volk selbst, durch eine bürgerliche Revolution ideologisch vorzubereiten. „Die deutsch-französischen Jahrbücher" des jungen Marx waren kein isoliertes Experiment, sondern die Krönung einer jahrzehntelangen demokratischen Entwicklung. Sie haben die Ideen der revolutionären Demokratie in Deutschland auf den höchsten Punkt der theoretischen Klärung erhoben; sie haben die Rolle des Proletariats in der sich vorbereitenden bürgerlich-demokratischen Revolution in Deutschland theoretisch klar fixiert.

Von diesem Standpunkt muß man die französische Thematik in der deutschen Literaturgeschichte betrachten. Schon Schiller war gezwungen, jenes seiner Dramen, in welchem die Sehnsucht nach der staatlichen Vereinigung Deutschlands am stärksten zum Ausdruck kam, die „Jungfrau von Orleans", historisch in die französische Geschichte zu verlegen. Und später haben bedeutende Dramatiker, wie Georg Büchner in „Dantons Tod" oder Grabbe in „Napoleon" der miserablen deutschen Gegenwart die großen Vorbilder der französischen Geschichte entgegengehalten.

Engels hat in seiner brieflichen Kritik von Mehrings „Lessing-Legende" diesen Standpunkt mit außerordentlicher theoretischer Klarheit formuliert. Er sagt:

„Beim Studium der deutschen Geschichte, die ja eine einzige fortlaufende Misere darstellt, habe ich immer gefunden, daß der Vergleich der entsprechenden französischen Epochen erst den richtigen Maßstab gibt, weil dort das gerade Gegenteil von dem geschieht als bei uns. Dort die Herstellung des Nationalstaats aus den zerstreuten Gliedern des Feudalstaats, gerade als bei uns der Hauptverfall eintrat. Dort eine seltene objektive Logik in dem ganzen Verlauf des Prozesses, bei uns öde und stets ödere Zerfahrenheit."

Es ist gleichgültig, wie weit Heinrich Mann alle diese Traditionen bekannt gewesen sind. Er hat jedenfalls mit sicherem, dichterischem und demokratischem Instinkt ein Thema gewählt, das im höchsten Sinne des Worts aktuell und zugleich national, zugleich volkstümlich ist. Gerade in der Periode, wo die nationale Demagogie des Faschismus sich besonders wütend austobt, ist es wirklich aktuell und national, auf die Entstehungsgeschichte der modernen bürgerlichen Staaten zurückzugehen, die Ursachen ihrer heutigen Beschaffenheit durch die schriftstellerische Gestaltung ihrer Entstehungsgeschichte aufzudecken und zu entlarven. Heinrich Mann wählt eine entscheidende Epoche der französischen Geschichte, um die noch heute ideo-

logisch wie politisch nachwirkenden Schwächen der deutschen Entwicklung durch ein positives Gegenbeispiel zu bekämpfen.
Diese Positivität ist ein durchgehendes Kennzeichen dieses letzten Werkes von Heinrich Mann. Es stellt nicht nur der barbarischen Reaktion in Deutschland eine positive, progressive, sich aufwärts bewegende Periode der französischen Geschichte gegenüber, sondern kontrastiert zugleich mit der barbarischen Mißachtung, mit dem barbarischen Zertrampeln aller Menschlichkeit in Deutschland die *positive* Figur eines Helden, der zugleich Humanist und bedeutender Politiker, politischer Vertreter der progressivsten Ideen seiner Zeit ist.
Diese positive Figur des jungen Henri IV. ist das dichterisch Bedeutendste an diesem Werk. Es ist — trotz seiner breiten Schilderungen der ganzen Epoche — mehr das Portrait eines einzigen Helden, als die entfaltete Darstellung seiner Zeit. Und diese Figur zeigt tatsächlich einen außerordentlich hohen Grad der dichterischen Gestaltungskraft. Heinrich Mann verfolgt in diesem Roman die Entwicklung seines Helden von seiner Kindheit an bis zu dem Moment, in welchem er bereits die besten Kräfte Frankreichs um seine Fahne vereinigt und im Begriffe steht, den Bürgerkrieg siegreich zu vollenden, die Vereinigung Frankreichs zu einem einheitlichen Staat seiner Vollendung wesentlich näherzubringen. Den endgültigen Sieg Henri IV. behandelt der zweite, noch nicht vollständig veröffentlichte Teil dieses Romans.
Die Figur Henri IV. wird mit großer dichterischer Liebe geschildert. Heinrich Mann entfaltet seinen ganzen schriftstellerischen Reichtum in der Schilderung dieser Gestalt und seine heute erreichte große Reife verhilft ihm auch dazu, eine wirklich positive Heldenfigur zu schaffen, die bei aller Positivität niemals schematisch wirkt, niemals zu einem bloßen Verkünder der Ideen seines Dichters erstarrt. Die große Kunst Heinrich Manns besteht vor allem darin, daß es ihm gelingt, seinen Helden *von seinen positiven Eigenschaften aus* zu einem lebendigen Menschen zu gestalten. Die positiven Figuren der modernen Dichter leiden nämlich zumeist daran, daß ihre positiven Eigenschaften allgemein und abstrakt bleiben; werden sie trotzdem lebendig, so geschieht es durch eine schriftstellerische Verlebendigung ihrer Fehler und Schwächen. Heinrich Mann ist es dagegen geglückt, gerade das Positive an seinem Helden menschlich lebendig zu machen. Selbstverständlich zeigt Heinrich Mann — und sogar sehr breit — viele menschliche Schwächen seines Helden. Aber diese Schwächen verblassen vor den großartigen moralischen und intellektuellen Fähigkeiten. Und die große Kunst Heinrich Manns äußert sich vor allem darin, daß er diesen Tugenden, zum Beispiel der Klugheit, der Tapferkeit Henris IV., einen ganz persönlichen individuell prägnanten Charakter zu geben vermag.
So entsteht zum erstenmal in der modernen deutschen Literatur die Figur einer positiven Führergestalt, eines volkstümlichen Helden, der durch eigene menschliche Qualitäten eine große Volksbewegung zum Siege zu führen imstande ist. Es bedarf keiner ausführlichen Kommentare, um klarzumachen, eine wie große *politische* Bedeutung eine solche Gestaltung unter den Bedin-

gungen des antifaschistischen Kampfes besitzt. Die antifaschistischen Schriftsteller haben den lügenhaften und demagogischen Führerkult, der von der nationalsozialistischen Publizistik mit Hitler getrieben wird, oft treffend entlarvt, mitunter mit ausgezeichneten satirischen Mitteln verhöhnt. Aber Heinrich Mann ist der erste unter den antifaschistischen Schriftstellern, dem es gelungen ist, eine wirkliche positive volkstümliche Führergestalt zu schaffen. Das dichterische Gelingen dieser Figur hat also heute eine außerordentliche politische Bedeutung. Es entlarvt nicht nur noch wirksamer die Lügenhaftigkeit der faschistischen Propaganda, als es die direkte Polemik oder Satire zu tun imstande ist, sondern es gibt auch der Sehnsucht breitester deutscher Volksmassen einen dichterisch wirksamen Ausdruck.

Der Roman Heinrich Manns ist im wesentlichen als eine *Biographie* seines Helden entworfen. Diese Form enthält sowohl die großen Vorzüge wie die zeitbedingten Schwächen dieses bedeutenden Werkes. Es gelingt Heinrich Mann mit sehr großer Kunst, die Entwicklung seines Helden uns menschlich nahezubringen. Mit besonderer psychologischer Feinheit gestaltet er die schweren Jahre, die sein Held am Hofe von Catharina de Medici als Gefangener verbringt, in welcher Zeit er zum Manne heranreift. Wir erleben mit seinem Helden die Greuel der Bartholomäus-Nacht, die fast zufällige Rettung des Lebens des jungen Henri von Navarra, die Reihe der Demütigungen, die er am Hofe durchmachen muß, die wachsende Schlauheit, mit der er sich an den Hof äußerlich anpaßt, die vielen vergeblichen Fluchtversuche, bis er endlich so weit ist, sich zu seinen protestantischen Genossen zu retten. Darauf wird sehr ausführlich und interessant der Aufstieg des jungen Königs von Navarra im Laufe des französischen Bürgerkriegs geschildert.

All dies steht dichterisch auf einer sehr großen Höhe. Und doch liegt darin, daß Heinrich Mann die heute moderne biographische Form der Darstellungsart gewählt hat, die Schwäche seines Werkes... Diese Schwäche zeigt sich vor allem darin, daß die Gestaltung des Volkes selbst zu kurz kommt. Weil der Autor alle Ereignisse auf die Erzählung der Biographie seines Helden konzentriert, kommen die Gestalten aus dem Volk im Roman nur insofern vor, als sie mit dem Helden *unmittelbar* in Beziehung stehen. Das hat den schriftstellerischen Nachteil, daß diese Figuren nur flüchtig gezeichnete Episodengestalten sein können; ihre Berührung mit dem Helden hat in den meisten Fällen einen anekdotischen Charakter. Die großen Volksströmungen der Zeit können auf diese Weise nicht in ihrer selbständigen Bewegung gestaltet werden. Es wird über sie stets nur verhältnismäßig kurz und darum notwendigerweise etwas abstrakt referiert. Während wir also die Entwicklung des Helden in ihrer lebendigen Bewegtheit miterleben, lernen wir das Volksleben zumeist nur in lebendigen nackten Tatsachen kennen.

Mit dieser Schwäche, die der biographischen Formgebung entspringt, hängt eng zusammen, daß auch die großen historischen Gegenspieler des Helden gestalterisch zu kurz kommen. Das bezieht sich in erster Reihe auf die bedeutende und interessante Figur der Catharina de Medici. Bei Heinrich Mann erscheint sie zuweilen als das verkörperte böse Prinzip. Ihre Eigenschaften

als Politikerin — die zum Beispiel Balzac so hoch einschätzte, daß er eine eigene große Studie über sie schrieb — kommen überhaupt nicht zur Geltung. Insbesondere wird nicht gestaltet, daß auch sie ein Kämpfer für die nationale Vereinigung Frankreichs, gegen die feudale Zersplitterung war, daß also Henri IV. - selbstverständlich mit ganz anderen Mitteln — im gewissen Sinne ihr Lebenswerk fortsetzte.

Heinrich Mann macht aus ihr eine Verkörperung des „Macchiavellismus". Er übersieht, daß die Figur und die eigentliche Lehre von Macchiavelli selbst in der Kampflinie der Verwirklichung der nationalen Einheit stand. Die abstrakte Verallgemeinerung seiner Theorien, der sogenannte „Macchiavellismus", entstand zwar sehr bald, hat sich rasch allgemein verbreitet, ist aber nichtsdestoweniger eine Verfälschung. „Es ist höchst unvernünftig" — sagte der junge Hegel, als er um Klarheit über die Ursachen der Zerrissenheit Deutschlands und über den Weg zur nationalen Einheit mit sich rang, in bezug auf Macchiavelli — „die Ausführung einer Idee, die unmittelbar aus der Anschauung des Zustands Italiens geschöpft ist, als ein gleichgültiges, für alle Zustände, d. h. also für keinen Zustand, passendes Kompendium von moralisch-politischen Grundsätzen zu behandeln". Dies hat in Deutschland (sehr heuchlerisch, sehr im Widerspruch zu seiner eigenen späteren Praxis) vor allem der junge Friedrich II. von Preußen getan.

Heinrich Mann unterliegt nun bei der Gestaltung der Catharina de Medici der Verführung solcher Traditionen. Weltanschaulich infolge seines humanistischen Kampfes gegen jede unmoralisch-barbarische Art der Politik. Künstlerisch infolge der einseitigen Konzentrationen der positiven Zeittendenzen auf die Figur seines mit Recht geliebten Helden. So entsteht freilich eine geradlinige und durchschlagskräftige Polemik. Uns scheint aber, daß auch diese packender und tiefer geworden wäre, wenn wir *alle* Zeitströmungen in ihrer ganzen Kompliziertheit und Verschlungenheit vor uns sähen.

Nur ein Beispiel. Heinrich Mann zeigt etwa, wie unzufrieden Cathérina darüber wird, daß sie nach und infolge der Bartholomäusnacht politisch zur Gefangenen der katholischen Partei, der Guisen geworden ist. Dies erscheint im Roman aber als das bloß persönliche Mißgeschick einer Intrigantin, während es in der Wirklichkeit, wie dies Balzac richtig erkannt hat, eine große politische Tragödie, der Zusammenbruch ihres politischen Lebens, ihrer eigentlichen Bestrebungen gewesen ist.

Selbstverständlich handelt es sich nicht um eine Idealisierung ihrer Figur; das hat auch Balzac nicht getan. Heinrich Mann hat durchaus recht, wenn er sie als dunkle, böse und intrigenhafte Kontrastgestalt zu seinem Henri auffaßt. Aber dieser Kontrast ist in der wirklichen Geschichte komplizierter, interessanter, widerspruchsvoller, tragischer und menschlicher gewesen als im Roman.

In der Darstellung der katholischen Reaktionäre, der Guisen, wird Heinrich Mann von seinem politischen Temperament zu weit mitgerissen. Er macht mitunter aus dem Herzog von Guise eine bloße Hitlerkarikatur und fällt da-

mit aus dem geschichtlichen Rahmen vollständig heraus. Wobei wiederum jene Tatsache zu kurz kommt, daß sowohl Protestanten wie Katholiken die feudalen „alten Rechte“ gegen die aufsteigende — damals progressive — ablosute Monarchie vertraten. Das ungenügende Herausarbeiten dieses Moments schwächt den für Heinrich Mann mit Recht so wichtigen Kontrast zwischen seinem Helden und dem Admiral Coligny ebenfalls ab, indem sein gesellschaftlichgeschichtlicher Hintergrund abstrakter bleibt, als er in der Wirklichkeit gewesen ist.

In Widerspruch zu den geschichtlichen Tatsachen gerät Heinrich Mann dadurch, daß er die Bestrebungen seines Helden als seine rein persönliche Tat, als Resultat seiner individuellen Entwicklung gestaltet. Dabei übergeht er vollständig die Rolle des großen bürgerlichen Kanzlers von Cathérina de Medici, L'Hôpitals. der an der Spitze der Friedens- und Versöhnungspartei der „Politiker“ sich ähnliche Ziele gestellt hat wie später Heinrich IV.; er ist freilich an ihnen gescheitert und zwar in einer Periode, die vor der eigentlichen Handlung des Romans liegt.

Das soll nicht heißen, daß Heinrich Mann auch die Figur von L'Hopital hätte gestalten sollen. Es handelt sich im Gegenteil *nur* darum, daß die Identität jener Volkskräfte, die seinerzeit hinter dem Kanzler, später hinter dem König von Navarra standen, ungenügend zum Ausdruck kommt. Die Einzigartigkeit der Henri-Gestalt in unsrer Literatur beruht darauf, daß er als Repräsentant von Volkskräften, als Erfüller einer tiefen Volkssehnsucht zur großen und positiven historischen Individualität emporwächst. Aber dieses Piedestal seiner Größe hätte bei einer vielseitigeren Darstellung der Widersprüchlichkeit der historischen Kräfte noch höher sein können, ohne daß dadurch die Lebenswahrheit des Helden gefährdet worden wäre; ja diese Lebenswahrheit wäre dadurch gerade vertieft und verstärkt worden.

Diese Mängel stehen, wie schon gesagt, im engsten Zusammenhang mit der biographischen Form, mit der Konzentration aller Ereignisse und Begebenheiten auf die Person, auf die persönliche Entwicklung des Helden. Durch diese nicht wirklich historische Erhöhung seiner Hauptgestalt kommt Heinrich Mann in die paradoxe Lage, daß gerade das Entscheidende der historischen Größe Henri IV. bei ihm nicht mit hinreichender Stärke zum Ausdruck kommt. Heinrich Mann schildert in seinem Roman sehr fein die psychologischen Unterschiede zwischen den älteren und jüngeren Führern der protestantischen Partei, zwischen dem Admiral Coligny und Henris Mutter einerseits, und zwischen Henri selbst anderseits. Aber sie bleiben bei ihm psychologische Unterschiede zweier Generationen. Der politische Gedanke, daß der Admiral Coligny nur ein einseitiger religiöser Parteimann ist, dem die Sache des Protestantismus viel mehr am Herzen liegt als die Sache Frankreichs, daß dagegen Henri IV. sich über die religiösen Gegensätze zu erheben imstande ist, um mit der Hilfe der religiösen Toleranz die Fundamente für den einheitlichen Nationalstaat Frankreich zu legen, kann nur in Dialogfragmenten, in einsamen Reflexionen des Helden gestaltet werden. Daß hier

wirklich eine große Wendung in der Geschichte Frankreichs sich vollzieht, empfindet der Leser nicht mit hinreichender Stärke.

Die unmittelbare, die künstlerische Ursache dieser Schwäche liegt in der Abkehr Heinrich Manns von der klassischen Form des historischen Romans. Der historische Roman Walter Scotts zum Beispiel hat stets die großen Strömungen im Volksleben selbst in den Mittelpunkt der Gestaltung gerückt. Die historischen Protagonisten erscheinen bei ihm stets als Werkzeuge, als Vollführer dessen, was die politischen Ziele dieser Strömungen im Volksleben sind. Das politische Hauptthema dieses Romans, das Erlebnis, daß „die Zeiten des Admirals vorbei sind", wäre in einem historischen Roman vom klassischen Typus der Hauptpunkt der Darstellung gewesen. Wir hätten selbst erlebt, wie das Leben des französischen Volkes selbst diese Wendung vorbereitet, und Henri IV. würde darum als große historische Gestalt vor unseren Augen stehen, weil er diese Volksströmung verstanden und sie tapfer und klug zum Siege geführt hat. Dadurch, daß Heinrich Mann hier die Proportionen verschiebt — was die unvermeidliche Folge der biographischen Form ist — erscheint diese Wendung als eine Wendung im Bewußtsein von Henri IV., als seine besondere individuelle Genialität. Und es erscheint zuweilen als ein besonders glücklicher historischer Zufall, daß diesmal die gute Sache des Fortschritts historisch zum Siege geführt wird. Bei einem so bedeutenden Künstler, bei einem so tiefen Denker wie Heinrich Mann sind schriftstellerische Formprobleme niemals zufällig. Wir haben in den einleitenden Bemerkungen dieses Aufsatzes auf jene Schwäche des heutigen antifaschistischen Romans hingewiesen, daß er weniger eine konkrete Vorgeschichte der Gegenwart gibt, als eine Vorgeschichte der humanistischen Ideen. Heinrich Mann ist von allen antifaschistischen Schriftstellern am freiesten von dieser Schwäche; der konkrete historische Geist ist bei ihm am meisten lebendig. Aber diese abstrakt-humanistische Weltanschauung spielt auch bei ihm eine nicht immer unbeträchtliche Rolle. Darum erscheint sein Henri IV. manchmal nicht so sehr als konkreter Vollstrecker konkreter Volksströmungen, wie vielmehr als Verkünder zeitlos-humanistischer Ideen in der Geschichte. Dadurch verblassen aber die konkreten geschichtlichen Kämpfe. Heinrich Mann sagt über seine Helden:

„Aber er weiß: eine Gattung Mensch will dies nicht, und gerade ihr soll er begegnen überall, bis ans Ende. Es sind keine Protestanten, Katholiken, Spanier oder Franzosen. Es ist eine Gattung Mensch: die will die düstere Gewalt, die Erdenschwere, und Ausschweifungen liebt sie im Grauen und in der unreinen Verzückung. Das werden seine ewigen Gegenspieler sein, er aber ist ein für allemale der Abgesandte der Vernunft und des Menschenglückes."

So werden die konkreten historischen Kämpfe zu einem abstrakten, aufklärerisch-humanistischen Gegensatz von Vernunft und Unvernunft, von Menschlichkeit und Barbarei, von Licht und Finsternis verflüchtigt. Dadurch, daß Heinrich Mann Henri IV. tatsächlich zu einer solchen zeitlosen Lichtgestalt der Vernunft in einem — von diesem Standpunkt aus — zufälligen historischen Zeitalter macht, wird es verständlich, warum er die natürlichen

Proportionen des historischen Stoffes verschiebt und die persönliche Biographie seines Helden so einseitig in den Mittelpunkt rückt.
Diese künstlerischen wie weltanschaulichen Mängel sind also keineswegs zufälliger oder nebensächlicher Natur. Sie sind aber auch nicht individuelle Fehler Heinrich Manns. Auf dem Wege der Entwicklung der antifaschistischen Intelligenz Deutschlands zur revolutionären Demokratie spielt dieser abstrakt aufklärerische Humanismus eine bedeutende Rolle. Diese Rolle war als Ausgangspunkt einer Opposition zur imperialistischen und faschistischen Barbarei sehr positiv. Je stärker jedoch die Ideen der revolutionären Demokratie die hervorragenden antifaschistischen Schriftsteller erfassen, je konkreter sie dementsprechend ihre historischen und politischen Probleme schriftstellerisch fassen, desto mehr erweist sich diese abstrakte Einstellung als ein weltanschauliches und darstellerisches Hindernis für historische Konkretheit, für wirklich entfaltete Volkstümlichkeit der Gestaltung. Der Henri IV.-Roman Heinrich Manns ist also ein *Übergangsprodukt* in der schriftstellerischen Laufbahn seines Verfassers. Es ist aber als solches von einem höchsten aktuellen und künstlerischen Interesse. Es bezeichnet schriftstellerisch den bisher erreichten Höhepunkt im historischen Roman des antifaschistischen Humanismus des deutschen Schrifttums. *Georg Lukacs*

ARTGEMÄSSE LITERATURGESCHICHTE

Josef Nadler:
„Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften"
Regensburg, 1923 f. f.

Adolf Bartels, auf den in Heft 4 dieser Zeitschrift hingewiesen wurde, war bis zum Anbruch der braunen Barbarei nichts weiter als eine lächerliche und von niemandem ernst genommene Karikatur deutscher Wissenschaft. Professor *Josef Nadler* dagegen, Ordinarius in Prag, Berlin und Wien, galt als anerkannter Gelehrter. Ihn würdigten und zitierten nicht nur Faschisten, sondern auch Demokraten. Eine sehr merkwürdige Tatsache eigentlich: denn Nadler ist weit eher als sonst irgendwer der Literaturtheoretiker des deutschen Faschismus. Während sich für Bartels die Probleme der deutschen Literaturentwicklung einfach auf die Frage reduzieren, ob ein Schriftsteller, seine Eltern oder Großeltern Juden waren und alles andere hinter dieser Frage zurücktritt, geht Josef Nadler an die deutsche Literaturgeschichte mit komplizierterem Werkzeug heran.
Er untersucht die deutsche Literatur *nicht nur biologisch, sondern auch geografisch; Blut und Boden* bestimmten lange vor der Machtergreifung des Faschismus Nadlers Hauptwerk; *Blut* erscheint ihm hierbei ebenso unwandelbar wie die *Landschaft.*

Auch vor Nadlers Werk ist stets als selbstverständlich anerkannt worden, daß die Abstammung und der Lebenskreis eines Autors für die Erkenntnis seines Werkes aufschlußreich sein können; nie aber konnte und kann eine ernsthafte Literaturgeschichtsschreibung, welche Geschichtsphilosophie immer sie zu ihrem Kompaß macht, Biologie und Geographie *allein* und noch dazu mit der Biologie als höchstem Wertmaßstab zu ihrer Erkenntnisquelle machen. So muß das Unternehmen einer geographisch-biologischen Literaturgeschichte von Anfang an ein höchst zweideutiges sein. Ob nun das Blut an sich und das deutsche Blut im besonderen eine unveränderliche Kategorie ist, erscheint zum mindesten fraglich, und Biologen werden hier eher antworten können als Literarhistoriker: daß die „Landschaft" keine unwandelbare Kategorie ist, kann nicht bestritten werden, denn das Westfalen der Droste ist eine andere Landschaft als das heutige und das Schlesien des Opitz hat mit dem der Weberaufstände nicht mehr allzuviel zu tun. Lange vor Nadler war die Wandelbarkeit von Blut und Boden gerade auch jenen Literarhistorikern bekannt, die das biologische und geographische Element in ihrer Geschichtsbetrachtung weitgehend berücksichtigten. In einem beiläufigen Vortrag hat Nadlers Lehrer, der prager Germanist *August Sauer*, einmal den Versuch einer Literaturgeschichte nach Landschaften angeregt, aber mit seiner Anregung keineswegs die Forderung verbunden, Blut und Boden *allein* zum Wertmesser und zu einer Erkenntnisquelle für die deutsche Dichtung zu machen.

Josef Nadler hat Sauers Anregung zu vier dicken Schwarten und einer Reihe von Aufsätzen und Büchern ausgewalzt; alles sehr umfangreich, schwer lesbar, oft kaum verständlich, was dazu führte, daß der Ruhm dieses Gelehrten bis in die alte „Frankfurter Zeitung" hinein wuchs — weil niemand Nadlers Folianten las.

Für jeden aber, der zu erkennen wünscht, wie die faschistische Barbarei deutsche Geistesgeschichte verunstaltet, wie sie die Vergangenheit verzerrt und bis zur Karikatur entstellt, wie sie mit frechster Stirn das Gegenteil der Wahrheit behauptet, ist das Studium Nadlers von großer Wichtigkeit.

Herder hat in den *„Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit"* die landschaftlichen Einflüsse untersucht, denen der Mensch unterliegt. Nadler weist in seinem Hauptwerk gerade auf diese Seite der Herderschen „Ideen" hin. Er charakterisiert das Herdersche Werk folgendermaßen:

„Der Mensch steht unter dem Einfluß der Erde, auf der er lebt. Die Einheit dieser landschaftlichen Einflüsse auf den Menschen nennt Herder mit einem Gesamtbegriff Klima. So ergibt sich ihm die einfache Erkenntnis: Das Klima ändert die Sinnlichkeit des Menschen, beeinflußt seine Bedürfnisse, seine Verstandeskräfte, die Einbildung und damit alles, was er schafft: Sitte, Sprache, Religion; Schrifttum und Kunst, gesellschaftliche und staatliche Bildung; seine ganze geschichtliche Entwicklung. So suchte er nach einer einheitlichen Weltkraft, im Gegensatz zur Zweiheit in der Weltanschauung, wie sie durch Cartesius dem frühen achtzehnten Jahrhundert vermittelt worden war. Stoff und Geist, Natur und Geschichte verschmolzen ihm zu einer großen Einheit. Er strebte, das Vernünftige aus dem Natürlichen abzuleiten und dem gesetzmäßigen Verlauf der Geschichte auf die Spur zu kommen. Er dachte an Gesetze der Vererbung und

Anpassung. Sein Buch steht in schroffem Gegensatz zu Kants Geschichtsphilosophie. *Vor allem lehnte Herder den Begriff der Rasse ab und hielt am Begriff der Menschheit als eines ursprünglichen Ganzen fest.*"

Und nach dieser Charakteristik hat Nadler die Stirn, sich auf Herder als einen seiner Vorläufer in der landschaftlichen Literaturgeschichtsbetrachtung zu berufen! Wo betrachtet Nadler die Menschheit jemals als „ein ursprüngliches Ganzes"? Ist nicht im Gegenteil *für ihn die Rasse etwas sehr Definiertes und Bestimmendes?* Nadler beruft sich also sehr zu Unrecht auf Herder, sehr zu Unrecht auf die klassische deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts.

Es ist bezeichnend, daß Nadler sich kühl und ruhig auf Herder beruft, obwohl er gerade in den wichtigsten Grundlagen der Geschichtsbetrachtung von ihm abweicht. Lange ehe die politischen Theoretiker des Nazismus ihre Werke veröffentlichten, hat Nadler ihre Methode vorweggenommen. Sie besteht erstens darin, alles was gut und teuer in der deutschen Vergangenheit ist, einfach zum „Vorläufer" zu ernennen, mögen die Tatsachen diese Ernennung gestatten oder nicht. Dazu kommt als zweites die Aufstellung von Behauptungen, die den Tatsachen, nicht etwa irgendwelchen Theorien, über die man verschiedener Meinung sein kann, nein, den einfachen, überall nachprüfbaren Fakten glatt widersprechen. Diese Methoden führen zu einer Geschichtsklitterung, die die Entwicklung der deutschen Literatur in ihr Gegenteil verkehrt; eine Geschichtsklitterung, die alles Reaktionäre, Brutale, Antigeistige, Konterrevolutionäre geradezu als das Deutsche kennzeichnet; eine Geschichtsklitterung, für die logischerweise die Herrschaft der braunen Barbarei die Erfüllung deutscher Sehnsucht ist. Um dieses Ziel zu erreichen, scheut Nadler vor keiner Verdächtigung, keiner noch so kühnen Behauptung, keiner Erfindung zurück.

Während Adolf Bartels in seiner Literaturgeschichte sich immer wieder nur für das *eine* interessiert: Wer ist ein Jud?, ist Nadler tückischer und weniger plump, daher gefährlicher als sein Konkurrent. Nadler hat auf die gegenwärtige deutsche Literaturgeschichtsforschung seit langer Zeit großen Einfluß. Cysarz in Prag, die Kosch, Koch, Kindermann und viele andere arbeiten nach Nadlers Rezepten und Vorbildern. Wobei sie Nadler noch eines gelehrt hat: in den vier Jahren ständischer Diktatur in Österreich wußte er und ein Teil seiner Schüler so geschickt aufzutreten, daß sie für den Ständefaschismus ebenso brauchbar waren wie für den braunen, dem von Anfang an ihre ganze Sympathie und ihr treuer Eifer gehört hatte.

Wir wollen nun an einigen Beispielen zeigen, wie Nadlers Geschichtsschreibung praktisch aussieht.

Der vierte Band von Nadlers Hauptwerk betitelt sich „Der deutsche Staat 1814 bis 1914". Das zentrale Problem der deutschen Geschichte in diesen hundert Jahren ist politisch wie literarisch der Kampf gegen die herrschenden Mächte. Zunächst der Kampf der bürgerlichen Opposition, dann der der proletarischen. Dieses zentrale Problem reduziert Nadler auf sehr einfache Weise, indem er die Opposition als — Angelegenheit der Juden darstellt;

auf der Seite das Bestehenden kämpfen treu, bieder und wacker die Christen, alle Opposition ist jüdisch.
Verhältnismäßig am besten kommt bei diesem Verfahren noch die Urburschenschaft weg, das heißt, hier stimmen Nadlers Behauptungen noch am besten mit den Tatsachen überein. Was von der Urburschenschaft zu späteren oppositionellen Bewegungen hinführt, das läßt Nadler einfach aus. Zwischen der Urburschenschaft und den Couleurstudenten der Kaiserzeit ist bei Nadler kaum ein Unterschied. Er setzt die bürgerliche oppositionelle Jugend von 1820, 1830, 1840 einfach mit der goldenen Jugend der Korps und Verbindungen um die Jahrhundertwende gleich.
Wir haben dieses Beispiel angeführt, um darzutun, daß Nadler nicht einmal die Geschichte seiner eigenen Klasse anders zu schreiben vermag als gestützt auf die Sammlung aller agitatorischen Vorurteile, die seit dem November 1918 zum Schlagwortarsenal der reaktionären und faschistischen Verbände und Bewegungen gehört haben, und die selbstverständlich die einstige radikale Gesinnung und Haltung des deutschen Bürgertums verleugnen.
So muß der Marxismus bei seinem Auftreten Nadler einfach als eine unlogische Verirrung der deutschen Geistesgeschichte erscheinen, als ein erratischer Block, von dem niemand weiß, woher er gekommen ist. Nadler hat sich ängstlich gehütet, sich mit dem Tatsachenmaterial, das, sollte man meinen, für jeden Historiker von einiger Wichtigkeit ist, vertraut zu machen. So läßt er den „Bund der Kommunisten“ 1836 in Paris erstehen, während er doch bekanntlich ein paar sehr inhaltreiche Jahre später, 1840. aus dem von Moll, Schapper und Heinrich Bauer in London gegründeten Bildungsverein für Arbeiter hervorging. Mit der gleichen von Tatsachen unbeirrten Ruhe läßt Nadler im Kreise der pariser deutschen Geheimbünde *und Weitlings* den „Sohn eines getauften Juden von Trier“, Karl Marx, den „Umsturz der abendländischen Kultur und Gesellschaft anbahnen“ — während in Wirklichkeit zu Marxens pariser Zeit die Geheimbünde ihre Bedeutung verloren hatten und zwischen Weitling und Marx tiefe Gegensätze bestanden, die für jeden, der von der deutschen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts auch nur eine Ahnung hat, logisch und natürlich sind. Oder: Nadler erklärt, daß Marx sich „an der Spitze der weit nach links stehenden ‚Rheinischen Zeitung‘ zu Köln für sein Werk gedrillt hatte“, während tatsächlich Marx erst *nach* seinem Austritt aus der „Rheinischen Zeitung“ sich vom radikalen Demokraten zum Sozialisten wandelte und die „nach links stehende Zeitung“ Venedeys Erklärung *gegen* die pariser Geheimbünde, mit denen Nadler Marx immer wieder in direkte Beziehung setzt, veröffentlicht hat.
Von 1847 bis zu Marxens Tod braucht Josef Nadler einen einzigen Satz: „Aus Belgien 1848 verwiesen, kam Marx nach Paris, wurde aber 1849 auch da abgeschafft und ließ sich nun in London nieder.“ Nebenbei scheint Nadler Marx doch übernatürliche Kräfte zuzuschreiben. Wenn er erzählt, daß Marx mit Börne und Heine das vormärzliche Paris zur „Polis der deutschen Juden“ gemacht habe. Wenn man bedenkt, daß Marx vor 1848 im ganzen vierzehn Monate, vom November 1843 bis zum Januar 1845, in Paris weilte.

hierbei allerhand zu tun hatte und keineswegs seine ganze Zeit der „Verjudung“ widmen konnte, so muß man sagen, Nadler spricht hier Marx eine gewaltige Leistung zu.

Auch Engels gehts nicht besser; er wird „Ausklügler des Kommunismus“ genannt. Die „Deutsch-französischen Jahrbücher“ und — Arnold Ruge werden mit der 1864 begründeten Ersten Internationale in Zusammenhang gebracht.

Nadlers Hauptwerk enthält aber auch vollständig unverständliche Sätze, über deren Sinn und Bedeutung man vergeblich nachdenken wird, ohne je die Lösung des Rätsels zu finden. Zum Beispiel:

„Und der Magdeburger Wilhelm Weitling... bildete in Amerika den ersten Gesamtausschuß der vereinigten Gewerkschaften, gründete ihnen 1851 (Die Jahreszahl ist falsch!) das Blatt ‚Republik der Arbeiter‘ *und war so Vorbereiter jener verwegenen Geister, die schon fünfzig Jahre später von Neu York aus den roten Umsturz unternahmen.*“

Was da um das Jahr 1901 in New York geschehen sein und als roter Umsturz bezeichnet werden soll, kann einem wohl nur Josef Nadler verraten, aber der hält dicht und so bleibt das Rätsel ungelöst. Oder:

„Die blindschwärmende hessische Jugend auf einer ersten, *der sächsische Bauer Rodbertus* auf einer zweiten Stufe haben die Umwandlung von Gesellschaft und Wirtschaft als Aufgabe des werdenden deutschen Staates festgestellt. *Marx und Lassalle haben die Sache getätigt und den Vorwurf in sein Widerspiel verkehrt.*“

Immerhin, man könnte nach der Lektüre unserer Beispiele noch der Meinung sein, Nadler sei zwar politisch voreingenommen, aber dort, wo es um „reine“ Literatur geht, urteile er objektiver und mit besserer Kenntnis der historischen Tatsachen. Aber da irrt man sich. Wir wollen ein paar Beispiele anführen, die zeigen, was man schon vor 1933 schreiben durfte, ohne Gelehrtenruhm zu verlieren.

Die Darstellung *Rilkes* eröffnet Josef Nadler so:

„Denn wir *glauben* an diesen Kärntner Adel *nicht, auch wenn er bestanden hat*, wir *glauben* an die Tropfen slawischen Blutes, auch wenn sie nur spärlich waren, und wir glauben an seine jüdische Mutter, von der erzählt wird.“

Wenn man diese Sätze liest, könnte man denken, Rilkes Abkunft sei von Geheimnis umwittert. In Wahrheit geht der Stammbaum der Familie weit zurück, von jüdischem Blut ist weit tiefer in die Vergangenheit als die nürnberger Gesetze es vorschreiben, keine Rede; und slawisches Blut hat die Familie nicht weniger als die lautesten deutschfaschistischen Vorkämpfer in der tschechoslowakischen Republik. Und so lautet der Satz Nadlers, der von den Arbeiten über die Geschichte der Familie Rilke als Literarhistoriker natürlich Bescheid wissen muß, einfacher so: Die Tatsachen in Rilkes Familiengeschichte stimmen mit meinen Meinungen nicht überein, aber ich ziehe meine Meinungen den Tatsachen vor. Was für einen Historiker gewiß eine treffliche Methode ist.

Die eigene meist unbegründete Meinung den realen Tatsachen vorzuziehen, gehört zur Arbeitsmethode Nadlers auch dort, wo es sich nicht darum handelt, einen Autor durch die Behauptung jüdischen oder slawischen Blutes

aus der deutschen Literatur auszuschließen. Zum Beispiel über Richard Dehmels Gedichtkreise „Zwei Menschen“ und „Verwandlungen der Venus“ schreibt Nadler:

„Die beiden großen Gedichtringe sind wesenhaft scholastische, begriffliche Gebilde. Der Verstand hat zuerst den ganzen Begriffsumfang ausgeschöpft und *nicht* nachträglich vorgängige Gedichte geordnet. *Wogegen die Tatsache nichts beweist, daß Dehmel schon vorhandene Gedichte für die ‚Verwandlungen‘ zurechtformte.*“

Was dem Literarhistoriker Josef Nadler an Tatsachen nicht paßt, das pflegt er einfach wegzulassen. Von *Oskar Panizza,* der für Nadler ein Gegenstand des Grauens ist, wird gesagt, er sei *hugenottischer* Abstammung, denn das ist allem Anschein nach in der Klassifikation Nadlers schäbiger als eine katholische Herkunft; in Wirklichkeit war Panizzas Vater „bigott-römisch-katholisch“, wie aus des Dichters Selbstbiographie hervorgeht („In Memoriam Oskar Panizza, München, 1926; die Familiendaten waren längst bekannt) und nur seine Mutter war protestantisch.

Detlev von Liliencron wird von Nadler nicht sehr hoch eingeschätzt:

„Das Junkertum des Kielers Detlev von Liliencron ... ist äußerst fragwürdig. *Die Familie, ohnedies erst im siebzehnten Jahrhundert geadelt, war immer wieder zur Linken abgeglitten.*“

Glimpflicher verfährt Nadler mit Hofmannsthal. Hier übersieht er, daß Hofmannsthals Adel erst aus dem 19. Jahrhundert stammt, daß die Familie reichlich jüdisches Blut hat, aber daß sie, mildernd sei es angeführt, nie nach links abglitt, sondern immer rechts stand.

In seiner „Lessing-Legende“ zeigt Franz Mehring überaus anschaulich, wie sich in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung das Bild Lessings je nach den politischen Interessen der Herrschenden wandelt. Mehring rückt die Arbeiten der älteren Literaturhistoriker, der *Danzel* und *Lachmann,* in das rechte Licht und stellt sie ihren Nachfahren gegenüber. Er fügt dieser Gegenüberstellung hinzu:

„Aber so scharf immer die subjektive Fälschung ausgeschlossen sein mag, so völlig unbestreitbar ist es, daß die objektive Fälschung der Lessing-Legende das Bild dieses edlen und tapferen Mannes immer mehr zu einer häßlichen Fratze verunstaltet. Ein Revolutionsgenie sei Lessing, so schrieb *Gervinus* in den dreißiger Jahren. Und in den sechziger Jahren schrieb *Treitschke:* ein Reformator, wie der maßvollen Natur des Künstlers geziemt, nicht ein Revolutionär. Und in den neunziger Jahren schreibt Erich *Schmidt:* Kein Reformator, sondern ein Reformer, ein Liberaler, ein schneidiger aggressiver Berliner (Reserveleutnant?). Und sollte nach dreißig Jahren die kapitalistische Gesellschaft noch auf ihren Füßen stehen, so wird der alsdann aktuellste Lessingforscher wohl erklären: Kein Reformer, sondern ein Nichts-als Freihändler! Das ist so wenig übertrieben, daß der negative Beweis für diese Behauptung sogar schon geliefert und Lessing als Sozialistentöter enthüllt worden ist.“

Welche neue Verwandlung das Lessingbild bei Josef Nadler durchmachen sollte, *das* konnte Mehring nicht ahnen. Nadlers Vorgängern fehlte, wie immer sie *ihr* Bildnis zeichneten, die List und die Tücke. Wie verzeichnet ihre Bildnisse immer sein mögen, sie sind mit den üblichen Methoden der Literaturwissenschaft gemacht, sie sind nachprüfbar und daher auch korrigierbar.

Anders bei Nadler. An seinen Bemerkungen über Lessing läßt sich erstens der Verfall der deutschen Literaturwissenschaft, zweitens das Anwachsen des deutschen Faschismus vor seiner Machtergreifung nachweisen. Hier zeigt sich die typische Entwicklung eines deutschen Universitätslehrers von Konservativismus, Reaktion, oder wie immer man Nadlers Haltung bezeichnen mag, zum offenen Faschismus, der in der Wissenschaft den Mangel an Methoden durch einfache Behauptungen ersetzt, bei denen es auf Glauben oder Unglauben des Lesers ankommt. Nadler geht bei der Zeichnung seines Lessingbildes sehr schlau vor.

1923 erschien der zweite Band von Nadlers Hauptwerk. In ihm wird *ausführlicher als Lessings Werk sein Stammbaum behandelt.*

„Der Familienüberlieferung von hussitischer Abkunft kommt alle *Glaubwürdigkeit* zu, die *ein guter verbürgter mündlicher Bericht beanspruchen darf.*"

Zunächst: Wir sagten bei Gelegenheit Rilkes bereits, daß Nadler mit den ihm so wichtigen Stammbäumen umspringt, wie es ihm gerade paßt. Im Falle Lessing paßt es ihm, die „hussitische Überlieferung" als glaubwürdig hinzunehmen. In Wahrheit ist diese Überlieferung, die Nadlern paßt, weil Lessing damit sozusagen zu einem slawischen Einwanderer, Emigranten gemacht wird, weder besonders glaubwürdig, noch verbürgt. Wir wissen aus anderen Arbeiten über Lessing, die weit ernster und wissenschaftlicher zu nehmen sind als das gesamte Hauptwerk Nadlers, daß bereits 1409, also vor Hussens Tod, ein Lessigk, ein Vorfahre Lessings, erwähnt wird, der katholisch war, dann dessen Schwester, die Äbtissin im Kloster Marienstern in der sächsischen Lausitz war, also die kaum hussitisch sein konnte. Neue Fakten, die seine Behauptung erhärten könnten, weiß Nadler *nicht* anzuführen. Woher kommt Nadlers Hartnäckigkeit in dieser Frage? Das hussitische und slawische Blut ist *für seine weitere Darstellung* von größter Wichtigkeit, für die Behandlung des Streites, den Lessing mit dem *Hauptpastor* Goeze führte. Nadler drückt sich gewunden, zweideutig, zwiespältig aus — das Ergebnis ist schließlich eine Stellungnahme *für Goeze* und *gegen Lessing.*

Mehring hat auf die Stellungnahme der berliner „Kreuz-Zeitung" zur Enthüllung des Lessing-Denkmals hingewiesen, die in seltsamer Weise den Meinungen Nadlers entspricht. Die Kreuz-Zeitung schrieb:

„Wenn der Oberpastor Goeze heute auferstände, wir würden ihm zur Seite stehen. Das wäre unser Recht und unsere Pflicht..."

So merkwürdig es nun ist, daß ein Gelehrter, der vorgibt, mit wissenschaftlichen Methoden zu arbeiten, zu keinen anderen Resultaten zu kommen vermag als zu denen der „Kreuz-Zeitung", so wäre das an sich noch kein Grund zur Entrüstung. Nadler hätte dann ein konservatives, ein reaktionäres Bild von Lessing gezeichnet und was ihn von seinen Vorgängern unterscheidet, wäre lediglich der geschickte Dreh, zunächst auf die hussitische, also tschechische Abkunft Lessings hinzuweisen, um dann später die Position des Ketzerabkömmlings im Streit mit Goeze verständlicher zu machen. Wobei es einem trefflichen Historiker egal sein kann, daß der Hussitismus Lessings

auf so schwachen Füßen steht wie das Einwanderertum. Darauf hat schon Mehring hingewiesen, der schrieb:

„Die Lausitz ist altslawisches Gebiet und die deutsche Kolonisation hat einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz der alten Bewohner verschont; auf den etwa hundert Quadratmeilen der oberen Lausitz werden noch heute weit über vierhundert wendische Dörfer gezählt."

Lessing muß also gar nicht von eingewanderten Slawen abstammen, er kann von Slawen abstammen, die länger auf ihrer Heimaterde saßen als die sogenannten Kolonisatoren. Aber all das ist Nadler gleichgültig, die Hauptsache ist ihm, daß er auf einfach listige Weise Lessing für sein Publikum und seinen Zweck schlecht machen konnte.
Als Nadler jenen Band seines Hauptwerkes über Lessing schrieb, da versuchte er, sein Ansehen noch durch eine Floskel zu wahren, die er der Legende von Lessings hussitischer Abstammung anhängte:

„Darum ist aber doch weder ‚Minna von Barnhelm' noch ‚Nathan der Weise' schlechter geworden."

Welchen Satz der unglückliche Literarhistoriker schreiben *muß*, denn die Minna von Barnhelm *muß* das „fritzische" Theaterstück bleiben, denn die „*Lessing-Legende*" *muß* bestehen und *von ihrer Zerstörung durch Franz Mehring darf keine Kenntnis genommen werden.*
Das war 1923!
Aber die Jahre vergehen und mit ihnen die deutsche Republik. Der vierte Band Nadlers erscheint. Und nun, der Faschismus ist stärker geworden, die Universitätsprofessoren beginnen Morgenluft zu wittern, nun ists für Nadler Zeit, seinen Lessing zu korrigieren, damit ihn die Herren von Morgen nicht am Ende wegen der Erwähnung des „Nathan" aus dem Amte jagen könnten.
Nadler macht sichs leicht. Er schreibt im vierten Band seines Hauptwerks:

„Mit dem Juden Mendelssohn und dem *wohl jüdisch gemischten Lessing* war der Eintritt des *Gastes* (nämlich der Juden) in Bildung und Schrifttum des *Wirtes* vollendete Tatsache."

So sieht der Folianten schreibende Literaturhistoriker Josef Nadler aus, der ein anerkannt großer Mann in der deutschen Republik sein (weil seine Lober die Lexikonbände nicht lasen) und über Nacht zu *dem* Literarhistoriker im Reich der Barbarei werden konnte, salonfähig auch fürs nichtfaschistische Ausland.
Der ganze Ruhm, die ganze Bedeutung dieses trefflichen Gelehrten gründet sich letzten Endes einzig und allein *darauf*, daß es in der deutschen Sprache *das Wörtlein* „wohl" gibt, das einem erlaubt, jede den Machthabern erwünschte Behauptung aufzustellen, und das, wenn mans voranschickt, eine Salvation vor den mißtrauischeren Gelehrten des Auslandes bleibt, die ihre Forschung und ihre Forschungsmethoden vom Faschismus nicht zerstören lassen. Es wird aber wohl einmal der Tag kommen, wo es „Gelehrten" seiner Art wohl nicht mehr sehr wohl in ihrer Haut sein wird!

Fritz Brügel

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

*Paris**

„Huldigung für das Wesen Österreichs" hieß die große Kundgebung, die die „Internationale Schriftsteller-Vereinigung für die Verteidigung der Kultur" am 4. April im überfüllten Renaissance-Theater abhielt. Es war eine leidenschaftliche Anklage gegen die Annexion Österreichs, ein heißes Bekenntnis zu der internationalen Solidarität aller antifaschistischen Kräfte und der Ausdruck des unerschütterlichen Glaubens an deren Endsieg über alle faschistische, nationalsozialistische Barbarei. „Der feige Angriff gegen Österreich", erklärte Heinrich Mann, der den Vorsitz auf der Kundgebung führte, „ist eine Schande, angesichts derer alle Deutschen, die wert sind, diesen Namen zu tragen, vor Scham erröten. Die Stunde wird kommen, da alle Beleidigungen bezahlt werden müssen und da alle Verirrungen gesühnt sein werden." Die englische Schriftstellerin Rosamond Lehmann, die zum ersten Male öffentlich das Wort ergriff, wies unter der begeisterten Zustimmung der Versammlung darauf hin, daß die Verwirrung der öffentlichen Meinung die stärkste Waffe der Diktatoren ist und daß es daher mehr als je darauf ankommt, einig zu sein und dank der Einigkeit den antifaschistischen Kampf bis zum siegreichen Ende zu führen. Romain Rolland, Lion Feuchtwanger und Emil Ludwig hatten in Botschaften ihrer tiefen Verbundenheit mit der gemeinsamen Sache Ausdruck gegeben. Zuletzt entwickelte sich eine Art Dialog zwischen dem Österreicher Joseph Roth und dem Franzosen Aragon. Roth gab seiner tiefen, geradezu hoffnungslosen Verzweiflung angesichts des Schicksals Ausdruck, das sein Vaterland ereilt hat. Aber zugleich erklärte er, der Monarchist: „Sie alle hier, hoffe ich, sind sich darüber klar, daß alle Unterschiede zwischen rechts und links einem Ungeheuer gegenüber aufgehoben sind. Nur zwei Auffassungen stehen sich noch gegenüber: zu den anständigen oder unanständigen Menschen zählen, sich auf die Humanität oder auf die Bestialität berufen." Und so konnte ihm Aragon antworten: „Das deutsche Volk hat für uns mit furchtbarer Knechtschaft die Lehre bezahlt, die unsere Freiheit garantiert: die Lehre, die die Einheit der Arbeiterklasse befiehlt. Heute aber lehrt uns Österreich seinerseits eine neue, furchtbare Wahrheit: was wir getan haben, sagt es uns, ist gut, aber nicht genug. Neben den Arbeitern, die am 12. Februar 1934 in Wien gefallen sind, sehen wir den Leichnam des Bundeskanzlers Dollfuß, der auf diese Arbeiter schießen ließ, wir sehen tot den Major Fey und seine Familie, die den Einmarsch der Eindringlinge nicht überlebt haben ... Österreich sagt euch, ihr Franzosen vielfältigen Bekenntnisses, Franzosen, deren Ideal nicht am gleichen Himmel leuchtet, daß das Ausland lacht und triumphiert, wenn ihr zerrissen seid, Österreich sagt euch, daß nur der Feind Frankreichs aus eurer Zerrissenheit Nutzen zieht. Das geknebelte Österreich spricht zu euch noch von der Freiheit. Hört Franzosen, die ihr euch nicht liebt, die Lehre Österreichs!" Und Ludwig Renn, der heute seinen Dienst in der spanischen Freiheitsarmee tut, konnte schließlich den Appell Aragons durch die Erklärung unterstreichen, daß die deutschen Antifaschisten morgen die französische Demokratie verteidigen werden, wenn Hitler sie angreifen sollte. Im zweiten Teil des Abends erklang dann die Stimme Österreichs selbst in der ewigen Musik seiner großen Komponisten: Haydns, Mozarts, Schuberts, Johann Strauß', Schönbergs.

Eine Woche vorher hatte der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" zu einer Sympathiekundgebung für die jetzt der Vernichtung durch den Nationalsozialismus ausgelieferte österreichische Kultur aufgerufen. Auch hier nahmen Joseph Roth und Ludwig Renn das Wort. Der katholische österreichische Journalist K. Boskowits gab der Verbundenheit des wahren Österreichertums mit dem wahren Deutschtum Ausdruck. Zuletzt gab Bruno Frei, der in der entscheidenden Märzwoche in Österreich selbst gewesen war, ein

* Verspätet eingetroffen. D. R.

äußerst anschauliches Bild von den Vorgängen vor dem Einmarsch der deutschen Truppen.* Frei hatte an der ersten Versammlung, die die wiener Arbeiterfunktionäre in Floridsdorf nach vierjähriger Unterdrückung abhielten, teilgenommen und schilderte nun, wie die Organisation des österreichischen Proletariats allem Terror zum Trotz intakt geblieben ist und wie die Arbeiterschaft aus der unmittelbarsten Erfahrung heraus die Notwendigkeit der Einheit aller antifaschistischen Kräfte im Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit gelernt hatte. In der Woche, in der Schuschnigg das Plebiszit für die Unabhängigkeit Österreichs verkündete, kam diese Einheit unwiderstehlich zum Durchbruch. Aber vor der letzten Konsequenz wirklicher Demokratie scheute Schuschnigg zurück und mußte daher kapitulieren. Und Frei zog aus den österreichischen Ereignissen den Schluß, daß es nur eine wirksame Abwehr gegen den Faschismus gibt: Einheit und Freiheit.

Einen Spanien-Abend veranstaltete der SDS anläßlich der Rückkehr Alfred Kantorowicz' von der spanischen Freiheitsfront. Kantorowicz berichtete überaus eindrucksvoll von den heroischen Taten des „Bataillons der 21 Nationen, ‚Tschapajew'", dem er als Informationsoffizier angehört hatte. Am gleichen Abend sprach Ludwig Renn über die Kriegslage in Spanien. An einem andern Abend konnte der SDS Egon Erwin Kisch wieder begrüßen, der ein Jahr lang ebenfalls in Spanien gewesen war. Kisch las seine den Lesern des „Worts" bekannte Bauerngeschichte zwischen Tirol und Spanien „Die drei Kühe" und erzählte dann von seinen Erlebnissen in Spanien; er kam zu dem Schluß, daß keine Forderung für den Antifaschismus so dringend ist wie die der Einheit. Dem Freiheitskampf des chinesischen Volkes war ein anderer Abend des SDS gewidmet, eine deutsch-chinesische Freundschaftskundgebung, auf der mehrere chinesische und deutsche Redner anschaulich die Verbundenheit des deutschen und chinesischen Volkes im Kampfe gegen den Faschismus zum Ausdruck brachten. In einer gemeinsamen Veranstaltung des SDS und der „Freien Deutschen Hochschule" sprach der Direktor des Germanistischen Instituts der pariser Universität, Professor Edmond Vermeil, über „Heines soziale Ansichten". Die Gedenkfeier anläßlich des fünften Jahrestages der nationalsozialistischen Bücherverbrennung wurde zu einer Abschiedsfeier für Carl von Ossietzky. Alte und junge Mitkämpfer Ossietzkys nahmen für ihn das Wort und ergriffen mit ihm Partei, Rudolf Leonhard und Egon Erwin Kisch, Manfred Georg, Bruno Frei und ein Mitgefangener Ossietzkys im Konzentrationslager, sowie André Wurmser im Namen der französischen Schriftsteller. Schriftlich hatten ihrer Verbundenheit mit Ossietzky Ausdruck gegeben Jean-Richard Bloch und Karl Schnog, Otto Lehmann-Rußbüldt und Lion Feuchtwanger, Joseph Roth und Heinrich Mann. Hervorgehoben werden mag der Appell Kischs, recht bald die Aufsätze und Artikel des großen Publizisten und Kämpfers Ossietzky zu sammeln und zu veröffentlichen, damit sie in der Hand jedes deutschen Antifaschisten weiter die funkelnde Waffe der Freiheit, des Friedens und der Einheit bleiben.

Auch die „Liga für Menschenrechte" hielt eine Gedenkfeier für Ossietzky ab, auf der ihr Präsident Victor Basch mit lebendiger Anschaulichkeit das Wirken und die Bedeutung Ossietzkys schilderte.

Am Ostersonntag veranstalteten deutsche und französische Jugendorganisationen eine gemeinsame Friedensfahrt zu den ehemaligen Schlachtfeldern an der Marne. An dieser Fahrt beteiligte sich auch der vor einiger Zeit gegründete „Deutsche Frontsoldatenbund für Frieden und Freiheit", der damit zum ersten Male öffentlich hervortrat.

Die vom Nationalsozialismus verfolgten bildenden Künstler schlossen sich zu einem „Freien Künstlerbund" zusammen, der alle deutschen und österreichischen Künstler zusammenfassen wird, die die Zwangsorganisation der Reichskulturkammer ablehnen. Zum Präsidenten wurde der Maler Oskar Kokoschka gewählt. Ferner gehören dem Vorstande an: Eugen Spiro, Max Ernst, Heinz Lohmar, Frau Dr. Spiro, Victor Tischler, Gert Wollheim und Paul Westheim.

Aus dem deutsch-französischen freien Kabarett „Die Laterne", das sich aufgelöst hat, entstand ein neues Kabarett, „Bunte Bühne", das den antifaschistischen Kampf auf seine anspruchslos-lebendige Weise

* Siehe den Beitrag „Märztage in Wien" in Nr. 7 unserer Zeitschrift.

durch die kabarettistische Glossierung der Zeitereignisse unter der zweckbewußten Leitung Hans Altmanns fortführt.

Am 21. Mai gelangten sieben Szenen aus dem neuesten Werke Bertolt Brechts, „Furcht und Elend des Dritten Reiches", zur Uraufführung. Der Abend wurde weit über den Kreis der deutschen Antifaschisten hinaus zu einem verdienten Erfolg für Brecht und seine Darsteller. Das ganze Werk besteht aus siebenundzwanzig Szenen, deren erste in der Nacht des 30. Januar 1933 nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler und deren letzte am 13. März 1938 nach der Besetzung Österreichs durch die nationalsozialistische Armee und Polizei spielt. In ihnen schildert Brecht jene Wirklichkeit des Dritten Reiches, die in allen Schichten des deutschen Volkes den braunen Alltag ausmacht. Arbeiter und Bauern, Lehrer und Pfarrer, Soldaten und Jugend, Handwerker und Angestellte, Juden und Wissenschaftler, Richter und Ärzte, sie alle sind schuldig-unschuldig in diesen tagtäglichen Totentanz der totalen nationalsozialistischen Unterdrückung und Barbarei verstrickt, und Brecht zeigt dies mit packender Realistik, mit knappsten Mitteln und quellender Anschaulichkeit. Siebenundzwanzig Szenen, jede ein in sich geschlossenes Stück heutigen deutschen Milieus, jede ein in sich geschlossener heutiger deutscher Alltagskonflikt, sie alle eingebettet und zusammengefaßt zu der großen Ballade „Die deutsche Heerschau", zum Heer jener „99%", die die fünfjährige nationalsozialistische Wahllüge zusammenschwindelt und die als entlarvender Titel für jene sieben Szenen dienten, die jetzt zur Uraufführung kamen. Da ist das Dienstmädchen, das fürchtet, von ihrem Bräutigam, dem SA-Mann, den braunen Horden ausgeliefert zu werden; da sind die Eltern, die fürchten, von ihrem eigenen Kinde der Gestapo angezeigt und ins Zuchthaus gebracht zu werden; da ist die jüdische Frau, deren Ehe mit ihrem „arischen" Mann auseinandergebrochen ist; da sind die beiden Bäcker, die sich im Zuchthaus begegnen, weil der eine Kleie ins Brot gebacken hatte und der andere nicht; da ist der Richter, der jedes Urteil, das man von ihm verlangt, zu fällen bereit ist, aber im vornhinein weiß, daß sein Spruch, wie er auch ausfällt, ihm den Hals bricht; da ist der Bauer, den die Vorschriften zwingen, seine Sau heimlich zu füttern, wenn er sie nicht umkommen lassen will; da ist die Frau, deren Bruder in der Armee Francos gefallen ist und die doch keine Trauer tragen darf, denn der totale Krieg des Dritten Reiches ist ein heimlicher Krieg. All diese tausend täglichen Widersprüche der heutigen deutschen Wirklichkeit deckt Brecht mit schlagender, schonungsloser Genauigkeit auf. Dabei stellt er aber über alle Knappheit und stilisierende Antithetik hinaus Menschen voll Blut und Leben vor uns hin — eine Entwicklung, die sich schon in den ebenfalls in Paris uraufgeführten „Gewehren der Frau Carrar" ankündigte —, Menschen mit allem selbstverständlichen Widerspruch ihrer Natur, weder gut noch böse, in ihrer Hilflosigkeit gefangen, die schuldig geworden und nun ihrer Pein überlassen sind; so werden aus diesen Opfern Ankläger, so schließen sie sich aus allen Schichten, immer zahlreicher und immer bewußter, zusammen, zu jenem Heer der 99%, zu jener großen, einzigen Front des ganzen unterdrückten deutschen Volkes, das einmal diesen grausigen braunen Spuk unbarmherzig hinwegfegen wird.— Die Aufführung, die unter dem Protektorat des „Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller" stattfand, stand unter der liebevollen Regie S. Theodor Dudows. Helene Weigel, Erich Schoenlank, Steffi Spira, Günther Ruschin, Hans Altmann, Nora Reißmann, Josef Leininger, Friedel Ferrari, Erich Berg, Ludwig Turek, Fritz Seiffert und der kleine Hans hatten sich zu einem geschlossenen, künstlerischen Ensemble zusammengefunden, das mit eindringlicher Lebendigkeit die Dichtung Brechts verkörperte. Die Bühnenbilder stammten von Heinz Lohmar.

Zum Ausklang dieses Abends hatte der SDS die Darsteller und die Schriftsteller zusammengerufen, um in kameradschaftlicher Aussprache über die Lehren der Aufführung zu diskutieren. Unter der Führung Anna Seghers und Egon Erwin Kischs wurden hier die Probleme erörtert, die heute für eine freie deutsche Bühnenkunst bestehen: die Aufgabe der künstlerischen Bewältigung der Probleme des deutschen Freiheitskampfes, die Notwendigkeit und Möglichkeit des Aufbaus einer ständigen deutschen Theaterkunst trotz deren außerordentlichen, in den Emigrationsverhältnissen begründeten technischen Schwierigkeiten, die Frage der Zusammenfassung und Erzie-

hung eines breiten Publikums durch die Bühne, das Problem der Neubelebung des deutschen Theatergutes der Vergangenheit, die Probleme der Regie, der Darstellung, der Ausstattung, der Organisation, mit einem Worte: die große, fruchtbare, bedeutende Aufgabe, die einer freien deutschen Bühnenkunst im antifaschistischen Kampfe zufällt.

Wolf Franck

Tschechoslowakei

Seit der Besetzung Österreichs hat die von Henlein betriebene Politik der Einschüchterung, des Boykotts und der Gleichschaltung auch auf dem Kulturgebiet eine noch nicht dagewesene Intensität erreicht. Mit allen Mitteln versucht die „Sudetendeutsche Partei" das gesamte deutsche Kulturleben unter ihren Einfluß zu bringen. Der „Kulturverband" wurde völlig gleichgeschaltet, die Lehrergewerkschaft gespalten, die Reichsgewerkschaft der Deutschen Presse in der Tschechoslowakei zu Dreivierteln von Henlein erobert. Die Theaterdirektoren in Reichenberg und Brünn mußten abdanken. Schriftsteller, Künstler, Schauspieler befinden sich unter einem ungeheuren Druck. Namentlich in den kleinen Provinzorten ist für sie kaum die Möglichkeit gegeben, außerhalb der Henleinorganisationen zu bleiben, geschweige denn zu arbeiten. Trotzdem muß festgestellt werden, daß die Mitgliedschaft des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller eine ungemein große Widerstandskraft an den Tag legt. Die Austritte werden bisher durch Neueintritte aufgewogen. Auch unter den Schauspielern trifft die Gleichschaltungspolitik auf Widerstand. In Brünn kam es zu einem regelrechten Theaterkrieg. Eine „völkische" Gruppe versuchte, den Theaterfundus zu stehlen und den ganzen brünner Theaterbetrieb zu übernehmen. Demgegenüber bildete sich eine demokratische Theatergemeinde, die sich zum Ziele setzt, eine Besucherorganisation aufzubauen und ein freies deutsches Theater zu erhalten. Im brünner Stadtrat kam es zu einer heftigen Diskussion über den Theaterkonflikt. Ein Vertreter der Henlein-Partei mit dem urteutonischen Namen Branczik erklärte: „Das deutsche Volk wird niemals dulden, daß ein Theater im Sinne eines Thomas Mann geführt wird, der als Volksverräter sein Vaterland hat verlassen müssen." Er mußte sich allerdings in öffentlicher Sitzung sagen lassen, daß seine ‚Flegelei' Thomas Mann nicht beleidigen könne und daß in einem „brünner städtischen Gebäude kein Nazitheater gespielt werden dürfe".

Henleins „Zeit" veröffentlichte ein großes Programm für die sudetendeutschen Theater. Durch die Aufführung völkischer Stücke soll die Krise der sudetendeutschen Theater überwunden und „die nächste Spielzeit in noch nie dagewesener Weise gesichert werden". Lobend wurde als bereits gleichgeschaltetes Theater die gablonzer Bühne erwähnt. Der Zufall wollte es, daß in derselben Nummer der „Zeit" ein Bericht über das Gastspiel der völkischen Bauernbühne in Gablonz folgendermaßen schloß: „Trotz gähnender Leere im Zuschauerraum wurde flott und wirksam gespielt." An einem Bruckner-Konzert im benachbarten Reichenberg, das von der Kulturorganisation der Sudetendeutschen Partei veranstaltet wurde, nahmen laut einem Bericht der „Zeit" „bedauerlicherweise nur zwanzig Personen teil." Das Theater von Karlsbad steht vor dem Bankrott. Schuld daran ist die katastrophal niedrige Zahl der Kurgäste — eine Folge der Henlein-Propaganda. Auch die Theater der beiden anderen Weltkurorte des berühmten Bäderdreiecks, Marienbad und Franzensbad, werden den Betrieb schließen müssen.

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller in der Tschechoslowakei hielt seine Jahresversammlung ab. Zum Obmann wurde Paul Leppin gewählt. Im Ausschuß sind alle demokratischen Richtungen vertreten.

Im Rahmen der Montag-Abende des Kulturausschusses der Liga für Menschenrechte sprachen u. a. Ernst Bloch über „Die Träume vom besseren Leben" und Wieland Herzfelde über „Upton Sinclairs Ford-Biographie".

Die „Union für Recht und Freiheit" veranstaltete eine Gedenkfeier für Karl v. Ossietzky, an der sich der Bert-Brecht-Club, der Kulturausschuß der Liga für Menschenrechte und andere Organisationen beteiligten.

Das Theater „D 38" brachte eine Aufführ-

rung des dramatisierten Goethe'schen „Werther" heraus.

Die deutsche Kommission des Spanien-Ausschusses und der „Volksbühnenbund" veranstalteten eine Aufführung von Bert Brechts Einakter „Die Gewehre der Frau Carrar". Die Aufführung, eingeleitet durch eine Rede von F. C. Weiskopf, hatte großen Erfolg. Sie dürfte in Prag und in der Provinz wiederholt werden. Eine tschechische Aufführung hatte schon einige Wochen vorher stattgefunden.

Der Verlag Kittl in Mährisch-Ostrau brachte eine deutsche Anthologie von Gedichten des großen tschechischen Lyrikers V. Nezval in der Übersetzung von H. Schönhof und G. Eisner heraus. Über dieses Buch werden wir noch ausführlicher berichten. Im Verlag Neumann & Co., Prag, erschien ein Buch von Paul Nettl „Mozart in Böhmen" und im Verlag von Dr. A. Werner, Prag, eine Novelle von Paul Leppin „Das Antlitz der Mutter".

Von deutschen Werken wurden in tschechischer Übersetzung herausgegeben: Ludwig Marcuses „Loyola", Stefan Zweigs „Magellan", Heinrich Manns „Jugend des Königs Henri IV" und Manfred Hausmanns vor 1933 erschienener Roman „Salut gen Himmel". Ein deutsch in Buchform noch nicht vorliegendes neues Werk des karlsbader Romanciers E. Sommer „Das Bildnis des Dr. Franz Rabelais" ist ebenfalls tschechisch erschienen.

Bei den Gemeindewahlen, denen in der gegenwärtigen Situation eine außerordentlich große Bedeutung zukommt, wurde von der Kommunistischen Partei Egon Erwin Kisch als Kandidat aufgestellt. Es ist dies der einzige Fall, daß ein Schriftsteller an günstiger Stelle zu den Wahlen kandidierte. Seit dem 22. Mai ist Kisch Mitglied der prager Stadtvertretung. Er ist zugleich einer der zwei antifaschistischen deutschen Stadtvertreter von Prag. Die anderen drei deutschen Vertreter im prager Stadtrat gehören der Henlein-Partei an. Kisch wird unter anderem die Forderung nach einem deutschen Literaturpreis der Stadt Prag in der Stadtvertretung zu vertreten haben. Die Aussichten für die Annahme dieses Antrags sind günstig.

K. K. R.

USA

In seiner großen Rede über „Den kommenden Sieg der Demokratie", die Thomas Mann kürzlich in der Carnegie Hall in New York vor einigen zweitausend aufmerksamen Zuhörern hielt, sagte er ungefähr: Amerika könne die große kulturelle Schuld, die es an Europa abzutragen habe, dadurch begleichen, daß es jetzt den aus den faschistischen Ländern Europas vertriebenen Kulturträgern Asyl und Arbeitsmöglichkeit gebe.

Thomas Mann, der sich am Wohnort Einsteins, in Princeton, niederzulassen gedenkt, entwickelt sich immer mehr zum Sprecher der deutschen Kultur und Demokratie in den Vereinigten Staaten. Seine Autorität hier ist groß, und ist durch den Bekennermut, mit dem er für eine deutsche Erneuerung und für eine gemeinsame demokratische Front gegen die faschistischen Kriegstreiber eintritt, noch gewachsen.

In derselben Rede in Carnegie Hall erzählte Thomas Mann einiges über seine eigene Entwicklung, wie er den „Elfenbein-Turm" verlassen habe, weil er erkannt hatte, daß der Künstler auch ein politisch bewußter Mensch sein müsse und sich nicht abkapseln könne von den großen Geschehnissen der Zeit.

Thomas Mann, zum Unterschied von Einstein, betont immer seine tiefe Verbundenheit zu jenem echten Deutschtum, das heute in Deutschland zum Schweigen gezwungen wird. Bei Einstein hat eine Verzweiflung am deutschen Volke Platz gegriffen, die den Effekt hat, daß er auf die Rolle des Sprechers für das unterdrückte Deutschland verzichtet. Aber Einstein, der als erster von allen Professoren der Universität Yale eine Petition an die Regierung in Washington unterzeichnet hat, das Embargo gegen die spanische Regierung aufzuheben, bekennt sich dennoch zum Kampf für die Demokratie. Die Reaktionäre in Amerika sehen durchaus die Gefahr, die für sie darin liegt, daß so international anerkannte Männer wie Einstein und Mann durch ihre Bekenntisse das amerikanische öffentliche Leben beeinflussen. So hat das „Brooklyn Tablet", das offizielle Blatt der katholischen Diözese Brooklyn, die Deportation Einsteins nach dem Dritten Reich verlangt, weil Einstein die erwähnte Petition unterzeichnete.

Wie das öffentliche Auftreten der großen Immigranten sich auf das Denken und Leben der alteingesessenen Deutschamerikaner auswirkt, läßt sich im Augenblick noch schwer abschätzen; nach der Nervosität der Nazi-Presse in den USA zu schließen, fühlt der Gegner diese Wirkung jedoch schon.
Die neue, meist jüdische, Immigration nach Nordamerika bringt neue Kulturprobleme mit sich.

Dazu muß man in Betracht ziehen, daß nur wenige der nach den Vereinigten Staaten kommenden Neu-Einwanderer wirkliche politische Emigranten sind. Sie sind wirtschaftlich erdrückt worden, ihr eigenes Hemd, ihr eigenes kleines Leben ist oft ihr einziges Interesse. An Deutschland, am wahren Deutschland, liegt ihnen nichts, so wie ihnen auch an dem wirklichen, kämpfenden Amerika nicht viel liegen wird. Hitler hat ihnen, so weit sie eines besaßen, das Rückgrat gebrochen. Sie nehmen sich ein Appartement in Stadtteilen, die ihrer sozialen Zusammensetzung nach Berlin-Wilmersdorf entsprechen, und man hört nichts mehr von ihnen.
Die Minderheit der politisch bewußten Immigranten, das heißt solcher Deutscher, die wissen, warum sie Deutschland verlassen mußten, haben jedoch dazu beigetragen, das politische und kulturelle Leben der Deutschamerikaner zu beleben und zu bereichern.
Beweis dafür ist, daß große amerikanische Verlage anfangen, Bücher deutscher Autoren in deutsch und englisch zu verlegen. Farrar & Rinehart hat mit Schönstedts „Lob des Lebens" den Anfang gemacht, und man spricht davon, daß das Verlagshaus Knopf im Herbst mit der regelmäßigen Publizierung deutscher Bücher beginnen will. Bisher wurden in Amerika in deutscher Sprache nur Schulbücher verlegt — und diese Schulbücher waren leider mehr oder weniger nazi-beeinflußt. Die Redaktion der Schulbücher liegt meist in den Händen der deutschen Departments der Universitäten, und viele dieser deutschen Departments (vor allem das einflußreichste an der Universität Wisconsin) werden von Nazi-Professoren beherrscht. Aber auch hier macht sich eine Abwehrbewegung bemerkbar. Namhafte Lehrer der deutschen Sprache und Literatur haben sich in die immer stärker werdende demokratische Front gegen den Faschismus eingereiht; und man beginnt, fortschrittlich geschriebene deutsche Schulbücher zu veröffentlichen. Joe Gaßner (der in Deutschland unter anderem Namen recht bekannt war), hat eines geschrieben, das sogar außerhalb der vier Wände eines Klassenzimmers lesbar ist.
Selbstverständlich ist, daß an Übersetzungen aus dem Deutschen fast nur Bücher vertriebener Autoren verlegt werden. Und trotz des Handicaps der Notwendigkeit der Übersetzung entwickeln sich neue Autoren — wie Eva Lips, die Gattin des ehemaligen Direktors des Völkerkunde-Museums in Köln, die ihre und die Geschichte ihres Mannes in einem ausgezeichneten Buch, „Savage Symphony", niedergeschrieben hat. Amerikanische Autoren beginnen immer mehr, das Thema Hitler-Deutschland aufzugreifen; augenblicklich druckt die große New Yorker Abendzeitung „Post" den Roman „The Mortal Storm" von Phyllis Bottome. Dieser Roman behandelt in populärer Form einige Probleme der Menschen im heutigen Deutschland.

Natürlich nehmen die Nazis dies nicht alles ruhig hin. Ihre Organisationen in den Vereinigten Staaten, die Regierung in Deutschland, sie alle versuchen, in Verbindung mit reaktionären Amerikanern der kulturellen und politischen Belebung durch die Neu-Einwanderung Hindernisse entgegenzustellen. Präsident Klapper vom Brooklyn College verbot Ernst Toller, vor den Studenten zu sprechen, die halboffizielle Rundfunkzensur verhinderte Stefan Heym, den New Yorkern etwas über die Nazis in Amerika zu erzählen — dies sind nur Beispiele. Aber meist gelingt es, sich durchzusetzen.
Die von Kurt Rosenfeld geleitete „Volkfrontgruppe" organisierte zusammen mit den fortschrittlichen Organisationen der alteingesessenen Deutschamerikaner große Versammlungen. In der Rand School fand eine Gedächtnisfeier für Ossietzky statt, Kurt Rosenfeld, Alfons Goldschmidt, Karl August Wittfogel sprachen. Goldschmidt schlug vor, in Philadelphia, der Geburtsstätte der amerikanischen Demokratie einen Gedenkstein für diesen großen Vorkämpfer der Demokratie und des Friedens zu errichten.
Im Yorkville Casino fand anläßlich Thälmanns Geburtstag eine andere Massenver-

sammlung statt. Israel Amter, Landesorganisator der Kommunistischen Partei, sprach über Thälmann im Radio, drei Stationen übernahmen die Sendung.

Die größte fortschrittliche Organisation der Deutschamerikaner ist der „Kulturverband", der gerade in Chicago seine erste National-Konvention abgehalten hat. Der Kulturverband veröffentlicht Pamphlete in deutscher und englischer Sprache. Das erste, über Killinger, hat wesentlich dazu beigetragen, diesen Agenten Hitlers, der in San Francisco als deutscher Generalkonsul die japanische und deutsche Spionage „gleichschaltete", aus dem Lande zu treiben. Ein zweites, über Niemöller, hat die Verbindung der fortschrittlichen politischen Kreise des Deutschamerikanertums zu den deutschen Kirchen des Landes und ihren Pastoren hergestellt.

Die große Steuben-Gesellschaft hat durch ihren Präsidenten Theodor Hoffmann erklären lassen, daß sie sich nicht an dem New Yorker Deutschen Tag — der seit 1933 unter dem Hakenkreuz gefeiert wurde — beteiligen werde, wenn die Nazi-Organisation, der „Amerikadeutsche Volksbund", teilnehmen sollte.

Stephan Heym

Palästina

In einer von der Buchhandlung „Heatid" (Salingre & Co.) veranstalteten Autoren-Stunde im jerusalemer Einwanderungsheim sprach *Arnold Zweig* über das Thema „Warum lesen Sie Romane?" Hunderte gespannte Zuhörer folgten dem lebendigen Vortrag des Dichters. Das Bedürfnis und die Fähigkeit der Menschen, ihre Gefühle, Liebe und ihren Haß an erdichteten Geschichten zu erproben und immer wieder der Wirklichkeit auf dem Wege der Phantasie zu begegnen, und das Bedürfnis des geborenen Erzählers, erzählend die Welt umzugestalten, gehören nach den Ausführungen Zweigs zu den beglückenden Momenten, die unsere Hoffnung auf eine bessere Zukunft der Menscheit wach halten. Es ist nicht so, wie Gegner des Romanes meinen, daß die Wirklichkeit heute um so viel stärker sei, als jede erdichtete Geschichte jemals sein könne. Die Müdigkeit der Menschen, die des Weltgeschehens, das sie umbrandet, satt sind, schafft vielmehr gerade *die* Disposition, welche der Roman voraussetzt, um fruchtbar wirken zu können. Freilich darf nun der Erzähler dieser Müdigkeit nicht entgegenkommen und seine Leser (verantwortungsloserweise) nach Utopia entführen, sondern muß sie mit den Mitteln der Phantasie ihrer eigenen heutigen Wirklichkeit, ihrem Alltag, ihrer Arbeit, ihren politischen und gesellschaftlichen Aufgaben nahebringen. Und wenn es dem Erzähler gelingt, einen wirklich guten Roman zu schreiben, so erreicht er etwas, was dem abstrakten Schriftsteller niemals in diesem Maße gelingen kann: er findet den Weg zu den Millionenmassen in aller Welt. Kino und Radio können ihm diese Aufgabe nicht abnehmen, und ihn dieser Möglichkeit nicht berauben. Im Gegenteil: indem sie dem reinen Unterhaltungsbedürfnis und dem Entspannungsanspruch genügen, legen sie den Weg frei für die ernstere, verantwortungsvollere Aufgabe des modernen Romans. Freilich darf dieser nicht ins Lehrhafte abgleiten. Niemals kann er der Spannung und damit der Fabel entraten. Denn nur durch das Moment der Spannung vermag der Roman auf jene tieferen, unbewußten Schichten des Menschengeistes zu wirken, die wissenschaftliche Erörterungen gemeinhin nicht treffen. Der Appell an die Phantasie, welchen jeder Roman enthält, ist aber ein sittlicher Appell. Denn sehr viel von dem Bösen, das auf der Welt geschieht, hat seine Wurzel in dem erschütternden Mangel an Phantasie, von welchem die gegenwärtige Menschheit befallen ist. Und diese Krankheit ist das Ergebnis einer falschen Grundeinstellung gegenüber der Dichtung schlechthin, einer Haltung, die in der Beschäftigung mit Gebilden der Phantasie, des dichterischen Geistes etwas Müßiges und Zweitrangiges sah. Der Weg zur Erfassung der Wirklichkeit geht über die Phantasie, die oft wirklicher sein kann als die sogenannte Wirklichkeit. Der Mensch, der sich zurückzieht, um bei seiner Leselampe allein mit einem Roman zu sein, schließt sich damit nicht von der Wirklichkeit aus, sondern kommt einer echten Gemeinschaft der Menschen näher, erschließt ihm doch der (gute) Roman den Nebenmenschen in seinem tiefsten Wesen und dadurch auch das eigene Wesen. Und diese Kenntnis der Wirklichkeit tut uns heutigen Menschen, die wir der einstmals

wirksamen Stützen der Religionen entbehren, besonders not, wenn wir nicht von der Außenseite der Dinge erschlagen werden wollen. So ist der Roman eins der Heilmittel des Menschen und der Gesellschaft in dieser Zeit.

Sch. B.-Ch.

MUSIK UND POLITIK

Wer hätte wohl gedacht, daß die „weltentrückte“ Musik den Weltengang und die große Politik ganz unmittelbar widerspiegeln könnte?

Da haben doch in Brüssel wieder einmal Sowjetmusiker die ersten Preise des großen internationalen Isaye-Wettbewerbs gewonnen. Das geht nun so schon seit Jahren immerzu. Vor drei Jahren haben die Sowjetpianisten in Wien gesiegt. Zwei Jahre ist es her, daß sie in Warschau die ersten zwei Preise des internationalen Chopin-Wettbewerbs davontrugen. Im vorigen Jahre haben in Brüssel die jungen Violinspieler aus der Sowjetunion fünf erste Plätze besetzt.

Die faschistischen Länder waren sich der weltpolitischen Bedeutung dieses Wettkampfs wohl bewußt. Die Deutschen rückten zwölf Mann stark an. Italien schickte elf seiner besten jungen Klavierspieler. Aus der Sowjetunion erschienen nur vier. Das genügte. Von den Bewerbern aus Deutschland, dem klassischen Land der Musik, kam nur ein Mädchen in die letzte Runde und beschied sich mit dem elften Platz. Italien, das andere klassische Land der Musik, besetzte immerhin zwei Plätze. Den ersten Preis aber gewann Emil Gilels, den dritten Jakob Flier. Wobei kaum anzunehmen ist, daß unter den Mitgliedern der Jury außer dem einen Sowjetprofessor, der dabei war, mit den Kommunisten sympathisierende Gefühle vorgeherrscht hätten.

Die politische Bedeutung dieses Wettbewerbs spürte auch die Presse. Die bürgerlichen belgischen Zeitungen bereiteten schon vor dem Wettbewerb sich und die allgemeine Stimmung auf eine „Revanche“ vor, welche die Musik der „großen Kulturnationen“ Deutschland und Italien nun an den roten Sowjetpianisten nehmen würde. Aber sie hatten kein Glück. Das neue brüsseler Resultat bewies nicht nur vor der ganzen Welt die Überlegenheit der musikalischen Kultur der Sowjetunion, sondern noch etwas anderes: die zwei Preisträger waren Juden. Juden waren vier von den fünf Preisträgern des vorigen Jahres gewesen. Die Sowjetunion scheint also mit den Juden nicht schlecht zu fahren.

Die Faschisten behaupten, sie hätten die wertvollen Kräfte der Nation befreit und zu höherer Blüte gebracht. Es ist aber dort offenbar immer noch so wie früher: zu einer Musik- und Konzertkarriere braucht man mehr Geld als Talent und unter den Kindern der Bankdirektoren und Großindustriellen scheinen sich nur ausnahmsweise musikalische Wunderkinder zu finden. Emil Gilels und seine Schwester, die Preisträgerin Lisa Gilels, sind Kinder eines odessaer Flickschneiders. Der Vater Jakob Fliers ist Nachtwächter in einem Dorf. Bei den Bolschewiken war das keine Hindernis. In der Sowjetunion genügt das Talent, um solche Kinder zu versorgen, sie für ihre Kunst zu erziehen und ihre Zukunft sicherzustellen.

Wahrhaftig, die Propagandisten des Faschismus haben kein Glück. Vor zwei tödlichen Gefahren warnen sie immerzu die europäische Kultur: vor dem Bolschewismus und vor dem Judentum. Und siehe da, seit Jahren schon sind es bolschewistische Juden, die jenen „großen Kulturnationen“ vormachen, wie man Bach und Mozart, Beethoven und Brahms zu verstehen, zu fühlen, zu spielen hat.

Das bedeutsamste dabei ist aber, daß es sich hier gar nicht um die besondere Eignung einer Rasse handelt. Am Ende gibt es ja noch andere Länder, wo Juden Musik lernen dürfen, und nach Brüssel kamen diesmal nicht wenig Juden auch anderswoher als aus der Sowjetunion. Aber sie fielen ab. Denn das Geheimnis des Erfolges der jungen Sowjetvirtuosen ist die Sowjet-Schule. Mit dieser Schule aber ist nicht nur die Musikschule gemeint, sondern die Schule des ganzen Sowjetlebens. Jene kulturelle, ideologische und moralische Atmosphäre, die die Sowjetjugend umgibt. Es handelt sich auch nicht um die Zauberkraft irgendeines wunderbaren Pädagogen. Die verschiedenen Sieger der verschiedenen internationalen Wettbewerbe waren oder sind Schüler verschiedener Professoren. Emil Gilels z. B. begann bei Bertha Ringbald zu lernen und kam später zu Professor Neuhaus. Flier ist ein Schüler des moskauer Professors Igumnow. Im

übrigen, wer wagt es zu behaupten, daß Casadesus oder Cortot, Emil Sauer oder Schnabel, Rubinstein oder Gieseking schlechtere Lehrmeister wären, als die Sowjetprofessoren. Aber was diese großen Künstler der jungen Generation, auch den begabtesten ihrer Mitglieder, nicht mitgeben können, das ist die begeisternde Kraft der Sicherheit des Sowjetlebens, das ist der fruchtbare und befruchtende Humus des jungen Sozialismus. *B. B.*

BRAUNE BÜHNE

„*... Heute haben wir wieder ein wahrhaft deutsches Kulturleben*", — so Göring in Wien am 2. März 1938. Diese Behauptung ist zu paradox, als daß es sich lohnte, dagegen zu polemisieren. Die Nazis sind alles andere, als gute Gewährsmänner für Kulturfragen. Wo sie hintreten, wächst kein Gras, geschweige denn die Blume wahrhafter Kunst und Wissenschaft.

Deutlich genug dokumentieren die Massenselbstmorde bekannter Wissenschaftler und Künstler seit Beginn der Hitlerschen Invasion in Österreich die Verzweiflung vor den „Segnungen" Göringschen „wahrhaft deutschen Kulturlebens".

Wichtig ist aber, das Niveau der Hitler, Göring, Goebbels, Streicher, Rust gegen das der kulturhungrigen deutschen Werktätigen schärfstens abzugrenzen und klarzustellen, was die Vernichter wahrhaft deutscher Kultur als „wahrhaft deutsche Kultur" ausgeben.

„*... Heute hat Berlin die besten Theater der Welt.*" — Auch das ist Göring. Der krasseste Rückfall in den verlogensten Naturalismus — Wildenbruchs „Die Haubenlerche" und Sudermanns „Die Raschhoffs" — das bezeichnet heute das Niveau der deutschen Theater. Klassikeraufführungen, zu denen die Nazitheaterleiter von 1933 bis 1936 aus Mangel unblamabler Eigenproduktion flüchteten, sind bis auf einen kümmerlichen Rest liquidiert; man fürchtet sie wie die Pest, seitdem das Publikum Schiller und Goethe applaudierte, um damit gegen das Naziregime zu protestieren. Zwar sind an ein, zwei berliner Theatern, die besonders von Fremden besucht werden, gute Schauspieler konzentriert, werden für ausländische Besucher speziell frisierte Spielpläne mit einzelnen Klassikeraufführungen geboten. Aber das ist nur Bluff, Propagandamaske, um dem Ausland gegenüber die grenzenlose Öde Nazideutschlands zu verkleistern und eine Norm vorzuspiegeln, die es nicht gibt.

Wohlweislich sprach Göring nur von berliner Theatern. Dort erlebte er also die Spitzenleistungen „wahrhaft deutschen Kulturlebens"? Wir wollen ihm entgegenkommen und unsere Untersuchung diesmal auf Berlin beschränken, auf die Premieren der letzten drei Monate.

Um jeder Gefahr subjektiver Überspitzung aus dem Wege zu gehen, mögen die Zöglinge Görings und Goebbels' selbst das Wort haben! Sie, deutsche Theaterkritiker, denen die Kritik verboten, aber die Stellung lieb ist, werden über jedem Verdacht stehen, das „wahrhaft deutsche Kulturleben" nicht hoch genug einzuschätzen.

Beginnen wir mit einer Inszenierung von Klöpfer,

„Der alte Feinschmecker" von Thoma.

Die Besprechung im „Berliner Tageblatt" beginnt:

„*Wer es unternehmen wollte, die Handlung dieses Schwankes nachzuerzählen, und daraus seine Komik zu erweisen, würde in einige Verlegenheit geraten.*"

Wir wollen es beileibe nicht unternehmen. Aber eins muß man sagen, weit hat es Klöpfer gebracht.

„Extrablätter", Operette.

Was schreibt darüber der deutsche Kritiker?

„*Das Libretto vermeidet peinlich jede aktuelle Satire.*"

Was Hitler dem Autor auch geraten haben möchte!

„Lilofee" von Manfred Hausmann.

Neckischer Titel übrigens!

Dem Kritiker im „Berliner Tageblatt" muß das Stück Eindruck gemacht haben:

„*... gläsernes, gespinstiges Spiel von der Seele eines dem Dunkel früh verfallenen Mädchens. Sie ist in einer holden Umnachtung...*"

Kurz und gut, wie gehupft, so gesprungen: ein Mann, der aus dem Wasser steigt, erzählt der Umnachteten

„*von den goldenen und blauschwebenden Wundern*"

unter Wasser. Worauf sie auch ins Wasser geht.
„Wahrhaft deutsches Kulturleben" in der früheren „Volksbühne" am Bülowplatz!
Damit wir keinen zu kurz kommen lassen:

„Blitze aus heitrem Himmel"
von Alf Teich.

Um unsere Leser über das Hauptproblem zwischen Helden und Heldin, die von Maria Paudler gespielt wird, genau zu orientieren, zitieren wir:

„. . . *Sie beißt ihn höchstens mal in den Finger; beim zweiten (sehr berechtigten) Tobsuchtsanfall in die Hand; was sie beim dritten Mal beißen wird, wissen wir nicht, denn da fiel der Vorhang.*
Anton Franz Dietzenschmidt."

Die besondere Berücksichtigung des übrigen Drecks, von „Das Hahnenei" und „Der Etappenhase", Weltkriegs-„Possen" von übelstem Schlag, dem Detektivstück „Parkstraße 13", „Das Wespennest", in dem eine gierige Verwandten-Clique hinter einer großen Erbschaft her ist und sie zum happy end glücklich erschleicht, von „Tip auf Amalia", wo der dumme Portier Piesecke in der Lotterie ein unbegabtes Rennpferd gewinnt und nicht weiß, was damit anzufangen, bis zum „Horoskop seiner Lordschaft" und „Eine Frau, wie Jutta" wollen wir uns schenken. Die Titel sprechen Bände. Es genügt, zu beachten, daß Göring diesen Abschaum „bestes Theater der Welt" nannte.

BRAUNER FILM

„. . . *Gleichzeitig nahm der Film einen ungeahnten Aufschwung*" — immer noch Göring in der gleichen Rede. „Es leuchten die Sterne", „Gastspiel im Paradies", „Frechheit siegt", „Einmal werd ich Dir gefallen", „Die unruhigen Mädchen", „Der Mann, der nicht nein sagen kann", „Musketier Meier III", „Ihr Leibhusar", . . . sowas von „Aufschwung" war noch nicht da! Und das ist keineswegs ein Programm von 1930, sondern berliner Premierenankündigungen im März, April und Mai 1938.
Um allen Mißverständnissen vorzubeugen: das berliner Publikum läßt sich seine persönliche Kunstkritik nicht verbieten, die berliner Werktätigen wehren sich gegen Görings „wahrhaft deutsches Kulturleben"! Und das will unter dem Hitlerterror viel sagen!

Der beim Hören des Wortes Kultur seinen Browing entsichernde „Kritiker" des „Berliner Tageblatt", Ernst Jerosch, begeifert in ohnmächtiger Wut am 15. Mai die Besucher des Kinos, in dem der „Detektivschlager"

„Unter Mordverdacht"

gezeigt wurde:

„. . . *Sogenannte Bildung ist mitunter hinderlich für den Genuß eines reinen Vergnügens . . . Dasselbe Publikum, das jeden Filmschinken beklatscht, wenn er auch nur im Entferntesten nach ‚Literatur' riecht, schämt sich, denn man ist doch ‚gebildet'. Und geht schweigend hinaus, obgleich gerade zu einem solchen Film donnernder Applaus gehört . . . an Stelle einer falschen Scham.*"

Solche Untermenschen! Beklatschen Literatur! Um aus der Haut zu fahren! Wo man doch aus der Besprechung des Herrn Jerosch die echte Nazi-Wirklichkeit plastisch vor sich sieht:

„Frau eines Arztes wird erwürgt aufgefunden". (Wahrscheinlich eine Marxistin. D. Verf.) „Schießereien um Hinterhausecken" . . . „Schläge ins Genick" . . . „Tritte in den Bauch . . ." „Nicht ganz erkaltete Leichen . . ."

Das schreit ja direkt nach donnerndem Applaus! Schlechte Zeiten, Herr Jerosch! Wenn das wenigstens noch ein Einzelfall wäre . . .

„Gewitter im Mai":

„*Auch dieses Gewitter ging vorbei . . . Das Publikum verhielt sich während der Vorstellung so beängstigend lautlos, daß man meinen konnte, es sei garnicht vorhanden . . .*"

„Wahrhaft deutsches Kulturleben" wirkt halt so auf die Leute!
Aber es bleibt nicht nur beim Schweigen:

„Um Mitternacht"

Man sieht ordentlich, wie der „Kritiker" sich dreht und windet, um zu Mist nicht Mist sagen zu müssen:

„Der Regisseur kann nichts für das Drehbuch Walter Zerlett-Olfenius . . . Handlung, die, zugegeben, albern wirkt . . . Großfürsten als Portiers . . . Prinzen als Tänzer und Hochstapler . . . Und wenn die Handlung garnicht mehr weiter will . . . einige ganz unberechtigte Pfiffe . . ."

Also ausgepfiffen! Am 7. Mai 1938! Ein Film, der für die Weißgardisten Stimmung

machen und gegen die Sowjetunion hetzen sollte. . . ausgepfiffen! In Hitlerdeutschland Görings „ungeahntem Aufschwung" ausgepfiffen!

Es gibt natürlich auch tief in Blutundbodenvolksundbrauchtum rassischverwurzelte Filme:

„Anna Favetti oder der verlorene Sohn."
Am 19. Mai lesen wir darüber die rührenden Worte:

„Zwei gute Ideen geben dem Stoff Haltung. Die eine davon: Ein verhärmter alter Vater, dem der Sohn im letzten Kriegsjahr ausbrach, hält diesem ungetreuen Sohn jahrelang die Treue. Er baut sein Haus auf einem Bergjoch, das in die Tiroler Alpen hinübersieht, und in jeder Sturmnacht geht er hinaus und hängt Lampen auf, damit der Sohn heimfinden kann. Der Sohn kommt nicht, sondern es kommt— der Schwiegersohn."

Zum Steinerweichen! Was?

„. . . Und Hollander, der selbst das Drehbuch verfaßte, erklärte einmal seine Arbeit so: Es gehören dazu drei Viertel Fleiß, ein Achtel Einfall und ein Achtel Gnade."

Zu dem Achtel Einfall scheint es nicht gereicht zu haben; aber das Achtel Gnade? Allerhand Achtung!

In den besten Familien kommen Fehltritte vor. So hat sich ein Lümmel von Regisseur herausgenommen, „Literatur" zu verfilmen. Keineswegs große Literatur, aber doch immerhin „Literatur". Für solchen Fall hebt Goebbels natürlich das Verbot der Kunstkritik auf, und man würde dem Kerl gezeigt haben, was eine Harke ist, wenn es sich nicht um Veit Harlan handelte, der als Regisseur zwar unbegabt ist, dafür aber als oller Nazi nur wegen Mangels an „süß wehendem Reiz" getadelt wird:

„Jugend" von Max Halbe

„Der süße wehende Reiz, der die Seelen öffnet und alles heraussteigen läßt, was jemals hold gewesen. . ."

Es kommt einem hoch, wenn man sowas liest!

„. . . verschließt sich dem vergröbernden Lichtbild. . . Genau so wenig, wie man Küsse meterlang in Großaufnahme auf vier mal sechs Quadratmeter ertragen kann, sowenig kann man solche Gespräche in dieser Projektion ertragen. . . Man sieht alles überdeutlich und steht doch unbeteiligt daneben."

Harlan wird sich das hinter die Ohren schreiben und in Zukunft nur Filme inszenieren, wie der, dessen Inhaltsbeschreibung aus dem „Berliner Tageblatt" vom 21. Mai wir zum Abschluß als Musterbeispiel „wahrhaft deutschen Kulturlebens" und „ungeahnten Aufschwungs" ohne Kommentar abdrucken:

„Heiraten — aber wen?"

„Eine Göre von süßen neunzehn Jährchen kneift aus dem Elternhaus und der Provinz wegen bevorstehender Zwangsheirat aus, landet in Wien bei ihrer sozusagen früheren Amme, die jetzt einen berühmten Kosmetikprofessor bedienstet. Der große Mann hält den fremden, blonden Vogel, der kaum flügge in seine Küche geschwirrt kam, für die gerade als Stubenmädchen engagierte Nichte Johanne seiner Köchin. Ursula wandelt sich in das Zöfchen Johanna, sie ergreift diese Gelegenheit geradezu bei der Schürze, in der sie sich so reizend serviert, daß der von den Frauen dieser Welt enttäuschte Professor sich zu einer Pygmalion-Rolle ihr zu Liebe — ihr zu Liebe — entschließt. Eine Freundin der jungen Dame vertritt häufiger mit Glorie die Ausreißerin, nach der die entsetzten Eltern fahnden und gewinnt so das Herz eines Kollegen des Mediziners. Johanna sieht sich gezwungen, da der Professor sich herzlich um sie kümmert, einen fremden Mann aus der Vorstadt, den kleinbürgerlichen Papa jener Johanna, die für die Stellung bei Professors ausersehen war, als ihren Erzeuger einzuführen. Als der Papa zu schlechter Letzt seinen Segen erteilt, platzt der echte zu guterletzt dazwischen, dem ein ihm unbekanntes Mädchen als seine Tochter vorgestellt wird. Die Väter bieten sich Ohrfeigen. Die kleinen Mädchen wollen vor der Verantwortung fliehen, aber die Männer schließen sie fest in die Arme: denn falsche Namen machen noch keinen Mädchenbraten magerer. Man weiß, wer wen heiratet.

Wilmont Haacke."

Der Inhalt und seine Beschreibung sind einander wert! Und wer ist dieser Haacke, dem wir das stilgetreue Spiegelbild eines typischen Nazi-Dreckfilms verdanken?— Der Mann ist Verantwortlicher Redakteur des Beiblatts „Geistiges Leben"!

„. . . und so entstanden immer mehr und immer bessere Kunstwerke" (Göring).
Was zu beweisen war!

H. Berliner

WIE SIE RATETEN UND TATETEN

Sie wissen nicht, was das heißt?— Das ist Nazi-Deutsch!— Sie wissen nicht, was Nazi-Deutsch ist? Ein scheußliches, unverständliches Gemisch von Geziertheit, Schnoddrigkeit, falschem Pathos, Verballhornung, Banalisierung, Verkrampfung, Unnatürlichkeit, das, von skrupellosen Nazis als deutsche Literatursprache serviert, ihnen dazu dient, nackte Tatsachen zu verwirren und vollkommen ihrer verlogenen, barbarischen, hochstaplerischen Innen- und Außenpolitik entspricht.

Schlagen Sie eine beliebige Nazizeitung auf, wählen Sie Leitartikel oder Annonce: Von „Rateten und tateten" bis zum „Arischen Modesalon"— ein Sprachsumpf.

Kennen Sie Dr. Rudolf Fischer?— Gestatten Sie, daß ich bekannt mache: der Mann ist Verantwortlicher Redakteur für Außenpolitik am „Berliner Tageblatt". Er wurde von Goebbels' Stellvertreter für Presseangelegenheiten, Herrn Weiß, der immer ein „Hauptmann a. D." vor seinen Namen setzt, um nicht für einen Juden gehalten zu werden, zum Hitlerbesuch nach Italien mitgenommen, um als Vertreter der öffentlichen Meinung im Chor der pflichtschuldigst Begeisterten ebenfalls sein „Rhabarber. . . Rhabarber. . ." zu murmeln.
Natürlich hatten die Herren von der Presse den nötigen „Impuls" bekommen, um das Zusammentreffen Hitlers mit Mussolini nicht als Geschäftsreise gewöhnlicher Sterblicher, sondern als übermenschliches Beilager zwischen Jupiter und Wotan, besser Mars und Ziu, zu verewigen.

Das „Berliner Tageblatt" stellte zu diesem Zweck seinem Fischer einen reichbemessenen Leitartikelraum an der Stelle zur Verfügung, wo man einst Theodor Wolffs oder Rudolf Oldens hochkultivierte Artikel zu lesen gewohnt war. „Das Erlebnis Italien" heißt Fischers Überschrift. Unter dem tut er es nicht. Goethe, Winkelmann, Burckhardt — marsch, in die Ecke!

Aber daß dieser Leitartikel so interessant werden würde, daß es lohnt, ihn im Urtext zu studieren, hat Fischer wohl selbst nicht gewollt. Oder doch? Wie dem auch sei — Ehre, wem Ehre gebührt: Es ist Fischer gelungen, die Nazidemagogie bis auf die Knochen zu entlarven!
Er beginnt mit tragischem Pathos:

„Begegnungen der Deutschen mit Italien sind von Anbeginn schicksalsvoll gewesen. . ."
Wie wahr! Ganze deutsche Kaisergeschlechter sind an diesen Begegnungen zugrunde gegangen; auch das Schicksal der Habsburger und Hohenzollern ist mit italienischen „Begegnungen" eng verknüpft.
Der Leser erwartet jetzt logischerweise einen historischen Abriß über die Geschichte der Beziehungen Deutschlands und Italiens, „von Anbeginn", sagen wir, seit dem römischen Kaiser Augustus. Aber dann würde sich Fischer ja um seinen Kopf schreiben. Er wendet also den Goebbelsschen Trick an, mit Hilfe des „Nazi-Deutsch" die logische Umwelt zu vernebeln:
„Sie (die Begegnungen) drangen nie nur gerade unter die Oberfläche. . ."
Nie nur gerade!

„. . . sie mußten vielmehr den Deutschen dort treffen, wo überpersönliche Mächte in ihm walteten, . . ."
Verzeihung, wo walteten dieselben?

„. . . sonst hätten sie nicht über die Erfassung durch seinen Sinn und seinen Willen hinaus eben in der gewichtigen Bedeutung des Wortes fast ein Schicksal für ihn werden können."
Fast Gehirnerweichung!

„Es gibt wohl keine andere, fremde nationale Welt, zu der der Deutsche einen so fruchtbaren Zugang hat, wie dieser, keinen anderen, deren höchste Leistung er so um und um zu würdigen vermag."

Unsere Leser werden gebeten, diesen Satz um und um zu würdigen; er scheint nirgends einen fruchtbaren Zugang zu haben. Und plötzlich durchstößt eine kristallklare Erkenntnis den barbarischen Nebel:
„Im Abglanz Goethes war allerdings der Maßstab etwas verkümmert."
Eine derart gesunde Selbstkritik, rarstes Ereignis unter Hitlers Knute, wäre unbedingt zu loben, wenn Fischer nicht etwas ganz Listiges damit vorbereitete:
„Über das rein Ethische reichte er (der Maßstab) bei dem Durchschnitt der Bildungsreisenden nicht hinaus."
Das heißt, die „Intelligenzbestie" Goethe hat mit ihrem „Abglanz" die ganze Richtung verpatzt. Natürlich, das rein Ethische versteht sich bei dem „Bildungsreisenden" Hitler am Rande; darüber hinaus aber reicht er auf Gebiete, wo Goethe keinerlei

Lorbeeren zu winden sind: auf das Gebiet der Kriegsvorbereitung, Spionage, Verschwörung, des Mordes, Terrors, der Diversion.

Und Fischer jubelt aus befreiter Brust:

„Wie anders war es diesmal!“

Was war diesmal? Um einen Vergleich zu wählen: zwei Obergangster verabreden im Geschäftsinteresse, ihre Unternehmungen zwecks Durchführung gemeinsamer Raubzüge zeitweilig zu koordinieren; vor versammelten Unterführern umarmen und küssen sie sich zum Zeichen ewiger Freundschaft, ohne dabei die rechte Hand aus der Tasche zu nehmen, um bei einer verdächtigen Bewegung des Partners als erster schießen zu können.

Fischer entschließt sich für eine andere Variante. Vorsichtiger, verklausulierter:

„Es kam nicht nur ein deutscher Staatsmann zu einem kühlen Akt der Höflichkeit nach Italien ...“

So steht es gedruckt. Für jeden der deutschen Sprache Mächtigen war also Hitlers Besuch ein Akt kühler Höflichkeit, wenn er auch nicht nur das war. (Herr Fischer, einen kühlen Akt gibt es nicht, oder ... ?) Schleunigst verläßt der Leitartikler dieses gefährliche Glatteis, um sich wieder auf den gangbaren Pfad der Volksverdummung zu retten:

„Anders, als ehedem glänzten für den, der diese denkwürdigen Tage im Gewühl miterlebte, vielfältige und erregende Aspekte...“

Muß das schön gewesen sein! Er hat sich ins Gewühl gestürzt, bis ihm folgende Aspekte glänzten:

„... er empfand sie als vollendeten Ausdruck ihrer für Herrschaft unbeschreiblich begabten, aus einem Guß hervorgegangenen Rasse.“

Zwar waren viele Güsse nötig, um die heutigen Italiener zu fabrizieren, aber welch feine Schmeichelei, sie vom Volk zur Rasse zu befördern. Vielleicht wird Herr Fischer bei gegebener Gelegenheit auch über die belgische oder holländische Rasse schreiben. Man muß ihn aber rechtzeitig darauf aufmerksam machen, daß Wissenschaft und Sprachgebrauch darunter nur „zur Herrschaft“ nicht „unbeschreiblich begabte“ Pferde oder Kühe verstehen.

Hitler scheint sich in Italien hauptsächlich damit beschäftigt zu haben, als „Bildungsreisender“ die klassische Architektur mit Phantomen zu beleben:

„Er (Hitler) suchte nicht nur den Künstler, der sie baute, sondern den Bauherrn, die politische Körperschaft dahinter, der sie angemessen war, die hier ratete und tatete.“

Ratete und tatete... Kommentar überflüssig.

Und wie steht es militärisch mit den Italienern? Sind Sie überhaupt bündnisfähig? Ganz klar scheint es nicht zu sein:

„Die geistige Beweglichkeit, der starke bildnerische Sinn dieses Volkes fassen sich für militärische Disziplinierung am besten Angelegenheiten, die den Zweck auch für die größere Menge sinnfällig machen und der Intuition eine handgreifliche Stütze geben.“

Fasse dich, lieber Leser!

„Ein erstaunliches Ergebnis in einem Volke, dessen Atomisierung in Individuen, wie bei kaum einem anderen vollendet war, zu dessen Volkssprichwörtern beispielsweise der Satz gehörte: „Gott erhalte mir mein Mißtrauen!“

Wenn Herr Fischer auch „erstaunliche Ergebnisse“ feststellt (dazu wurde er ja mitgenommen) so scheint er doch im Grunde seines Herzens gegenüber der Haltbarkeit der faschistischen Entpersönlichung in Italien voll Mißtrauen zu sein. „Vollendete Atomisierung in Individuen“ bei der „geistigen Beweglichkeit“ des italienischen Volkes gepaart mit traditionellem Mißtrauen? — Weiß der Teufel: wenn das nur gut geht!—

Da müssen mal wieder die Toten herhalten. Fischer sucht und findet die Marmortafel, auf der geschrieben steht:

„Die Namen der in ...: Spanien zur Behauptung der faschistischen Stellung im Mittelmeer Gefallenen.“

Da haben wirs. Das ist die Dialektik der faschistischen Demagogie, daß plötzlich aus dem Schwulst von aberwitzigen Verbiesterungen die brutale Wahrheit platzt! Wer redet noch von Nichteinmischung? Wer von italienischen Freiwilligen? Die faschistische Armee ist ausgeschickt, um aus Spanien eine faschistische Kolonie zu machen. Ein faschistischer Eroberungs-

krieg wird um die faschistische Beherrschung des Mittelmeers geführt! Schwarz auf weiß wird es offiziell zugegeben im außenpolitischen Leitartikel der faschistischen Zeitung „Berliner Tageblatt", die kein Wörtchen drucken darf, ohne die Genehmigung der faschistischen deutschen Regierung! Herr Fischer, warum haben Sie nicht ebenso offen ausgesprochen, wofür denn die deutschen Soldaten der regulären deutschen Armee in Spanien fallen?

— Hat vielleicht die republikanische Regierung Spaniens Italien oder Deutschland bedroht? Eine Regierung, die nichts sehnsüchtiger wünscht, als die friedliche kulturelle Entwicklung des spanischen Volkes? Hoffentlich lesen die werten französischen und englischen Mitglieder des „Nichteinmischungs"-Komitees das „Berliner Tageblatt"! Es lohnt auch, auf die Formulierung zu achten, die, mit Ausnahme der Grammatik, bestimmt nicht auf Fischers Mist gewachsen ist, sondern ein Kettenglied der Hitler-Mussolinischen Besprechungen darstellt — daß nämlich

„für die Großmacht Italien das Mittelmeer die Luft ist, die es atmet."

Abgesehen davon, daß Meer keine Luft ist, daß man Wasser nicht atmet, steckt in diesem Satz erstens Mussolinis Absicht, jedem die Luft abzudrehen, der außer ihm noch Mittelmeerinteressen hat, zweitens die Hitlersche These: Kümmere du dich nur ums Mittelmeer; da werde ich dir helfen gegen Spanien, Frankreich oder wen du willst; aber erhebe gefälligst keine Ansprüche auf die Gebiete, die ich mir für Raubkriege ausersehen habe und hilf mir dann ebenso!

Aber die Rechnung scheint doch reichlich viel Unbekannte zu haben:

„Wieder ist für Italien ein großes Los geworfen, so oder so!"

Solange Mussolini regiert, kann es für das italienische Volk, so oder so, nur Nieten geben.
Das Los der italienischen und deutschen Arbeiter und Bauern wird ein großes werden!

Aber ohne Nazi-Deutsch! Auch Herr Dr. Rudolf Fischer und seinesgleichen werden dann keine Gelegenheit mehr haben, mit ihren „Aspekten" zu „glänzen"! *M. R.*

JENSEITS DES WAHRNEHMBAREN

Bis zum epidemischen Ausbruch der Hitleritis trat der Museumsdirektor Paul Ferdinand Schmidt nur für **d i e** Kunst ein, die sein „Führer" jetzt entartet nennt. Beide verstehen von Malerei nichts. Trotzdem ist Herr Schmidt hinter das „Geheimnis" der **d e u t s c h e n** Malerei gekommen:

„Sie liegt jenseits des Wahrnehmbaren".

Herr Schmidt kann sich daher mit gutem Recht blind stellen. Er hat zwar früher auch keine Anschauung als Kunsthistoriker gehabt, aber doch so getan. Jetzt tut er ganz fassungslos, daß „man" die „deutsche" Malerei erst *jetzt* bemerkt. Er nennt es

„eine Blindheit der Zivilisation gegen ihre eigenen Künstler, die freilich beispiellos und ein besonders flagrantes Zeichen des Versagens vor künstlerischen Selbstbekenntnissen des Zeitgeists ist."

Als deutscher Maler wird von den Faschisten und von Schmidt Karl Haider gepriesen. Er hat nach Schmidt eine Form gesucht, die aussagt, was jenseits des Wahrnehmbaren liegt. Diese neue Form ist die „zeichnerische". Für „seelische" Bilder verwende man am besten die Farben Haiders, Oliv und Schwarzgrün, viel Blau mit etwas Tiefblau. Sehr lustig muß ja das Jenseits nicht aussehen. Noch etwas macht Haider besonders für die Faschisten geeignet. Er malt nur die bayrische Voralpenlandschaft.

„selten nähert er sich dem Hochgebirge selber".

Die Motive passen für den „Führer" wie geschmiert. Selbstverständlich war Haider als echter deutscher Maler unüberwindlich traurig und verzweifelt. Den Grund wagt der Schmidt nur dezent anzugeben,

„eine grenzenlose Einsamkeit, die kein lebendes Wesen als Bruder kennt."

So ist das Schicksal. Herr Schmidt bricht zu spät auf, und der Maler starb, bevor sich der „Führer" in der bayrischen Voralpenlandschaft ansiedeln konnte. Das glückte ihm erst durch die kostenlose Übernahme der Reichsregierung. Jedenfalls gehen Herrn Schmidt und den faschistischen Kunstkritikern vor den Bildern Haiders die Augen über. Kein Wunder, oder ein deutsches, wenn man sie erst

jenseits des Wahrnehmbaren sieht. Oder, ganz kunsthistorisch ausgedrückt:

„Hier empfinden wir die Ruhe der mächtigen Eintönigkeit und die Unerbittlichkeit ihrer Verklammerung von großer Komposition mit der Schärfe des Details als das deutsche Erbteil, das sich durch die Jahrhunderte fortsetzt... In der Monotonie der Farben erblicken wir wie durch ein magisches Glas die Schwere und seelenbefreiende Weite eines schopenhauerischen Pessimismus.“

Wie wärs mit einem kleinen Selbstmord, Herr Schmidt?

DER PREISDICHTER DER NATION

Diesmal heißt er Möller und ist SA-Mann von Beruf. Von seinen Ahnen kann man nicht viel melden, da er aus Berlin stammt, und da gibt es so etwas nicht. Berliner besitzen höchstens einen Vater. Trotzdem bricht sich bei Möller das faschistische Talent Bahn. Schon als Primaner schrieb er Stücke, man denke. Das konnte der „Reichsjugendführer“ nicht fassen, und er beauftragte den jungen SA-Mann,

„an der künstlerischen Gestaltung des kulturellen Wollens der Hitlerjugend mitzuwirken.“

Bald bekommt er den komischen Titel „Oberbannführer“ und den Stefan-George-Preis der Nation nebst Begründung:

„Da in seinem Werk das aufrüttelnde Erleben unserer Tage den packendsten und künstlerisch reifsten Ausdruck gefunden hat“.

Eine Kostprobe der Früchte:

„Darum wollen die Kinder wir
hochnehmen auf den Arm,
wenn in den Stürmen auf wildem Tier
daherbraust der ruhlose Schwarm
der Ritter und Knechte, welche aus
den Gräbern auferstehn
und waffenklirrend in den Strauß
den nie verlornen, gehn.“

Da gebe ich die Hoffnung nicht auf. Ich bewerbe mich hierdurch um den nächsten Preis der „Nation“:

Darum wollen den Georgepreis
gönnen wir dem SA-Mann,
den reifsten Ausdruck zu finden weiß
er, Möller, der Oberbann-
führer der Hitlerjugend, die
verseucht wird von dem Er-
leben brutalster Idiotie
mit Kulturgeplärr.

Herwarth Walden

REISESCHRIFTSTELLER

„Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande. . .“ Schiller

Es handelt sich um eine besondere Spezies des an sich mit Recht geachteten Berufs. Um Eingeschlichene, die den Beruf des Schriftstellers als Maske benutzen. Ihre Zahl ist Legion. Sie sind nur mit der Feuerzange anzufassen, ob sie nun als Scheffer oder Sieburg geschminkt sind. Besoldet werden sie aus geheimen Fonds, über die jeweils die Herren Göbbels, Goering, Bohle oder Reichswehr und Marine verfügen. Vor der Öffentlichkeit fungieren sie als Zeitungskorrespondenten, was die Verleger nichts kostet. Sagt man ihnen öffentlich auf den Kopf zu, daß sie Gestapo-Agenten sind, so hängt es von den Behörden des von ihnen gerade beehrten Landes ab, ob sie sich ein Haus weiter bemühen müssen. An ihren Früchten kann man sie erkennen.

Auf den Spuren der Hereroschlächter

Seit 1933, dem Jahr der Machterbettelung Hitlers, zieht eine Sofie von Uhde durch die früher deutschen Kolonialgebiete Afrikas. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund und exerziert die teutonische Herrenmoral, daß die Conquistadoren Cortez und Pizarro vor Neid erblassen müßten. Einen Agentenbericht dieser Dame läßt die Hitlerregierung am 6. Mai 1938 im „Berliner Tageblatt“ abdrucken, und man muß sagen, daß Inhalt und Stil dieses „Reiseberichts“ die exakteste Mischung von Goebbelsschem Kitsch, Göringscher Großmannssucht und Himmlerschem Gestapoterror darstellen.

Die echt deutsche Frau hitlerscher Prägung schildert gerührt, wie sie vor fünf Jahren nackten Eingeborenen für einen ganzen Sack voll Gespinstfasern nur eine einzige durchlöcherte Kupfermünze bezahlte. Und obwohl die armen Neger die Säcke geduldig Stunden um Stunden durch brennende Sonnenglut getragen hatten, gab es keine Auflehnung gegen diese schamlose Ausbeutung, sondern einen echt afrikanischen Freudentanz vor der adligen Deutschen.

Und als sie einer Negerin das selbstgefertigte, wertvolle Amulett vom Halse nahm, wies diese eine dafür gebotene kleine Silbermünze zurück und bestand auf dem durchlöcherten Kupferstück, das man am Gürtel tragen und gegen etwas Salz eintauschen kann. Der Wert des Silbers war den Negern fremd. Statt dessen pflegten sie Stammesart, Volksbrauch und Naturnähe— dasselbe, was Hitler den deutschen Arbeitern anstelle eines gerechten Lohnes einzubläuen versucht. Ja, vor fünf Jahren konnte man noch Geschäfte machen in Afrika. Und heute? Sofie blieb die Luft weg, als sie ein Fußballspiel aus Anlaß der Krönung des englischen Königs mitansehen mußte. In einem südafrikanischen Bergwerksrayon. Preise waren ausgesetzt. Ein goldenes, ein silbernes Zigarettenetui. Und die jeder Scheu baren Neger besahen sich die Preise, noch dazu mit den Händen in den Hosentaschen, und wußten, daß Gold wertvoller ist, als Silber. Da sieht man, wie unter den schlappen Engländern die Neger verlottert sind. Und Sofie von Uhde kommt zu dem zwingenden Schluß:

„Diese beiden Bilder beleuchten klar den abschüssigen Weg, den die Eingeborenen Afrikas aus dem tiefen, einfachen Glück ihrer großen Wälder in die verhängnisvolle — nicht nur für sie, auch für ihre weißen Herren verhängnisvolle! — Entwicklung gegangen sind.“

Kein klassisches Deutsch; aber es wird doch klar, daß die Adlige von einem „tiefen, einfachen Glück“ spricht, in dem man den Wald vor Bäumen nicht sieht, für eine durchlöcherte Kupfermünze allen goldenen Zigarettenetuis entsagt und damit für die weißen Herren ganz ungefährlich ist. Wer ist schuld an diesem alarmierenden Verfall alten negrischen Brauchtums, der dazu führt, daß die Neger keine Nazis werden wollen?

Sofie von Uhde weiß alles. Schuld sind die Engländer! Erstens haben die Jankees farbige, afrikanische Truppen im Weltkrieg gegen Weiße verwandt, was den Negern *„erste Zweifel an den weißen Göttern brachte.“*

Die weiße Nazigöttin scheint den republikanischen Spaniern den Himmel verschlossen zu haben, weil doch Sofie von Uhdes Brüder (Weiße Götter?) dort Arm in Arm mit farbigen Afrikanern weiße Kinder abschlachten?!

Zweiter Grund:

„Die Unterdrückung Weißer durch Weiße in Afrika selbst, die Vertreibung rechtmäßiger Herren — das alles erschütterte nur noch mehr eine schon ins Schwanken geratene, einst an Götterverehrung grenzende Scheu und Achtung.“

Und das Resultat? Es scheint eine „Weiße-Götterdämmerung“ hereinzubrechen, denn *„Eine systematische Erziehung zu gesteigerten Bedürfnissen raubt ihnen allen Halt und verwirrt ihre Begriffe.“*

Es handelt sich nämlich darum, daß

„der Unterricht, den die Eingeborenen genießen, und der von der Wurzel aus falsch ist, der schwarzen Jugend ein gefährliches Wissen gibt, das sie überheblich macht und unlustig zu ehrlicher Arbeit.“

Wirklich unerträglich, wo man sich doch schlaflose Nächte macht, um alles gefährliche Wissen von der Wurzel aus zu liquidieren, um die Leute zu ehrlicher Arbeit ohne ehrlichen Lohn „lustig“ zu machen. Das wäre ja gelacht, wenn so eine schwarze Jugend in ihrer Begriffsverwirrung das gesteigerte Bedürfnis fühlte, einen weißen Gott überheblich zu fragen, was er eigentlich in Afrika zu suchen hätte. Sodom und Gomorra!

„Was soll man dazu sagen, daß man den Eingeborenen Kinos errichtet.... daß man ihnen Tanzdielen und Bars einrichtet und diese Bars auch an Sonntagen offen läßt...“

Die Engländer denken eben nur an ihre industriellen Interessen. Sie vergessen die eigentlichen Herren des Landes, die deutschen Gutsbesitzer:

„Für die Farmer und Pflanzer hat diese unheilvolle Entwicklung der Dinge recht üble Folgen. Der Drang, in die Städte zu ziehen, der die Eingeborenen erfaßt hat, raubt ihnen die nötigen Arbeitskräfte; und die meisten von denen, die noch geblieben sind, bilden eine ständige Quelle des Ärgers und der Beunruhigung.“

So geht das nicht weiter. Die Engländer vergessen, daß sie nur vorübergehend am Ruder sind, daß Hitler schon seinen Anspruch auf Deutsch-Südwestafrika angemeldet hat; und was der einmal angemeldet hat...

Sollten die deutschen Gutsbesitzer, die Südafrika bevölkern, sich am Ende gezwungen sehen, selber Ordnung zu machen? Vorbereitet dazu sind sie. Dank der beson-

deren Fürsorge des Hitlerschen Propagandaapparats sind sie mit Nazifilmen, Broschüren, Hetzrednern wohl versorgt, durch geschulte Militärspezialisten in SA und SS-Formationen organisiert und können in einem, von Berlin zu bestimmenden Moment einen kleinen Putsch in Szene setzen, um die deutschen Kolonialforderungen handgreiflich zu unterstützen.

Deutsche „Spezialisten" sind auch noch aus einem anderen Grunde am Platze, denn: *„Von hier bis in die Fallen des Kommunismus ist nur ein Schritt."*

Die Engländer haben dafür noch nicht das richtige Verständnis. Die Kommunisten haben aber auch eine Art zu arbeiten — es ist kaum auszudenken, was geschehen könnte, wenn Sofie von Uhde nicht dahinter gekommen wäre:

„Sie fangen die armen, entwurzelten Schwarzen, wie die Fliegen im Spinnennetz."

Wer kann sich der Tränen erwehren, wenn er sich das recht bildhaft vorstellt? Aber es kommt noch schlimmer. Die deutsche Dame entdeckt, daß in Johannesburg eine Zeitung erscheint,

„‚South African Worker' betitelt, die am Kopf Hammer und Sichel führt. Diese erklärt, daß das einzige Gegenmittel gegen die offenbare Unterdrückung durch das neue Eingeborenengesetz der Zusammenschluß aller Eingeborenen in der ‚All African Convention' sei."

Bei dieser Entdeckung ist der Weißen Göttin das Herz in die Hosen gerutscht:

„Es wird einem heiß und kalt bei dem Gedanken daran, was die Folgen sein werden!"

Hier kann nur noch deutsches Wesen Genesung bringen. Es gibt eine Medizin, die, den Eingeborenen regelmäßig eingegeben, zweifellos

„die Liebe zu dem tiefen, einfachen Glück ihrer großen Wälder"

neu erwecken wird. Das Mittel ist von Hitler an hunderttausenden deutschen Arbeitern erprobt, und Sofie von Uhde ist die Stimme ihres Herrn, wenn sie die Engländer schließlich aufmerksam macht auf

„diese alte, ehrliche deutsche Art, den Schwarzen für ein Vergehen eins hintendrauf zu geben. . . . !"

So, wie es ein Prinz Ahremberg mit den Hereros gemacht und wie man jetzt in den Gestapokellern und Konzentrationslagern den Opfern „eins hintendrauf" gibt!

Interessant wäre zu wissen, was sich die Setzer, deutsche Arbeiter, der „Buch- und Tiefdruckgesellschaft" in Berlin gedacht haben, als sie den Bericht dieser „Korrespondentin" setzten, für eine Zeitung, die ehemals den zivilisierteren Teil des deutschen Bürgertums zu ihren Abonnenten zählte. *Rudolf Müller*

MIT LÖFFELN GEFRESSEN

Herr Hermann Stehr gibt die Weisheit in Aphorismen von sich.

Statistisch:

„Auf hunderttausend Menschen, die mit dem Geist denken, kommt einer, der mit der Seele denkt."

Die Faschisten sind nicht mit einberechnet.

Physiologisch:

„Weise werden, ist die stolzeste Art, wie Menschen die Verarmung ihres Lebens wettmachen."

Aus medizinischen Gründen nur jährlich einen Eßlöffel voll.

Psychologisch:

„Wie reich ist doch des Menschen Seele, da sie des Menschen nie satt wird."

Sie verdaut ihn nur innerlich.

Verkehrsregelung:

„Man muß zur Weisheit kommen, nicht die Weisheit zu uns."

Nicht auszudenken:

„Die klugen Menschen denken mit dem Geist, die weisen mit der Seele."

Das Unglück schreitet schnell:

„Aus der Seele des Menschen wächst die Zukunft der Menschheit, wenn er in sich seine Vergangenheit und die Vergangenheit seines Volks überwindet."

Man muß zur Weisheit kommen.

Achtung, Konzentrationslager:

„Was liegt mir am Glauben? Am Menschen liegt mir mehr. Denn der Mensch überdauert jeden Glauben."

Der deutsche Mensch in seinem dunklen Drange.

Historisch:

Der fast gleichgeschaltete schlesische Dichter Hermann Stehr ist von dem jüdischen Schriftsteller Moritz Heimann entdeckt und propagiert und von dem jüdischen Verlag S. Fischer berühmt gemacht worden. *W. St.*

ZU UNSERN BEITRÄGEN

Der Quasterl von O. M. Graf gelangt hier zum erstenmal im vollen Umfang zum Abdruck, nachdem der Mittelteil der Erzählung bereits in einer anderen Zeitschrift der deutschen Emigration erschienen ist.

Eheleute im Exil ist ein weiteres Stück aus dem neuen Roman Lion Feuchtwangers (siehe auch das Stück „Größe und Erbärmlichkeit des Exils" in Heft 6 unserer Zeitschrift).

Te trais von J. Mihaly ist dem Manuskript eines Romans entnommen, an dem die Autorin zur Zeit arbeitet.

B. Brecht: Sechs chinesische Gedichte. Dazu teilt Bertolt Brecht mit:

Diese Gedichte sind ohne Zuhilfenahme der chinesischen Originale aus der englischen Nachdichtung *Arthur Waleys* übertragen, die von Sinologen sehr gerühmt wird. Die Originale sind auf chinesische Art gereimt, das heißt auf Vokale; ich habe für meine Übertragung die unregelmäßigen Rhythmen meiner *Deutschen Kriegsfibel* benützt.
Die drei Gedichte *Der Politiker, Die Decke* und *Der Drache des schwarzen Pfuhls sind* von Po Chü-i, einem der größten Meister der chinesischen Lyrik. Er stammte aus einer armen Bauernfamilie und wurde selbst Beamter. „Wie Confucius betrachtete er die Kunst als eine Methode, Belehrung zu vermitteln" (Waley). Bei den großen Lyrikern Li Po und Tu Fu rügte er einen Mangel an Feng (Kritik an den Herrschenden) und Ya (moralische Anleitung für die Massen). Von sich sagt er: „Wenn die Tyrannen und Günstlinge meine Lieder hörten, sahen sie einander an und verzogen die Gesichter." Seine Lieder waren „im Mund von Bauern und Pferdeknechten", sie standen geschrieben „auf den Wänden von Dorfschulen, Tempeln und Schiffskabinen". Er wurde zweimal ins Exil geschickt. In zwei langen Denkschriften, betitelt „Über das Abstoppen des Krieges" kritisierte er einen langen Feldzug gegen einen kleinen Tatarenstamm und in einem Zyklus von Gedichten satirisierte er die Räubereien der Beamten und lenkte die Aufmerksamkeit auf die unerträglichen Leiden der Massen. Als der Kanzler von Revolutionären getötet wurde, kritisierte er ihn, weil er nichts getan hat, die allgemeine Unzufriedenheit zu lindern und wurde verbannt. Sein zweites Exil verdankte er seiner Kritik des Kaisers, dessen Mißregierung er für die Umstände verantwortlich machte. Seine Gedichte sind in einfachen Wörtern, jedoch sehr sorgfältig geschrieben.

BERICHTIGUNG

Wir werden von Werner Türk darauf aufmerksam gemacht, daß sich in seine Kritik des Buches „Dichter im Exil" in Heft 5 ein sinnentstellender Fehler eingeschlichen hat, indem durch die Verwendung des Konjunktivs die Meinung des Kritikers in die des besprochenen Autors verwandelt worden ist. Es muß also auf Seite 123, 3. Zeile von unten ff. heißen:

„...doch dieser Prozeß der Reinigung, Neuorientierung, Klärung und Auswertung reicher Erfahrungen ist nicht abgeschlossen, sondern geht weiter. Er hat schon ermutigende Resultate gezeitigt und wird zu neuen wichtigen Ergebnissen führen. Die Gegensätze in der Emigration sind offenkundig, aber offenkundig ist auch ein wachsender Wille zur Sammlung".

NOTIZEN

Autoren, die in Frankreich leben, können sich zur Vereinfachung des Verkehrs mit der Redaktion mit Manuskripten, Anfragen und dgl. an folgende Adresse wenden: Association Internationale des Ecrivains pour la defense de le Culture. 29, Rue d'Anjou. Paris (8e). Pour „Das Wort"

Wenn Sie Beschwerden über schlechte Zustellung oder Mängel im Vertrieb unserer Zeitschrift haben, teilen Sie dies bitte, falls die üblichen Reklamationen keinen Erfolg haben, der Redaktion mit.

Zuschriften an die Redaktion sind zu richten an:
Redaktion „Das Wort", Moskau, Strastnoi Blvd. 11
Es wird dringend ersucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu richten, sondern nur an die Redaktion des „Wort" in Moskau. Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.

Mai 1938

Wegen der Schwierigkeit, bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) sämtliche publizistischen Organe regelmäßig zu erfassen, bitten wir unsere Mitarbeiter und Leser um Unterstützung.

KULTURKRITIK

Alfred Durus. Der Heroismus in der Sowjetunion. DZZ 10.5.
Oskar Goldberg. Die griechische Tragödie. MuW 5
Thomas Mann. Der Dichter als Erzieher. PT 29.5.
Siegfried Marck. Zur Philosophie Ernst Blochs. PT 28.5.
A. Stern. Philosophie der politischen Lüge. PT 29.5.
Arnold Zweig. Forschungsbericht. NW 18

GESCHICHTE UND ERBE:

Andor Gabor. Marx und Engels über Kunst und Literatur. IL 1
Karl Kreibich. Karl Marx. RF 7.5.
Hermann Linde. Jugend ringt um Goethe. PT 28.5.
Ferdinand Lion. Goethesche Politik. MuW 5
Ludwig Marcuse. Von Bayreuth nach Nürnberg. PT 22.5.
K. Maurer. Karl Marx. DZZ 8.5.
R. Miller-Budnizkaja. Schota Rustaweli, der Dichter der georgischen Renaissance. IL 1
W. Nagel François Voltaire. DZZ 30.5
Karl Obermann. Der Deutschen Kampf um Pressefreiheit. DVZ 1.5.
G. Sand. Schubart. DW 5
G. Schambinago. Das Lied vom Heerzug Igors. DZZ 24.5.
— Karl Marx — Gedächtnisausstellung. DZZ 15.5.

THEATER UND FILM

Bela Balazs. Meyerhold und Stanislawski. DW 5
Maxim Gorki. Theaterstücke. IL 2
Georg Lukacs. Julius Hays Drama „Haben". DZZ 30.5.
J. Rokotow. Neue Sowjetfilme. IL 1.4.
Anna Seghers. Helene Weigel spielt in Paris. IL 4
R. Br. Ein deutsches Theater in Paris? PT 25.5.; ders. Ludwig Hardt im SDS. PT 31. 5.
H. L. Das freie deutschsprachige Theater. NZtg 22.5.
egrt. 42. Straße feiert Lenin. PT 29.5.
Über Bertolt Brecht. 99% (Aufführung in Paris) DVZ 15., 22., 29.5. PT 22.5. Ce soir 23.5.
Über Hermann Kesser. Talleyrand und Napoleon. (Aufführungen in Basel) NZtg. 10., 13.5., PrPr 15.5. PT 22.5.
Über den Film „Die Bakuer". DZZ 23.5.
Über den Film „Wolga, Wolga" (Bela Balazs) DZZ 6.5.
— Hindemiths Grünewaldoper. NZtg. 30.5.

LITERATURKRITIK

F. Becker. Das Gorkimuseum in Moskau. D.V.Z. 29.5.
Boris Großmann. Bemerkungen über das Schaffen Ilfs und Petrows. IL 1
Georg Lukacs. Der Kampf zwischen Liberalismus und Demokratie im Spiegel des historischen Romans der deutschen Antifaschisten. IL 5
Ludwig Marcuse. Geschichte, Dichtung, Geschichtsdichtung. DW 5
Werner Türk. Dichter im Exil. DW 5
F. C. Weiskopf. Der Fall Ernst Gläser. NW 21
Alfred Wolfenstein. Expressionistische Erneuerung. PT 3.5.
— Zur Diskussion über politische Dichtung. IL 2
Fünf Jahre Bücherverbrennung (Äußerungen von Stefan Heym, Kurt Kersten, Franz Leschnitzer, Ludwig Marcuse, F. C. Weiskopf, Marx Zimmering) IL 5

Zwanzig Jahre Sowjetliteratur, eine Chronik. IL 1—5

Die Mainummer der DZZ (1.5.) enthielt Beiträge von J. R. Becher, Willi Bredel, Oskar Maria Graf, Heinrich Mann, Andersen-Nexö, Weinert.

Kisch über Spanien. DVZ 8.5.; vgl. auch PT 7.5. (Rudolf Leonhard)

Über Bertolt Brecht. Gesammelte Werke. PrPr. 5.5.

Über Petr Bezruč. Schlesische Lieder. IL 4 (Klara Blum und Fritz Brügel.)

Über Max Brod: Abenteuer in Japan. NZtg. 22.5.; über dens. Franz Kafka IL 4 (R. Fu.)

Über Fritz Brügel: Gedichte aus Europa. IL 5 (G. Alexander)

Über Oskar Maria Graf: Bolwieser, Sittinger. IL 1 (F. C. Weiskopf) NW 18 (R. Olden)

Über Fannina Halle: Frauen des Ostens. DW 5 (Klara Blum)

Über Ricarda Huch: Das Zeitalter der Glaubensspaltung. MuW 5 (Golo Mann)

Über Albert Hotopp: Stander Z. NZtg 29.5.

Über Alfred Kantorowicz: Tschapajew. PT 3.5.; NW 19 (Bruno Frei)

Über Irmgard Keun: D-Zug dritter Klasse. PT 28.5.

Über Else Lasker-Schüler: Hebräerland. IL 4

Über Emil Ludwig: Roosevelt. NZtg. 29.5.

Über Anna Seghers: Die Rettung, NW 19 (Walter Benjamin)

Über Walter Schönstedt: Das Lob des Lebens. PT 21.5.; NVztg. 28.5.

Über Edwin Seaver: Zwischen Hammer und Amboß. PT 21.5.

Über Alfred Polgar: Handbuch des Kritikers. MuW 5

Über Bodo Uhse: Die erste Schlacht, PT 3.5.

Über Wilhelm Uhde: Von Bismarck bis Picasso. DVZ 8.5.; DW 5

Über Ernst Weiß: Der Verführer, MuW 5

Über Arnold Zweig: Die Einsetzung eines Königs. DVZ 8.5.

Über Wodopjanow: Die Eroberung des Nordpols. DVZ 8.5.

Berichte über amerikanische Literatur in IL 1.4.5.

KUNST

A. Durus. Ausländische Kunst in Moskau. IL 1

Heinrich Vogeler. Frans Masereel. DW 5

— Leonardo da Vinci. IL. 1

— Käthe Kollwitz-Ausstellung in New York. NVZ 145.; DVE 28.5

DRITTES REICH

Paul Westheim. Museumsausverkauf beginnt. DVZ 1.5.

Paul Westheim. Ein „überwachter" Berufsstand. DVZ 8.5. ders. Deutsche Kunstnachrichten. NW 19

L. K. Säuberung der Bibliothek in Jauer. DVZ 15.5.

P. W. Artgerechte Kunst. DVZ 22.5.

Glossenteil in IL 1—5, DW 5.

VERSCHIEDENES

Über Ossietzky. NZtg. 5.5; PT 5.5.; 11.5. (Joseph Roth); 14.5.; NZtg. 5.5.; PT 5.5.; 11.5. (Joseph Roth); 14.5.; DVI 15.5. DVZ; 6.5. (Johannes R. Becher) 15.5. (Heinrich Mann. Bruno Frei, Kurt Kersten); 22.5.; NW 19 (Budzislawski, Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Balder Olden, Bracke, Vermeil, Berthold Viertel); L'Oeuvre 18.5.

ABKÜRZUNGEN

DVZ — Deutsche Volkszeitung; DVI — Deutsche Volks-Illustrierte: DZZ — Deutsche Zentral-Zeitung; NVZ — Neue Volkszeitung, New York; NZtg — Nationalzeitung (Basel); DVE — Deutsches Volksecho; MuW — Maß und Wert; PT — Pariser Tageszeitung; PrPr — Prager Presse; RF — Rote Fahne (Prag); NW — Neue Weltbühne; DW — Das Wort; IL — Internationale Literatur.

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT“

Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzky Most 18, (Bankkonto Nr. 263, Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12)

AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sidney
BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique „OBLA“, 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles
Č. S. R. — Slavica-slovanské odd. Knihkup Melantrich, a.s., Praha II, Václavské nám. (Účet, pošt. spoř. 20.208.4)
DÄNEMARK — S. U. V's Boghandel Frederiksborggade 42[1], Kopenhagen K.
ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd., Strand House, Portugal St., London W. C. 2
— Collet's Foreign Department, 31, Gerrard St., London W. I
FRANKREICH — Messageries Hachette. Service des Abonnements. III, rue Réaumur, Paris 2e.
HOLLAND — Boekhandel en Uitgeverij „Nieuwe Cultuur“, (Afd. Tijdschriften-Import) Sarphatistraat 74, Amsterdam.
LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga. (Pasta tek, rek. Nr. 675)
LITAUEN — „Mokslas“ Knygynas, Laisves aleja, 46, Kaunas.
NORD- & SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York N. Y. U. S. A.
NORWEGEN — Johan Grundt Tanum, Tidligere Aschehougs Boghandel, Karl Johans gt. 43, Oslo.
PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36. P. O. B. 223, Haifa.
SCHWEDEN — C. E. Fritze's Kgl. Hofbuchhandlung, Fredsgatan 2, Stockholm.
SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpostfach 43, Zürich.
SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones“. Diputación 260. Barcelona.
TÜRKEI — Librairie Hachette Succursale de Turquie 469, Avenue de l'Indépendance, Boîte postale Pera 2219, Istanbul
UdSSR — Meshdunarodnaja Kniga, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

DAS WORT

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer 160 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Belgien . . . . b. Frs.	12.—	20.—	40.—	4.—
Č. S. R. . . . Kč.	12.50	25.—	50.—	5.—
Dänemark . . . d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
England . . . . £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.1.0
Frankreich . . . fr. Frs	11.25	22.50	45.—	4.50
Holland . . . . . hfl.	0.75	1.50	3.—	0.25
Lettland . . . Lat	3.—	6.—	12.—	1.—
Litauen . . . . . Lit	4.—	8.—	16.—	1.50
USA . . . . . . $	0.75	1.50	3.—	0.30
Norwegen . . n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweden . . schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweiz . . schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Spanien . . . . Peso	5.50	11.—	22.—	2.—
Türkei . . . . Lira	0.75	1.50	3.—	0.30
UdSSR . . . . Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

In den nicht aufgeführten Ländern erfolgt die Lieferung zu den Preisen der USA.

Druck: 7. Druckerei, Moskau — B—47695